

Reisebriefe aus Mexiko





Reisebriefe aus Mexiko.

Von

Dr. Eduard Seler.

Mit [illegible] Tafeln und [illegible] in den Text gedruckten Abbildungen.



Berlin [illegible].
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Notiz für den Buchbinder.

Die zu dem Werke gehörigen Tafeln sind an folgenden Stellen des Textes einzufügen:

Tafel	I	Seite	14
„	II	„	46
„	III	„	7[illegible]
„	IV	„	74
„	V	„	96
„	VI	„	136
„	VII	„	228
„	VIII	„	228

Reisebriefe aus Mexiko.

Von

Dr. Eduard Seler.

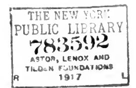
Mit 8 Tafeln und 11 in den Text gedruckten Abbildungen.



Berlin 1889.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.





Vorwort.

Die Reise, welche Veranlassung zu folgenden Briefen gegeben, ist im Wesentlichen zu archäologischen Zwecken unternommen worden. Seit Jahren mit den Sprachen und der alten Geschichte des Landes beschäftigt, hatte ich das Bedürfniss, das Land meiner Studien einmal mit Augen zu sehen. Zudem musste ich, wollte ich mit Erfolg weiter arbeiten, mir an Ort und Stelle das archäologische Material zu verschaffen suchen, welches mir die europäischen Museen zu bieten nicht im Stande waren.

Auf dieser ganzen Reise bin ich von meiner Frau begleitet worden, die alle Mühseligkeiten und Unbequemlichkeiten der Reise getreu mit mir getheilt hat, und die ihren reichen Theil dazu beigetragen hat, die Sammlungen, die wir heimgebracht haben, so ansehnlich zu gestalten. So ist denn auch eine ganze Zahl der folgenden Briefe von ihr geschrieben worden, wie der freundliche Leser unschwer bemerken wird; die meisten derjenigen, die von Persönlichkeiten und von örtlichen Verhältnissen und Gebräuchen handeln.

Eine zusammenhängende Reisebeschreibung sollen selbstverständlich diese Briefe nicht geben, und können es nicht.

Von der Fülle von Eindrücken, die die fremdartige und grossartige Scenerie in uns hervorrief, von den mancherlei Beobachtungen, die bei Betrachtung des Volkslebens sich uns aufdrängten, haben wir dies und jenes zu Papier gebracht, was gerade in dem Moment unser Denken füllte, und was die karg

bemessenen Ruhepausen nieder zu schreiben erlaubten. Vieles ist uns nachträglich eingefallen, was wir hätten schreiben können. Manches von dem Geschriebenen däucht uns jetzt weder schön noch scharf genug. Doch fürchteten wir, durch zu viele Besserungen und Einschiebsel die Ursprünglichkeit des Gegebenen zu verwischen.

Möchten diese Blätter im Stande sein, ein etwas von der Wirklichkeit dem Leser vorzuzaubern, gangbare Vorstellungen zu berichtigen, und dem Land und Volke Freunde zu gewinnen, dem wir von Herzen Freund geworden sind.

Steglitz, September 1889.

I. Vom Mississippi bis zum Rio Grande.

Eisenbahnfahrt von St. Louis nach Santa Fé — Santa Fé — Pueblos — Chamita, S. Juan, Tesuque, Peñablanca, Cochití — von Santa Fé nach El Paso — El Paso.

Im Pullman Car der Atchison Topeka a. Santa Fé. R. R.
Octob. 22. 1887.

Gestern Abend haben wir St. Louis verlassen und sind in nächtlichem Dunkel erst wieder auf die Ostseite des Mississippi, dann zurück auf die Westseite und dann ziemlich geradeaus nach Westen gefahren. Als es tagte, befanden wir uns in einer Landschaft, die nicht viel von denen im Osten des Mississippi verschieden war. Felder und Weiden, Wald und Busch, in letzterem namentlich die Eichen durch ihre schöne Färbung auffallend. Die Farmhäuschen sehen ziemlich ordentlich aus, sauber gestrichen. Im Ganzen machte es uns einen ähnlichen Eindruck, wie im westlichen Theil von Indiana. Gegen 9 Uhr näherten wir uns Kansas City, an der Einmündung des Kansas in den Missouri gelegen und noch zum Staate Missouri gehörig. Niedliche Holzhäuschen mit einem riesigen Plakat, Forest Home, For Sale, verkündeten die Nähe der Stadt. Diese hat 115 000 Einwohner und soll einen riesigen Handel betreiben. Aber wenn die amerikanischen Städte überhaupt für uns Europäer einen wenig anheimelnden Anstrich haben durch den Stempel der Unfertigkeit, der ihnen aufgedrückt ist, so ist Kansas City die amerikanischste der amerikanischen Städte. Wie in St. Louis sind es auch hier eine Reihe ziemlich hoher Terrainwellen, aus Lehm und Schwemmland, auf der einen Seite an den Missouri, auf der andern an den Kansas

reichend, über welche die Stadt hinweg gebaut ist. Unten am Flusse gehn die Eisenbahnen, und dort hat sich dem Union-Depot, d. h. dem Centralbahnhof, gegenüber eine Stadt von Hotels und Restaurationen angesiedelt. Dicht daneben erheben sich hohe Lehmwände, theils senkrecht abgestochen, von oben nachbröckelnd, dass es einem ordentlich ängstlich wird, die Holzbuden auf dem Kamm derselben zu sehen, theils terrassirt und mit Holzhäuschen überstreut, aber jämmerlich kahl, unordentlich, trostlos. Es ist der Uferabfall der ersten Terrainwelle und eine Cable Road (Drahtseilbahn) führt in kühner Steigung von dem Bahnterrain hinauf und durchschneidet weiter die Stadt, die dahinter sich ausbreitet. Die Stadt selbst hat in den centralen Theilen hohe aneinanderstossende Häuser und ein unglaublich bunt bewegtes Treiben. Aber Schutt und Staub überall, weite Schuttplätze zwischen den Häusern, Neubauten, kurz ein ungemüthliches Treiben. Wir hatten nur etwas über zwei Stunden Zeit: Eine Stunde ging hin mit Billetumtausch, Gepäckexpedition und Frühstück. Die andere haben wir zu einer Cable road Fahrt verwendet.

Von Kansas City kommen wir in das Gebiet des Staates Kansas, — des gesegneten Staates, wo kein Wein, kein Bier, kein Schnaps, kein Brennspiritus verkauft werden darf — ausser in den Apotheken —, und wo die Frauen wählen gehen und Sitz und Stimme in der Regierung haben. Wie ein amerikanischer Priester uns erzählte, der in Lawrence zu uns stieg, ist das Gesetz von den Apothekern und Bankers gemacht worden, und die andern sind hineingegangen, ohne zu wissen, was sie thun. Die Sache liegt jetzt so, dass die reichen Leute in die Apotheke gehn und dort trinken, so viel sie Lust haben, während der arme Mann nirgends etwas bekommt. Wir fuhren im Thal des Kansas aufwärts, ein freundlicher Strom, von der Breite und dem Ansehen unseres Bobers, und von Bäumen eingefasst. Nur die stark abgespülten Uferwände, die überall ins Wasser hineinreichenden toten, abgestürzten Bäume gemahnten an den neuen Continent. In der Nähe des Flusses schmucke Felder; jenseits Hügel, mit buntem Laubwald bedeckt. Weiterhin kamen wir vom Flusse ab, auf weite Ackerfelder — ganz Kansas soll ein Ackerfeld sein. Wir passierten eine Reihe Ortschaften, weitläufig angelegt und durch-

aus aus Holzhäusern bestehend. Weite schöne Flächen, nur flach gewellt, und Weiden. Dann geht die Bahn in einer Art trockener breiter Senke weiter, Ackerflächen im Grunde, rechts und links von niedrigen Steingehängen, karstartigen Ansehens, eingefasst. Eine ganze Anzahl baumumsäumter Creeks schneiden unsern Weg. Die Luft ist klar und rein. Hier sind wir aus dem Bereich der Städte, hier athmet man freie Luft. Ich habe ein Gefühl gehabt, wie auf meinen einsamen Wanderungen auf dem Karst. Man spürt den freien Hauch der nahen Wüste. Die Sonne ging prachtvoll unter, und Himmel und Land zeigten Farben, wie ich sie nur am Meer des Südens, in Triest, Italien und Dalmatien gesehen. — Erwähnenswerth ist noch, dass das Essen auf den Stationen zwar theuer, aber vorzüglich und reichlich ist und sauber und nett servirt wird — so einen angenehmen Contrast bildend zu dem, was wir im Osten des Mississippi erfuhren. Ferner erwähne ich, dass mehrere dieser Holzstädte in der Prairie elektrische Strassenbeleuchtung haben.

Octob. 23. 1887.

Beim Aufwachen befanden wir uns in der Steppe, auf der Prairie. Weite Flächen mit vertrocknetem röthlich schimmernden Grase bedeckt. Ab und zu taucht eine Yucca auf, oder sogar ein Cactus, aber noch niedrige Polster bildend, und die Artemisia bedeckt weite Flächen. Dazwischen schlängelt sich der Arkansas, ein trüber ziemlich rasch dahin fliessender Strom, mit Sandbänken in der Mitte, und das Ufer auf der einen Seite auf weite Strecken unterwühlt. Die Pappeln, die zu beiden Seiten seinen Lauf begrenzen, sind das einzige Holz, das man hier sieht. Nur hier und da haben die Ansiedler — die ganze Bahnlinie ist mit Holzstädten besetzt — eine Gruppe Bäume gepflanzt, die sie durch Fenzen sorgfältig gegen das Vieh schützen. Weite Heerden Vieh, Rinder, aber auch Pferde, sind rechts und links neben der Bahn zu sehen. Sie wandern langsam dahin, wie in alten Zeiten die Büffel dieses Wegs gezogen sind. Die Luft ist unausgesetzt klar, rein und kräftig. Wir befinden uns schon 4000' über dem Meerspiegel.

Jenseits La Junta kommen die Berge in Sicht. Die Rocky Mountains! Auch die nähere Umgebung ändert sich. Nach Südwesten fahrend kommen wir vom Flusse ab, der nur noch in der Ferne durch die Reihe der gelbbelaubten Pappeln, die ihn umsäumen, kenntlich ist. Dann kommen wir in ein von tiefen Wasserrinnen durchfurchtes Gebiet und hier taucht auf den Gipfeln der niedrigen Erhebungen ein strauchartiger Baum von Wüstencharakter auf, der leider zu fern bleibt, um ihn genauer betrachten zu können, unstreitig ein Nadelholz; der ganzen Form nach aber gleicht er dem mexikanischen Mezquite. Der Baum ist auch weiterhin überall auf der Spitze der Hügelkuppen zu sehen. Die Flächen dazwischen sind von Runsen durchfurcht und mit Steppenvegetation bedeckt: Polster trocknen niedrigen Grases, Stachelgewächse und ein graublättriger niedriger Strauch. Fenzen, die von der Bahn nach beiden Seiten auslaufen, zeigen, dass auch hier alles schon Privateigenthum ist. Vieh war jetzt hier nicht zu sehen, doch zeigten die eingetrockneten Wasserrunsen überall die dichten Fussspuren der Rinder. Bei einer Bahnwendung kommen die Berge wieder in Sicht, die durch die Hügel in der Nähe verdeckt waren. Es ist eine schöne Reihe snow-clad Mountains, in der Sonne blitzend, die Furchen, die an den Schneegehängen heruntergehen, deutlich erkennbar. Dort muss der Pike's Peak liegen, der höchste Berg der Felsengebirge. Den Vordergrund bilden niedrige dunkelgefärbte Ketten, und dann die gelbe Steppe, von der sich scharf die, die Spitzen der Hügel bedeckende und den Rand der Abstürze markirende, spärliche Baumvegetation abhebt. Wir nähern uns Trinidad, der ersten Stadt mexikanischen Ansehens, wie der Reiseführer angibt, und der mexikanische Charakter macht sich in der That schon dadurch geltend, dass wir hier am Wege die ersten aus Adobe (Luftziegeln) erbauten Häuser antreffen; theilweise nette, neue, mit Holzdach und eingesetzten hölzernen Fensterrahmen, zum Theil aber auch ganz jämmerliche Lehmkaten, Weiber davor auf dem Boden hockend, und daneben, ebenfalls aus Lehm, eine Art Backofen in Zuckerhutform, in dem vermuthlich schon die aztekischen Tortillas gebacken werden. Trinidad selbst liegt an einem Wässerlein, 5000′ über dem Meerspiegel, am Fusse von Hügeln, die

quadersandsteinartige, wie Ruinen aussehende Felskrönungen haben und noch 3000′ über Trinidad aufsteigen sollen. Die Stadt hat, soweit man von der Bahn sehen kann, ein ungemüthliches Ansehen, ungemüthlich aber, aller Voraussetzung nach, nur deshalb, weil auch hier schon die Amerikaner alles von unten nach oben kehren, graben, bauen, bohren — Pionire der Civilisation, ohne Zweifel, aber für den, der nicht mit ihnen dem Dollar nachrennt, ist es ein unbehagliches Volk und ein unbehagliches Treiben. Das Haupt der auf dem Bahnhof sich drängenden männlichen Bevölkerung ist mit weichem, rundem, grauem Filzhut bedeckt, und als Band ist darum ein Lederriemen mit Schnalle geschlungen. Einzelne tragen aber auch schon die schwere mexikanische Silberschnur um den Hut.

Hinter Trinidad steigt die Bahn stark, um einen Rücken zu überwinden, die Sierra de Raton, ein östlicher Ausläufer der von N. nach S. verlaufenden Hauptkette. Wir passiren den Fluss, der ebenfalls von Pappeln umsäumt ist, und steigen in einem Thale in die Höhe, das einige Maisfelder hat und von Bergen karstartigen Ansehens eingefasst ist. Auf den Bergen einzelne Nadelhölzer von Kusseln- oder Mezquiteform, — dieselben, die wir schon hinter la Junta getroffen. Die Dörfer elende Lehmhütten, mit flachem Dach, aus Stangen mit Erde überschüttet. In der Thür der Häuser Buben mit breiten, rothen, indianerhaften Zügen; die Frauen auf der Strasse, statt der Mantilla, wenigstens mit einem schwarzen Tuch umhüllt. Im Thal sind übrigens Kohlenminen, die abgebaut werden. — Die Berggehänge sind hübsch, sie erinnern mich an das Apenninenthal, das wir von Ancona aus passirt haben. In das Nadelholz mischt sich hier Eichengestrüpp. Am Wege sehen wir zum ersten Mal vor ihren Erdlöchern, Männchen machend und herumhüpfend, die sehr mit Unrecht Prairiehunde genannten Thierchen. Es sind Nagethiere und erinnern an Murmelthiere oder Kaninchen. — Den höchsten Kamm erstiegen wir nicht. Durch einen 5 Minuten langen Tunnel gelangen wir auf die Südseite und münden bald auf der Mittagsstation Raton.

Weiterhin folgt wieder eine weite ebene Fläche, mit kurzem Steppengrase bedeckt und mit tiefen, senkrecht eingerissenen

Wasserrunsen, aber auf allen Seiten von kahlen Bergen umsetzt, die schon von der abendlichen Sonne angestrahlt werden — Steilabstürze der Mesas oder »Tische«, wie man hier überall im Lande die Berge plateauartiger Beschaffenheit nennt. Die Luft ist klar und rein. Von der durch den Reiseführer angekündigten Wetterveränderung auf der Südseite des Passes haben wir nichts gemerkt. Seit dem Passübergang befinden wir uns übrigens im Staate New-México.

Octob. 24., 1887.

Noch immer im Pullman Car. — Eigentlich sollten wir gestern um 7 Uhr 30 in Las Vegas sein, aber schon in Trinidad hatten wir zwei Stunden Verspätung, und so kamen wir in Las Vegas erst gegen 10 Uhr an. Las Vegas ist Abendstation, das Supper bestand aber nur in Kaffee, Sandwitches mit mehr Salpeter als Fleisch enthaltendem Schinken und Apple-pie! In Lamy zweigt sich die Bahn nach Santa Fé ab. Wir hatten uns einen Platz in dem Pullman Car genommen, der nach Santa Fé geht. Santa Fé ist Endstation. So konnten wir ruhig im Wagen bleiben, und im Wagen ausschlafen. Auf diese Weise sparen wir das Nachtquartier in Santa Fé, dachten wir, denn der Zug sollte mitten in der Nacht, fahrplanmässig um 1 Uhr 55, in S. Fé eintreffen. Als es aber tagte, befanden wir uns noch in Lamy, den von Süden kommenden Zug erwartend, der ebenfalls Passagiere an unsern Zug abgeben soll. Diesem Umstande verdanke ich es, dass ich Dir noch eine kurze Beschreibung der gegenwärtigen Scenerie und unserer Hinfahrt nach S. Fé geben kann. Ob und was für ein Ort hinter der Station Lamy etwa noch vorhanden ist, kann ich nicht ersehen. Man sieht nur einige Hügelrücken, aus Steinschotter bestehend und mit niedrigen, krumm gebogenen Kiefern spärlich besetzt. Auf dem Kies des Vordergrundes dieselben Wüstenpflanzen, die wir am ganzen gestrigen Nachmittag gesehen — einen grünblätterigen Halbstrauch mit gelben Compositenblüthen und eine kleine grüne Composite. Im Hintergrunde eine Kette dunkler Berge, deren Gipfel in Wolken gehüllt sind. Zur Seite der Bahn ein paar elende Hütten, die Wände,

bei den einen aus Feldsteinen aufgebaut, bei den anderen aus senkrecht neben einander gestellten ausrangirten Schwellen bestehend, dazu ein flaches Dach, aus Stangen mit Erde verschmiert. Und vor ihnen ein Mädchen, den Kopf mantillenartig in ein schwarzes Tuch gehüllt, die gegen irgend eine im Zuge befindliche Person die Zunge ausstreckt.

Um 7 Uhr 30 setzt sich der Zug wirklich in Bewegung. Die Scenerie der nächsten Umgebung bleibt dieselbe — sandiges Erdreich, mit zwei Arten Coniferen bestanden, einer Kiefer und einer Art Cypresse; dazwischen der säulengliedrige Cactus, mit den gelben Blüthen, den wir schon gestern Nachmittag gesehen, und die wie ein Strahlenbüschel aus der Erde aufschiessenden spitzblätterigen Yucca Stauden. Auf die Höhe kommend, sehen wir links, an die oben erwähnte Kette sich anschliessend, eine ganze Reihe Ketten, nähere und fernere, aus kahlem Gestein bestehend, das in der Morgensonne röthlich leuchtet. Es müssen die Berge und Plateaus am jenseitigen westlichen Ufer des Rio Grande sein. Die Luft ist übrigens klar und kalt. Zur Seite der Bahn sehe ich eine Pfütze mit Eiskruste bedeckt. Immer schöner und freier wird es zu unserer Linken. Zwischen den näheren und ferneren Ketten dehnen sich weite Flächen, in unübersehbare Ferne verliert sich der Blick. Schön sieht es aus, aber wer diese Striche durchwandern sollte?! — Dorthin liegen die Hunderte von deutschen Meilen sich erstreckenden kahlen, von tiefen Cañones durchschnittenen Felswüsten. Endlich werden ein paar parallelepipedische Lehmhütten sichtbar, die Häuser von Santa Fé. Auf dem Bahnhof wartet unser schon der Omnibus des Palace-Hotel. Wir durchfahren ein paar Strassen, die theils mit Lehmkathen mit Holzvorderdach davor — der landesübliche Stil — und theils auch mit einer Reihe neuer amerikanischer Gebäude besetzt sind, fahren um die Plaza herum und landen im Hotel, das sich uns als ein neu erbautes, ziemlich grosses Holzhaus repräsentirt, rosa und braun gestrichen, feinsten amerikanischen Stils. Aber es ist sauber, und wir sind froh, wieder mal auf ein paar Tage sesshaft zu werden.

S. Fé, Octob. 25, 1887.

Wir waren nach S. Fé gekommen, um Herrn Bandelier zu sprechen, der seit einigen Jahren seinen Aufenthalt hier genommen. Wir erfuhren aber alsbald, dass derselbe vermuthlich zur Zeit nicht hier anwesend sei. Um näheres über ihn zu erkunden, beschlossen wir, unseren Reisegefährten, den P. Stephan, aufzusuchen, der in dem erzbischöflichen Palaste Absteigequartier genommen. P. Stephan ist ein Deutscher von Geburt, aber schon seit 40 Jahren im Lande ansässig. Er ist Director der Indianerschulen, die unter katholischer Leitung stehen, hat seinen ständigen Aufenthalt in Washington — wo sein Aufenthalt zeitweise sehr nöthig ist, um rücksichtslosen Maassnahmen gegen seine Pflegebefohlenen entgegenzuwirken —, ist aber einen grossen Theil des Jahres unterwegs auf Inspectionsreisen, die ihn von den Grenzen Canadas bis nach Südcalifornien führen. Er war in Lawrence zu uns gestiegen, der Universität des Staates Kansas, nachdem er Tags zuvor daselbst eine Indianerschule inspizirt hatte. Es ist ein freundlicher, human gesinnter, alter Mann, der überall im Lande wohl Bescheid weiss. Wir fanden ihn in Gesellschaft des Erzbischofs und einiger Geistlichen der Umgegend. Die ganze Geistlichkeit des Territoriums Neu-Mexico ist französischer Nationalität, so auch der Erzbischof selbst und sein Vorgänger, der jetzt auf einer kleinen Farm in der Nähe von S. Fé die wohlverdiente Ruhe geniesst. Die Herren kamen uns sehr freundlich entgegen. Man zeigte uns alles, was es in Palästen und in Kirchen Sehenswerthes giebt. S. Fé hat die älteste Kirche, die es in den vereinigten Staaten giebt, wie es überhaupt die älteste Stadt der vereinigten Staaten ist. Mit den aus Lehm aufgeführten Wänden lässt sich allerdings keine hohe künstlerische Gliederung erreichen. Aber alte, von Indianern gefertigte Altarschnitzereien und schön geschnitztes Gebälk wurde uns gezeigt. Die Gastbewirthung bestand in Weintrauben, Prachtexemplare der Mission-grape, so genannt, weil sie von den ersten Missionaren hier eingeführt wurde, also die älteste im Gebiet der Vereinigten Staaten angebaute Traube ist. Im Zimmer des Erzbischofs konnte ich auch das mit zahlreichen Plänen und Zeichnungen prächtig ausgestattete Manuscript

des Werkes sehen, welches Herr Bandelier über seine Reisen in Arizona und den nordwestlichen Theilen der Republik Mexiko geschrieben. Der Erzbischof hat es angekauft, und es soll, da es viel Material über die Reisen und die Arbeiten der ersten Missionare in jenen Gegenden enthält, dem Papste als Jubiläumsgabe dargebracht werden. Wir erfuhren übrigens, dass Herr Bandelier z. Z. vermuthlich in Peña blanca, einem am Rio Grande gelegenen Dorfe, sei, und man rieth uns, einen Wagen zu nehmen und dort hinaus zu fahren. Wir nahmen uns vor, dem Rathe zu folgen. Als wir aber darnach, am Nachmittag, noch der Frau Bandelier unsern Besuch machten, erfuhren wir, das Herr Bandelier schon Peña blanca verlassen und weiter nach Xémes gewandert sei, — Herr Bandelier reist, wie die Indianer, stets zu Fuss, in jenen Sand- und Felswüsten eine anerkennenswerthe Leistung. Die Nachricht machte uns einen argen Strich durch die Rechnung. Hier konnte nur Warten helfen. Wir trafen aber bei Frau Bandelier Landsleute, Herrn Koch, einen Bremer von Geburt, aber seit 20 Jahren im Lande ansässig. Er hat zur Zeit in Santa Fé ein grosses Holzgeschäft, d. h. er bezieht bearbeitete Hölzer aus Chicago, Bretter und Planken jeder Art und fertige Thür- und Fensterrahmen, die in die Lehmhäuser nur eingesetzt zu werden brauchen. Herr Koch rieth uns, die Zeit zu benutzen, einen Ausflug nach S. Juan zu machen, wohin er uns einen Brief an den dort ansässigen Herrn Eldodt, mitgeben wollte.

Santa Fé, Octob. 27, 1887.

Ich erstatte Dir heute Bericht über den Ausflug, den wir in den letzten beiden Tagen nach dem Pueblo de San Juan machten, einem von sogenannten Pueblo-Indianern, und zwar von Indianern des Stammes Tegua, bewohnten Dorfe in der Rio Arriba County, d. h. im oberen Thale des Rio Grande.

Man benutzt von Santa Fé aus zunächst die Texas, Santa Fé and Northern R. R. An den Häusern von Santa Fé vorbei geht es die im Wesentlichen aus Kies und aufgeschwemmtem Erdreich bestehenden Hügel hinauf, welche auf der westlichen Seite das Kesselthal von Santa Fé begrenzen. Die Vegetation

ist die gleiche, wie die, welche wir auf der Strecke von Lamy nach Santa Fé sahen. Die Bäume selbst sind klein, strauchartig und stehen vereinzelt. Das ganze Vegetationsbild erinnert einen an die sandigen Bauernhaiden unserer Mark. Aber es erinnert auch nur daran, denn die einzelnen krüppelhaften Bäume haben hier einen, ich möchte sagen, energischeren Charakter. Mannigfach verdreht und verkrümmt ragen die Bäume empor und sind bis zum Grunde mit Aesten und Zweigen versehen. Sowie man auf die Höhe kommt, hat man wieder einen freien Umblick. Prächtig klar und hell beleuchtet liegen drüben die Berge, die auf dem Plateau jenseits des Rio Grande aufsetzen. Die nähere Umgebung bleibt noch eine ganze Weile die gleiche. Allmählich geht es abwärts und wir kommen in das Thal eines Giessbaches, der jetzt aber nur ein grosses Sandbett darstellt, ohne einen Tropfen Wasser. Die Höhen, an deren Fusse er sich hinzieht, werden immer höher, je tiefer wir hinabkommen. Felsgebilde treten auf, und dort tritt der Giessbach in eine tiefe felsige Klamm, einen Cañon. Wir aber sahen nur in den Eingang hinein, denn die Bahn erklettert rechts einen niedrigen Sattel. Man begreift nicht, warum der Fluss nicht auch hier herüber seinen Weg sich gegraben, denn es ist nur ein riesiger von der Kette abgelöster Felsblock, zwischen dem und der Wand das Sandbett des Flusses sich hinabzieht. Mit riesigen Curven kommen wir jenseits des Sattels wieder an den Sandstrom herab, und nun dauert es nicht lange, so bekommen wir drüben, vor uns, eine hohe Wand zu Gesicht — das westliche Ufer des Rio Grande. An der Stelle, wo wir den Fluss erreichen, fliesst er ziemlich schnell zwischen hohen Felswänden hin. Das Wasser sieht braun, aber hell aus, und die Anwohner sind voll des Lobes über die guten Eigenschaften desselben. Die Bahn bleibt zunächst am linken östlichen Ufer. Haben wir bisher, wie es scheint, neben den Schutt- und Geröllmassen nur Sandstein und Kalkstein gehabt, so werden jetzt an der Felswand des jenseitigen Ufers die säulenförmigen Absonderungen des Basalts sichtbar. Wie uns der Erzbischof von S. Fé, mit dem wir fuhren, mittheilt, sollen auch drüben Oeffnungen ausgebrannter Krater sichtbar sein. Wir überschreiten den Fluss und kommen alsbald in eine grosse, schöne, von Bergen um-

setzte Thalerweiterung. Das ist der Distrikt Rio Arriba, wo auf den erhöhten, aus fruchtbarem Lehm bestehenden Flussterrassen die von Mexikanern bewohnten Ortschaften Española, Santa Cruz, Chamita und die Indianerdörfer San Ildefonso, Santa Clara und San Juan liegen. Es ist ein eigenes Bild, was diese ganze Landschaft bietet. Im Grunde der Fluss, der zwischen breiten Flächen Schutts und Kies dahinfliesst, sich ab und zu in Arme theilt, nur selten von einer Holzbrücke überspannt ist. Ein mit mauerpfefferartigen, fleischigen Blättern besetzter niedriger Strauch wächst auf dem Kies und den Gehängen, am Rande der lehmigen Flussterrasse (Löss?) sieht man hier und da Salzausblühungen. Die einheimische Pappel (cottonwood) mit ihren schön grün und herbstlich gelb gefärbten Wipfeln zieht sich einzeln oder in Reihen längs der Flussarme hin, oder taucht neben den gelben Lehmhäusern der Pueblos, hier und da auch einzeln auf dem freien Felde auf. Die Dörfer selbst, niedrige, einstöckige, gelbe Lehmhäuser (d. h. aus Luftziegeln, adobes, erbaut und aussen mit Lehm verstrichen). Die gelbbraune Farbe derselben sticht schön von dem blauen Himmel darüber und den dicht belaubten, jetzt in herbstliches Gold getauchten Wipfeln der cottonwood Bäume ab. Und geradezu einen prächtigen Farbeneffect geben die Schnüre rother Pfefferschoten, die über der Hauswand herabhängen, häufig friedlich gesellt mit langen Reihen zu Zöpfen geflochtener langer Maiskolben (mit schwarzen, weissen und rothen Körnern). Die Kirchen der Ortschaften sind hier und da leider Gottes neu ausgebaut. Aber häufig sieht man noch die alte klassische mexikanische Form: die vier Lehmwände mit dem Portale, das über der Thür den die Glocke tragenden Bogen zeigt. Reiter, mit riesigem Sporn am linken Fuss, galoppiren auf der Strasse, und Mädchen und Frauen kommen in Reihen, das Haupt und die Schulter mit langem Tuch bedeckt und auf dem Kopfe den schwarzen Wasserkrug einheimischer Fabrikation balanzirend. Ueber dem allen spannt sich ein immer klarer, nur einzelne Strichwolken zeigender Himmel, und in der klaren Luft zeichnen sich scharf die Berge ab, die das Thal von allen Seiten begrenzen, und deren Firsten jetzt schon, hier spärlicher, dort reichlicher, mit Schnee bedeckt sind.

Die Bahn geht auf der rechten Thalseite, und in Chamita stiegen wir aus. San Juan, das Pueblo, nach dem wir wollten, liegt auf der anderen Seite des Flusses; wir mussten also zuerst über eine Holzbrücke gehen, dann aber war noch ein Wasserarm zu passiren, welcher zwar um die jetzige Jahreszeit nicht viel Wasser führt, aber doch genügend, dass er nicht zu durchwaten war. Wir liessen uns also nach einander vom reitenden Postboten auf's Pferd nehmen und kamen wohlbehalten hinüber. Herr Eldodt nahm uns auf's freundlichste auf. Vor zwanzig Jahren hierher gekommen, hat er sich mit der Zeit so behaglich eingelebt, dass er die Aussenwelt nicht entbehrt. Er hat einen »store«, d. h. einen Laden, in welchem es alles giebt, was der Mensch — sei er nun Mexikaner, Indianer oder Amerikaner — nur irgend brauchen kann. So lebt er hier mit einem alten Faktotum, einem Clark und einem schwarzen Koch, unter den Indianern; hat, ein wenig seitwärts vom Dorfe, ein sehr behagliches Häuschen gebaut und einen Garten angelegt und trägt sich noch mit mancherlei Verschönerungsplänen. Alles in allem ein Mann, welcher sich die ganze Annehmlichkeit seines Lebens selbst verdankt.

Das Pueblo liegt auf einer Anhöhe über dem Flussthale. Rings umher dehnt sich ein weites Hochthal, umgeben von den schönen Gipfeln des Gebirges. Die Häuser sind dicht an einander gebaut, aber zwischen den Häuserreihen dehnen sich weite Plätze und breite Wege, auf welchen zu dieser Jahreszeit das Maisstroh herumliegt, da es noch nicht alles auf den dazu bestimmten Gestellen untergebracht ist. Diese Gestelle, welche zugleich als Unterschlupf für Schweine und Hühner dienen, stehen alle auf einer Seite des Dorfes beisammen. Uebrigens läuft alles Vieh vergnügt und unbehelligt frei umher: Esel, Rinder, Hunde, Vögel, Katzen, Schweine und Pferde, und alles bleibt auch die Nacht über im Freien.

Die Häuser haben die Eigenthümlichkeit, keine Thür zu besitzen — nur wenige sind kürzlich mit dieser Errungenschaft europäischer Kultur versehen worden —, man steigt auf einer von aussen angelehnten Leiter auf das niedere flache Dach und von da in das Haus hinein. Früher war ein solches Dorf von einer Mauer umgeben und die Häuser standen alle auf einem



Gobernador von San Juan.

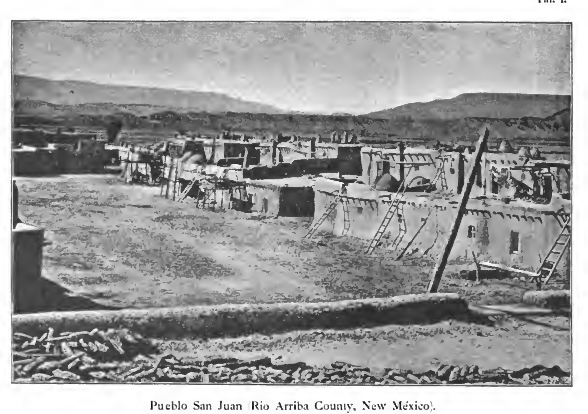
Haufen; man stieg von dem Dache des einen auf das des dahinter liegenden höheren u. s. f. Solch ein Dorf wurde durch diese Bauart zugleich zum festen Platz. Von den Dächern hängen die brennend rothen Kränze des Chile-Pfeffers und die bunten Ketten der weissen, schwarzen und rothen Maiskolben zum Trocknen herab, wie eine mit künstlerischem Verständniss gewählte Wanddekoration. Im Innern der Häuser sieht es sehr sauber aus; zu den wenigen Geräthschaften gehört unter anderm der Stein, auf welchem der Mais zerrieben wird, und welcher heute noch so aussieht wie vor Urzeiten. Ueberhaupt hat sich unter den hiesigen Indianern noch gar manches aus alter Zeit erhalten. Es wird sogar behauptet, dass sie noch fest am alten Heidenglauben halten und nur dem Namen nach katholische Christen sind. Sicher ist, dass sie noch ihre alten Tänze und Feste haben und ihren Medizin Hokuspokus kennen und ausüben. — Herr Eldodt besitzt eine mühsam zusammengebrachte und sorgfältig geordnete Sammlung indianischer Alterthümer des Tegua-Stammes, welchem das Dorf S. Juan angehört. Es befinden sich wunderschöne Stücke darunter und E. hat tüchtig Ornamente abgezeichnet, um sie der anthropologischen Gesellschaft einzuschicken. — Heut Abend sind wir zum Thee bei der Familie Koch. Morgen bleiben wir noch hier und dann geht's nach El Paso, d. h. nach der mexikanischen Grenze.

Peña blanca, d. 30. Octob. 1887.

Wir sind noch immer nicht auf mexikanischem Gebiet angelangt. Einmal in Santa Fé, wurde es mir schwer, den Ort zu verlassen, ohne Herrn Bandelier gesprochen zu haben. Denn letzterer ist nicht nur Fachgenosse, und zwar älterer Fachgenosse, sondern auch die geeignetste Persönlichkeit, um mich für Mexiko zu orientiren. Zudem ist es hier im Lande so schön. Und schnell gefundene Freunde bemühen sich, uns zu halten, indem sie uns vorstellen, dass Bandelier, der zu den Indianern gelaufen, unerreichbar für Post und Telegraph, jeden Abend zurückkommen könne. So blieben wir denn.

Am Freitag kutschirte uns Herr Koch nach einem andern Indianerdorf Tesuque, das nördlich von S. Fé in einem Seitenthal des Rio Grande gelegen ist. Man fährt dieselben mit Kiefern und Sadebäumen bestandenen, haideartig aussehenden Höhen hinan, die wir schon mit der Bahn auf dem ungefähr in derselben Richtung gehenden Wege nach Chamita und S. Juan passirt hatten. Der Weg geht in einem Arroyo aufwärts, in dem sandigen Bett eines Regenbachs, bald auf der einen, bald auf der andern Seite desselben. Der Weg ist — amerikanisch, d. h. in dieser Jahreszeit an sich eine gute Strasse, denn wo man nicht in dem sandigen Flussbett selbst fährt, hat man harten Lehmgrund. Aber die Regenwässer haben gar zu oft Risse und Löcher hineingewaschen. Und so geht es immer mit Neigung bald nach der einen, bald nach der andern Seite, und hinein in die Rinne und hinauf wieder auf die Strasse. Und es gehört die ganze Fahrgeschicklichkeit unsers Gastfreundes, und es gehören die wunderbar leicht und aus zähem Holz gebauten amerikanischen Wagen dazu, um auf diesen Strassen nicht umzuwerfen. Auf der Höhe angelangt, hat man einen prächtigen Blick, nach hinten in das von Bergen umsetzte Thal von Santa Fé, von dem aber nur die Hauptgebäude hervorragen. Nach vorn in den Distrikt Rio Arriba, die obere Thalerweiterung des Rio Grande, dieselbe, in der Santa Cruz und die Dörfer S. Ildeferno, S. Clara und S. Juan liegen. Darüber liegen die hohen Berge, welche auf der westlichen Seite des Cajon del Rio Grande aufragen; links hinten die Sandia mountains, die in dem Winkel des Rio Grande und des Santa Fé - Flusses liegen. Es ist eine Landschaft von grossartigem Charakter, und die Beleuchtung wundervoll. Von der Höhe geht es in einem andern Arroyo abwärts, auf Wegen desselben Charakters wie der oben beschriebene. Aus diesem Arroyo heraus kommen wir in das Thal eines andern Baches, der aber ein breiteres Bett hat und etwas Wasser führt. Am Fuss der Berge sind einige Lehmhäuser sichtbar, von Mexikanern bewohnt. Auch eine kleine Kapelle liegt hinten, die klassische mexikanische Form. Wir durchfahren den Fluss, und auf der Lehmterrasse des jenseitigen Ufers geht es weiter, an Lehmhäusern vorbei, neben denen

Maisfelder und Obstgärten liegen. Zwei davon gehören Deutschen. Links liegt eins hart am Wege, mit Holzverandah vor dem Hause und einer Gruppe mexikanisch aussehender Buben und Mädchen. Ein heruntergekommener Mensch, sagt unser Gastfreund, und mit einer Mexikanerin verheirathet. Rechts, etwas von der Strasse ab, ein freundliches Häuschen, zweiflügelig und der Zwischenraum durch Holzverandah überbrückt, Blumen im Garten und Blumen am Hause, Obst- und Krautgarten daneben. Auch hier wohnt ein Deutscher, ein Schuhmacher aus Santa Fé. Weiterhin liegt links am Wege das Haus und der Obstgarten des Herrn Miller, eines Korbflechters aus Sachsen, der hier auf der zum Flusse sich senkenden Terrasse — ein durch die gegenüberliegende Bergwand vor Winden geschütztes, durch die von der andern Seite herbeirinnenden Bächlein bewässertes und, wie es scheint, wunderbar fruchtbares Stückchen Land — einen Obstgarten angelegt hat, aus dem er jährlich 3—4000 Dollars löst. Wir stiegen bei der Rückkehr hier ab und lernten den Besitzer kennen. Ein Original, und förmlich verliebt in seinen Obstgarten. Er zeigte uns das Haus, wo in verschiedenen Kammern die Aepfel zu Haufen aufgeschüttet waren. Er zeigte uns seine alten und seine neuen Pflanzungen. In dem Schatten der in Reihen gepflanzten, noch dicht belaubten Bäume wuchs Luzerne, die, schon viermal in diesem Sommer geschnitten, des fünften Schnitts harrte. Am Ende, nahe dem Fluss, war er noch beschäftigt, Terrassen für einen Blumengarten und Fischteiche für die seit einigen Jahren aus Europa importirten Karpfen anzulegen. Dort nahe dem Flusse stand aber auch, im Schatten hoher Cottonwood-Bäume und von hohem Staketenzaun eingehegt, das Grab seines Sohnes, der, bereits erwachsen, nach Süden, nach Albuquerque, gegangen und dort an den Blattern gestorben war. Herr Miller, ein echter unverfälschter Sachse, war in erster Ehe mit einer Mexikanerin verheirathet gewesen und hatte jetzt als Hausfrau eine Deutsche aus Ulm, die in Las Vegas als Köchin gedient hatte. In dem Zimmer seines natürlich ebenfalls aus Lehmziegeln (adobes) erbauten Hauses standen hübsche Betten, die Decke war mit Planken verschlagen, das Zimmer tapeziert, und in Blechkisten (Einmache- oder Cakes-Büchsen) blühten



Pueblo San Juan (Rio Arriba County, New México).

Geranien und anderes Blumenzeug. — Von diesem Hause aus ging es weiter auf harter Strasse, im Thal abwärts. Endlich wendeten wir links wieder zum Flusse, fuhren eine Strecke im Flussbette herunter. Da lag es, das Pueblo Tesuque. Vorn ein Paar schöner Cottonwood-Bäume (Alamo auf spanisch, der Pappelbaum des Landes), dann ein Stückchen Feld, von einem durch Naturholzstaketen eingehegten Weg durchschnitten, dahinter die Lehmhäuser des Dorfes, braungrau gefärbt, mit den unvermeidlichen Chilepfefferschnüren und den Guirlanden schwarzer Maiskolben von der Hauswand herabhängend. Wir fuhren hinein in das Dorf, dessen Häuser ein nach einer Seite offenes geschlossenes Viereck um einen grossen Platz bildeten. An der vierten Seite steht Kirche und Pfarrhaus. Der Stil der Häuser ist genau derselbe wie in San Juan und, wie wir später erfuhren, auch in den anderen Pueblos. Pueblo »Dorf« ist in Neu-Mexiko Sonderausdruck für Indianerdorf. Wir bekamen gelegentlich einer Frage, was für ein Pueblo das sei, die Antwort: no es un pueblo, viven Mexicanos aquí. Wir schlenderten aus dem Dorfe hinaus an die Aussenseite desselben, unterhielten uns erst eine Weile mit einem ein Kind in der Manta auf dem Rücken tragenden alten Mann und erfuhren durch ihn, dass hier dieselbe Sprache geredet wird, wie in San Juán. Die Zahlwörter, die ich aufnahm, waren genau dieselben, wie in S. Juan. Dann sahen wir eine Weile den Arbeitern zu. Alle Arbeit im Dorf wird gemeinsam verrichtet. Erst in dem Haus des einen, dann in dem Haus des andern. Und der jedes Jahr neu gewählte Gobernador giebt an — durch Ausruf am Abend vorher — welche Arbeit, und bei wem sie verrichtet werden soll. Jetzt ist der Mais eingebracht, und die Kolben müssen von den sie umhüllenden Blattscheiden befreit werden. Da sassen sie nun alle im Kreise, die Frauen — zum Theil mit Säuglingen an der Brust — und einige alte Männer, hackten mit einer Axt die Stelle des Stiels, wo die Blätter ansetzen, ab und schälten mit den Händen den Kolben heraus. Die Kolben sind hier überall im Lande mächtig lang, gut zwei- bis dreimal so lang, als wir sie in Italien gesehen, und die Körner sind nicht gelb, sondern gewöhnlich schwarz, oder auch weiss oder roth. Neben den im Kreise Sitzenden

stand auf dem Felde noch ein Karren mit den primitiven mächtigen Rädern, aus dem massiven dicken Querschnitt eines Cottonwood-Baumes gefertigt. Unser Gastfreund fragte nach dem Erfolg der Ernte und dem Preise des Korns und erhielt hier die eine, und dort gerade die entgegengesetzte Antwort. Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir zurück.

---

d. 31. Oct. 1887.

Am Sonntag Morgen kam endlich ein Brief von Herrn Bandelier an, in welchem er mittheilte, dass er Sonntag Abend in Peña Blanca ankommen würde. Kurz entschlossen nahmen wir einen Wagen — oder vielmehr Herr Koch war so liebenswürdig, uns einen zu besorgen. Punkt halb eins fuhren wir hinaus, kreuzten die Bahn, die nach Norden führt, und kamen dann auf die weite Ebene, die im Südwesten von Santa Fé sich erstreckt. Der Boden ist in den Mulden und weiten Becken, die zwischen den einzelnen Bergzügen sich ausdehnen, hier überall ein mergeliger Lehm. Wenn ich nicht irre, dasselbe Erdreich, das im Rheinthal sich findet und dort »Löss« genannt wird, das auch die weiten Becken und Mulden von Innerasien und China erfüllt — ein Produkt des Windes in abflusslosem Steppengebiet, wie Freiherr von Richthofen nachgewiesen. Das Erdreich ist an sich äussert fruchtbar. Was mangelt, ist das Wasser. Dieses wird in Kanälen (acequias) oberhalb vom Flusse abgeleitet und weit über das Land geführt, um dann auf die Felder vertheilt zu werden. Wir fuhren auf harter ebener Strasse über dieses weite Feld. Vor uns zur Linken die prächtigen Sandia mountains, hoch aufragend, und neben ihnen der zackige Kamm der Placeres oder Gold-mountains, wo Gold gewaschen wird, und viel gefunden werden könnte, wie unser Kutscher versichert, wäre nur Wasser genug zum Waschen da. Den Abschluss bildet zur Linken die Ceja de Galisteo, wie ein kleines Viereck scharf sich vom Himmel und von den dann folgenden Plains abhebend. Vor uns steigt das Terrain mählich und erhebt sich zur Rechten in eine kleine Gruppe kegelförmiger Berge, deren höchster La Tetilla (»die kleine Zitze«) genannt wird. Der

Kutscher zeigt uns einen Thaleinschnitt, das ist der Anfang des Cañon, den der Rio de Santa Fé durch diese Höhen gegraben. Die Strasse führt zunächst an einer Reihe mexikanischer Bauernhäuser vorüber, die in Stil und Bauart in nichts von den Häusern der Indianerdörfer sich unterscheiden. Nur sieht man hier in der Nähe von Santa Fé die schönen Thür- und Fenstereinfassungen, die unser Gastfreund, Herr Koch, fertig aus Chicago bezieht. Ab und zu ist eine kleine hölzerne Verandah vor dem Hause angebracht. Gewöhnlich aber besteht das ganze Haus nur aus einem mehr oder minder langgestreckten Parallelepipedon aus Lehm. Neben den Häusern ist häufig ein Stauteich zu sehen, in dem das Wasser der Acequias aufgesammelt wird, um von hier aus auf die Felder und Gärten geleitet zu werden. Der erste Ort, den wir passiren, ist Agua fria, von Mexikanern bewohnt. Jenseits desselben kommen wir bald auf das unbebaute Feld, Haide, ohne Baum und Strauch, nur die Büsche der graublättrigen gelbblühenden Composite und einiges Kleinzeug. Neben dem Wege vielfach sichtbar die Löcher, die die Prairiehunde gegraben. Der Weg geht immer noch gerade und eben weiter. Nur ab und zu muss ausgebogen werden. Denn vom Flusse aus fressen sich Spalten in dem Löss immer weiter aufwärts, indem jeder Regen den von senkrechten Wänden begrenzten Einschnitt am obern Ende weiter reisst. Der landeskundige Fahrer geht daher bei Regenwetter nie ohne Spaten auf den Wagen, um eventuell, wenn ein solcher Riss sich durch den Weg gefressen, zuschütten und den Spalt passiren zu können. Die Luft ist klar und schön. Der Blick auf die Berge prächtig, denen wir übrigens schnell näher kommen. Endlich sind wir der Stelle nahe, wo der Rio de Santa Fé in den Cañon tritt. Hier liegt am Flusse selbst noch der kläglich aussehende Ort Cieneguilla, von Mexikanern bewohnt. Heut am Sonntag sahen wir Frauen und Kinder im Staat sich vor den Thüren tummeln. Wir fahren durch den Fluss. Links geht es in den Cañon hinein. Wir fahren rechts in die Höhe. Sowohl der Fels, der die Wände des Cañon bildet, wie der der Höhe, die wir jetzt hinanfahren, hat schwärzliches Aussehen. Es ist Basalt, der hier ein weites Plateau bildet, das über mergeligem Grund sich ausgebreitet. Der Weg ist so zu sagen schau-

derhaft, Steintrümmer der furchtbarsten Art, dass der Wagen, darüber schwankend, in allen Fugen kracht. Aber schön sieht der Abhang aus. Das Trümmerfeld von schwarzem Gestein, von Flechten überzogen, und zwischen ihnen aufragend vielfach verästelte Cactussträucher, stellenweis mit gelblichen Früchten dichtgedrängt an den Zweigenden besetzt. Trocken werden die Zweige dieses Cactus als Kerzen gebraucht, sagt uns unser Kutscher. Endlich kommen wir auf das Plateau. Zur Linken haben wir den oberen Rand des Cañon und jenseits desselben den zackigen Kamm der Placeres mit den hohen Sandia Mountains dahinter. Zur Rechten, ziemlich nahe die Tetilla, von kleineren Hügeln umsetzt. Und auch hinter uns, am Cañon Rand erheben sich einzelne Spitzen, zum Theil von vollendeter Kegelgestalt. Der Weg ist anfangs noch ziemlich schauderhaftes Trümmergestein. Späterhin wird er besser, und eben und glatt geht es eine ganze Weile fort. Das war in früher Zeit eine schlimme Stelle, sagt unser Kutscher, weil hier die Navajos und Apaches die Reisenden überfielen und ermordeten. Wir treffen nnr einen mexikanischen Bauer zu Pferd, der, von Peña Blanca kommend, noch heute nach Española will. Jeder Begegnende stellt Frage und giebt Antwort. Endlich sind wir am jenseitigen Rande des Plateaus angelangt, der Fluss ist aus dem Cañon heraus, und wir müssen wieder hinunter zu ihm. Der Abstieg aber ist fürchterlich. Weder in der Schweiz, noch, glaube ich, in Dalmatien würde ein solcher Weg mit einem Wagen befahren werden. Auch hier im Lande wählt man gewöhnlich den längeren Weg durch den Cañon. Wir aber hatten Eile, da wir noch vor Sonnenuntergang in Peña Blanca eintreffen wollten. Da wir unser junges Leben nicht der Gefahr des Hinabstürzens aussetzen wollten, so stiegen wir ab, und unser Kutscher, das Hinterrad festbindend, und bald auf dem Kutscherbock sitzend, bald neben dem Wagen einhergehend, suchte das Gefährt durch das Trümmergestein hinabzubringen. Wir standen erst am Rande und schauten hinab in das Thal, das, weit offen, bis an den Rio Grande sich erstreckt, abgeschlossen durch die Berge, die auf dem westlichen Ufer des letzteren aufragen. Auch der Abstieg selbst war prächtig. Der schwarze, in Säulen abgesonderte oder unförmliche Trümmerhaufen bildende Basalt, die

mächtig hohen Cactusbüsche, der Blick hinab und in den Ausgang des Cañon, die scharfen Umrisse der hohen Berge — es waren Bilder, die sich uns tief eingeprägt haben. Am Fuss des Abstiegs liegt ein Dorf — La Bajada »der Abstieg« genannt — dort wohnt ein Pater Romolo Ribeira, der einst in Cochiti Cura war, dann aber abtrünnig geworden ist und geheirathet hat. Hier passiren wir wieder den Fluss. Und nun geht es auf der ebenen Lössterrasse lustig weiter. Unser Kutscher hat Gesellschaft gefunden. Ein Mexikaner, beritten und ein Maulthier am Seil hinter sich führend, galoppirt neben unserm schnell dahinrollenden Gefährt, und die Conversation reisst keinen Augenblick ab. Endlich geht rechts der Weg nach S. Domingo ab, den der Reiter einschlägt. Wir bleiben links und kommen bald einem kleinen Felskamme nahe, wiederum aus schwärzlichen Basalttrümmern bestehend. Hier geht es hinunter, um den Fels herum. Da liegt es, Pleña Blanca, zunächst die Kirche, aus Lehm erbaut, dahinter einzeln zerstreut die Häuser des Dorfes, hinter ihnen die Felder, und dann die Linie der schönen gelbbelaubten Alamos, die den Lauf des Rio Grande anzeigen. Wir halten vor der Kirche und erhalten im Hause des Cura Unterkunft für Mann und Pferd.

Peña blanca, d. 1. Novbr. 1887.

Um 5 Uhr, also kurz vor Sonnenuntergang, trafen wir hier ein. Herr Bandelier war leider noch nicht angelangt, und auch der Pfarrer, Padre Navel, dessen Liebenswürdigkeit man uns gerühmt hatte, war ausgeflogen. Er befand sich zur Zeit in dem benachbarten Bernalillo. Was wir an Personal im Hause vorfanden, waren erstens der sogenannte Teniente, also was man bei uns Vikar nennt, zweitens zwei wirthschaftende Frauen, augenscheinlich Schwestern, beide freundlich und schlampig, und ein merkwürdiger alter Herr, Fréderic de Trouville, von französischen Eltern in England geboren, während des Krieges nach N. Mexiko verschlagen und hier den Schulmeister spielend; er spricht englisch, französisch und spanisch, ist gross, muss einmal hübsch gewesen sein und sieht — im angenehmen Gegensatz zum Padre Merida — sehr sauber aus, trägt ein buntes Hemde, einen blauen

Schlips, eine viel zu weite schwarze Weste, einen ehemals braunen Sammetrock, der jetzt in's Gelbe fällt, und raucht Pfeife. Der schon erwähnte Vikar ist ein stämmiger, kurzer Mann, ein richtiger Bauer mit rundem Kopf, sieht sehr schmutzig aus, scheint sehr roh, traktirt die Hunde mit den Füssen und fühlt sich von Zeit zu Zeit gedrungen, schauderhafte Anekdoten zu erzählen. Zu essen bekamen wir Hammelfleisch in Zwiebelbrühe, noch ein andres Fleisch und Frijoles, alles reichlich mit Zwiebeln und Chile (spanischem Pfeffer) gewürzt, aber von vorzüglichem Geschmack. Aehnlich waren die Speisen zu den übrigen Mahlzeiten auch, an denen auch unser Kutscher und noch ein alter Herr, über dessen Charakter ich nicht in's Klare gekommen bin, sich beteiligten. — Mit aller mir zu Gebote stehenden Frechheit sprach ich spanisch, ebenso wie am folgenden Tage mit den Indianern, und siehe da, es ging, wenn auch schlecht, so doch gut genug, um mich verständlich zu machen. — Es erhob sich nun die grosse Frage, was thun? Wir wollten, um die Zeit hier nicht unnütz zu vertrödeln, am nächsten Morgen nach Cochití hinüber. Aber das Pueblo liegt jenseits des Rio Grande und der eine sagte, es ginge keine Brücke herüber, der andre, der Fluss habe zu viel Wasser, um mit dem Wagen hinüber zu kommen. Kurz, trotz der Nähe war keine rechte Auskunft zu erlangen. Wir liessen indess anspannen, und früh am Morgen schon rasselten wir auf sandigen Wegen am Fuss der Flussterrasse hin.

Wir passirten zunächst noch einige nach dieser Seite vorgeschobene Häuser des Dorfes — die mexikanischen Plazas unterscheiden sich von den indianischen Pueblos sehr bestimmt dadurch, dass sie gewöhnlich sehr weitläuftig gebaut sind, indem die Häuser über ein weites Areal zerstreut sind. Die indianischen Pueblos dieser Gegend waren in alter Zeit vollständig festungsartig geschlossene Bauten. Die Häuser Mauer an Mauer stehend und in verschiedenen Stockwerken über einander sich aufbauend, mit einem viereckigen Platz in der Mitte, sämmtliche Thüren nur durch Leitern erreichbar, nach Aussen nur die kahlen Wände bietend. Diesen Anblick hat man jetzt nur noch in den Pueblos, Acoma und Taos. Aber, wenn auch die andern, den veränderten Zeitumständen entsprechend — die Zustände sind eben sicherer

geworden — diese alte Manier aufgegeben haben, so drängt sich bei ihnen doch immer noch alles dichter zusammen, gleich wie das indianische Gemeinwesen auch heute noch ein viel geschlosseneres Ganze darstellt, als es eine mexikanische Ortschaft zu irgend einer Zeit gewesen ist. Dass im Uebrigen die mexikanischen Ortschaften sich in nichts von den indianischen Pueblos unterscheiden, dass es dieselben mit Schnüren von Chile behangenen Lehmhäuser sind, wie bei jenen, habe ich schon mehrfach hervorgehoben. Und wie alttestamentarisch hier die Zustände sind, geht daraus hervor, dass in diesem Lande noch allgemein das Getreide ausgetreten wird! »Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden!« Weite Kreise, mit zertretenem Stroh bedeckt, gaben Kunde davon. — Ueber eine Strecke Feld, durch einen Bewässerungsgraben hindurch, durch einen sandigen Arroyo hindurch, kamen wir endlich zu den schönen Alamos, die die Grenze des Flussbettes bezeichnen. Der Fluss ist in mehrere Arme getheilt. Die beiden Hauptarme sind auch in dieser Jahreszeit noch wasserreich und fliessen mit rascher Strömung dahin; die andern sind zur Zeit fast vertrocknet. Sandige Inseln mit Weiden und Pappelgestrüpp bewachsen, strecken sich zwischen den Armen. Die Indianer haben hier eine Brücke hergestellt. Schanzkörbe, aus Weidengeflecht und mit Steinen beschwert, sind als Pfeiler in den Flussarm versenkt, Bretter aus Pappelholz (ohne Geländer) darüber gelegt. Eine für Fussgänger vollständig genügende, wenn auch etwas wacklige und wegen der schrägen Lage der Bretter etwas unangenehm zu passirende Brücke! Wir fuhren zunächst noch ein Stückchen stromaufwärts, passirten die ersten Flussarme per Wagen und standen dann etwas zweifelnd vor den beiden tiefen Armen. Eine Ochsenheerde passirte gerade den Fluss und wir sahen, dass sie nur bis an den Bauch ins Wasser kamen. Indess, der zweite Arm konnte tiefer sein. Wir sprangen deshalb hinunter und gingen zu Fuss über den Steg, den Wagen seinem Schicksal überlassend. Den Flussbettlandschaften fehlt es nirgends an Reiz. Aber man muss hier diese prächtigen Alamos gesehen haben, die unteren Theile der Belaubung noch grün, und die Wipfel in prächtigstem Golde schimmernd, die blauen Sandia mountains da-

hinter, und Bäume und Berge und Himmel im Wasser sich spiegelnd, — um zu begreifen, dass wir entzückt waren. Wer doch das so mit dem Pinsel wiedergeben könnte! — Den letzten trocknen Flussarm passirten wir wieder zu Wagen, denn wider Erwarten hatte der Wagen die Fuhrt versucht und glücklich zu Stande gebracht. Das pueblo Cochiti liegt am Rande der Flussterrasse. Unmittelbar dahinter erheben sich die hohen Berge, die den westlichen Rand des Rio Grande Thales bilden. Eine Kirche, in dem üblichen Stil aus adobes erbaut, schaut ins Land hinein. Die Häuser dahinter sind etwas unregelmässig zerstreut. Die Bewohner des Dorfes gehören der Nation der Querez an und sprechen eine andere Sprache als die Tegua von San Juan. Wir blieben den ganzen Vormittag bei ihnen, assen zu Mittag mit ihnen, und sind dann — da wir Nachmittags nach Peña Blanca herübergeholt wurden, wo Herr Bandelier endlich angekommen war — noch Abends zu ihnen hinübergegangen. Hin- und Rückweg (bei Mondschein) war prächtig! Aber die Mexikaner haben sich schier verwundert ob unserer Leistung.

Die Bewohner von Cochiti sind Landsleute des Herrn Bandelier. Die Indianer haben ihn als einen der Ihrigen in ihren Hütten aufgenommen, nennen ihn Bruder und haben ihn in all ihre religiösen Ceremonien eingeweiht; wenn er zu ihnen kommt, muss er sich bemalen und mit ihnen tanzen. — Der Gobernador führte uns durch's Dorf: ein grosser hübscher Mann mit Hakennase und feurigen Augen, allerdings im Wochentagskleide, d. h. Kattunhemd und Zeughosen, nicht in der malerischen Indianertracht, in der aber viele andere umherliefen. Er führte uns in das Haus eines andern Indianers, mit einigen Entschuldigungen, dass er uns in sein eigenes nicht führen könne; man sagte uns, dass er keinen Fremden in seine Hütte führe, weil er eine sehr schöne Frau besitze. Unser Gastfreund war ein finster blickender Mann mit sehr charakteristischen Zügen, breiter Nase, schmalen Lippen, übrigens augenscheinlich noch jung. Er hatte über eine hübsche, sehr graziöse Frau zu verfügen. Ausserdem gehört noch eine alte Mutter zum Haushalt. Die Indianerweiber dieser Gegend sind selten hübsch, aber meist sehr graziös, besonders im Laufen, und wenn sie eine leichte Last auf dem Kopfe tragen, sehen sie

sehr anmuthig aus. Sie haben prächtige Zähne, dichtes schwarzes Haar hängt bis in die Augen und ist hinten mit bunten Fäden zusammengebunden. An den Füssen tragen sie Schuhe von Hirschleder, darüber, gamaschenartig gewickelt, grosse Stücke desselben Leders, welche die Beine bis über die Waden hinauf schützen. Darüber fällt die Enagua von selbstgewebtem groben Wollenzeug mit bunter Verzierung, welche von einem ebenfalls selbst verfertigten bunten Gürtel zusammengehalten wird und sich tuchartig bis über die rechte Schulter zieht. Auf der linken Schulter kommt das bunte Kattunhemd zum Vorschein. Ueber der Brust hängen eine Anzahl Perlschnüre herunter, Korallen sind am meisten geschätzt. Schliesslich kommt noch ein weisser, blauer, rother Mantel hinzu, der beim Laufen lose fliegt, beim Tragen von Wasser oder dergl. kleinen Lasten über den Kopf gezogen wird. Ist ein Kind zu tragen, so wird es hinten mit dem Mantel auf dem Rücken festgebunden. Der Gobernador, unser Gastfreund und ein Mexikaner, der hier als Schulmeister fungirt, unterhielten uns und machten einen ganz intelligenten Eindruck. Wir lernten Indianerworte und liessen uns den Hausrath zeigen, beschenkten die Leute etwas und bekamen schliesslich ein ganz essbares Mittagbrodt: Hammelfleisch mit Zwiebeln, Brot und eine Art vorzüglichen Kuchens aus Weizenmehl, dazu Kaffee. — Freude machte den Leuten unser Aquarellkasten mit den Tuben, von denen eine uns auch abhanden kam. Ein Gefäss, auf dessen Aussenseite das Zeichen des Regens gemalt war, hätten wir gern erhandelt. Es schien indess, als ob sie sich scheuten dasselbe abzugeben.

Santa Fé, d. 1. Nov. 1887.

Herr Bandelier, den wir gestern in Peña blanca endlich hatten sprechen können, war noch denselben Abend wieder nach Bajada gewandert, um dort noch etwas zu vermessen, und gedachte am heutigen Tage etwas vor uns in Santa Fé einzutreffen. Wir machten uns schon zeitig in Peña Blanca auf den Weg, denn unserm Kutscher, der Don Antonio titulirt wird und einer der besten und ältesten Familien des Landes angehört, lag daran,

zum Festtag (Todos los Santos) in Santa Fé zurück zu sein. Wir unterliessen es diesmal wohlweislich, den scheusslichen Abstieg, den wir vorgestern gemacht, hinaufzusteigen, sondern bogen von La Bajada direct in den Cañon des Rio de Santa Fé hinein. Der Cañon geht durch die über geschichtetem Gestein ergossenen Basaltmassen hindurch, über deren obere Decke wir vorgestern gefahren. Die Landschaft ist eigenthümlich wild und grossartig, schaurige Basalttrümmer, Cactus, der Fluss sich zwischen Lössterrassen und Geröll hindurchwindend. Der Weg übrigens leidlich schauderhaft, durch Sand und Flussgeröll, ein dutzend Mal den Fluss passirend, die eine Terrasse hinauf, die andere herunter. Endlich bogen wir rechts in ein Seitenthal hinein, den Rio de Cienega, der hier in den Rio de Santa Fé mündet. Diesen hinauffahrend, kamen wir nach dem Orte Cienega selbst, der höchstens durch den etwas rötheren, eisenschichtigen Lehm, aus dem die Häuser erbaut sind, bemerkenswerth ist. Nachdem wir diesen Ort passirt, kamen wir wieder auf unseren alten Weg zurück, gabelten unterwegs den zu Fuss wandernden Herrn Bandelier auf und kamen vergnügt mit ihm in Santa Fé an.

El Paso, November 2, 1887.

Heute sind wir glücklich hier an der mexikanischen Grenze angelangt. Den Abend waren wir noch bei Koch's und 10 Uhr 40 M. dampften wir ab nach Lamy. In Lamy bestiegen wir den von Kansas City herunterkommenden Zug, hatten aber — Dank der Flegelhaftigkeit des Conductors, eines Deutschen! — das Vergnügen, in der Waschtoilette des Pullman Car sitzen zu müssen, bis in Albuquerque ein unteres Bett frei wurde. Die Sandia Mountains sahen wir im Mondschein liegen, und fuhren, in das Rio Grande Thal einbiegend, längs derselben hin. Als es hell wurde, waren wir in Socorro. Wir fuhren im Rio Grande Thal weiter abwärts, zur Linken den von Alamos umsäumten Fluss, der vielfach sich schlängelnd, bald weit drüben am Fuss der Hügel dahinfloss, bald hart am Schienenstrang seine trüben, von aufgelösstem Löss röthlich-gelb gefärbten Wasser dahinwälzte. Die Landschaft ist bei weitem nicht so grossartig, als weiter

oben bei Peña Blanca und Cochiti, die Berge nicht so hoch, die Ketten nicht zusammenhängend. Auch die Alamos haben nicht das schöne goldgelbe Laub, und das ganze Land sieht grauer, sandiger, verstaubter aus. Hinter San Marcial passiren wir den Fluss und kommen wieder auf das linke Ufer desselben. Zuerst geht die Bahn am Fusse eines Felsabsturzes entlang — Kreidemergel mit Basaltdecke, wie im Cañon des Rio de Santa Fé bei La Bajada —, aber die Vegetation ist eine andere, Sträucher treten auf, die wir oberhalb nicht gesehen, und die uns bis El Paso begleiten. Die botanische Bestimmung ist von der Bahn aus schwer. Eine Akazie unterscheide ich, und an dem Uebrigen erkenne ich nur den fremdartigen Habitus. Weiterhin biegt die Bahn von Rio Grande ab und passirt in gerader Linie die sogenannte Jornada de la muerte, den »Todestagesmarsch«. Das ist eine Strecke, die den grossen Bogen des Rio Grande zwischen Socorro und El Rincon abschneidet. Es ist vollständig flacher, lehmiger Boden, mit merkwürdigen flachen Basaltergüssen, in der Ferne links und rechts von Bergzügen eingeschlossen. In alter Zeit brachen die Wagenzüge Abends auf, fuhren die ganze Nacht, den folgenden Tag und die ganze folgende Nacht; denn es gab auf dieser ganzen vierundzwanzig Stunden langen Strecke kein Wasser. Dafür gab es gar nicht selten Ueberfälle von den in der Nähe streifenden Mescalero-Apachen u. a. Später grub ein Californier in der Mitte des Weges, bei Engle, einen Brunnen, der in 180 Fuss Tiefe reichlich Wasser gab. Das Wasser verkaufte er an die Karavanen, und er machte als Gastwirth sein Geschäft. Durch die Eisenbahn sind jetzt dort mehrere Stationen entstanden. Die Bahn geht ziemlich nahe der westlichen Bergkette, deren wildes und malerisches Profil einen schönen Hintergrund für das Steppenbild giebt. In der Vegetation bilden hier einen hervorragenden Typus die Yucca oder Palmilla, wie sie im Lande genannt werden, die hier schon zu Stämmchen und Stämmen heranwachsen. Unter dem aufstrebenden grünen Blattbüschel hängen die gelben vertrockneten alten Blätter herab. Neben ihnen tritt eine Pflanze mit etwas breiteren, aloëartig am Rande mit Stacheln besetzten Blättern auf — eine Agave. Das richtige Steppenbild hatten wir bei Engle. Unweit der Bahn ein grosser Tümpel, darum dicht ge-

drängt saufende Rinder und von allen Richtungen der Windrose her, bis aus weiter Ferne, ziehen langsamen Schritts Schaaren von Rindern demselben Ziele zu; der Boden rings zerstampft, und hier und da, in der Sonne dörrend, der Cadaver einer Kuh oder ein bleicher Thierschädel. — An der Station selbst gab es übrigens einen Saloon und Restaurant, ein Hôtel Engle und ein freundliches, grosses, aus Adobe erbautes Gehöft, mit Holzverandah davor und Alamos und einer mächtigen Yucca; das war aber auch alles. Hinter El Rincon kommen wir wieder in das Rio Grande Thal. Die Scenerie dieselbe. Im Hintergrunde kahle Bergketten, in der Nähe haideartige Striche, mit Steppengesträuch bewachsen, und, wo wir dem Fluss und seinen Hinterwässern nahe sind, die Alamos und mannigfaches Unterholz. Neu erbaute Holzhäuschen, oder auch sehr primitiv aus aufrecht gestellten Eisenbahnschwellen oder aus aufrechten Stangen mit Lehm verschmierte Häuser, mit glattem aus Stangen und Lehm hergestellten Dach, und Maisfelder. Hier und da sehen wir auch die Défraicheurs unmittelbar an der Arbeit. Es existirt eine grosse Rio Grande Land Co., die ihre riesigen Plakate an allen Stationen aufgestellt hat. Die Landschaftsbilder sind nicht selten von grosser Schönheit. Die Wälder von Alamos in der Ferne, mit ihrem prächtigen, von Grün ins Goldgelbe und in die mannigfachsten Schattirungen des Gelbbraun übergehenden Laub, der Fluss im Vordergrunde, mit seinem röthlichen Wasser, das Grün der Weiden, der Himmel und die Alamos sich in ihm spiegelnd, und im Hintergrunde die kahlen Bergketten. Schade nur, dass man so schnell vorüberrasselt. Die Eisenbahn wirbelt übrigens Staub auf, dass ich, als ich eine Zeitlang auf der Plattform gestanden, vollständig staubgrau zurückkam. Bei Las Cruces — ein im Grün der Alamos versteckter Ort, mit riesigen Hotels und staubigem Vordergrund — erregt der eigenthümliche zackige Felskamm der Organon Mountains unsere Aufmerksamkeit. Gegen El Paso kommen wir wieder in die Berge hinein, und als wir aus diesen auftauchen, liegt die Stadt vor uns — eine amerikanische Stadt, mit breiten Strassen und Geschäftshäusern —, Baustil: Backstein mit Zinkgussornamenten. Nach der einen Seite geht es hinaus in die weiten Ebenen von Texas, und gegenüber,

jenseits des Rio Grande, liegt México. — Wir müssen hier noch warten, weil unsere Koffer, die wir in New-York zur Expedition aufgegeben, noch nicht angekommen sind. Die Herren Ketelsen und Degetau, an die wir empfohlen sind, wollen aber, sobald wir nur wissen, wo die Koffer zur Zeit stecken, das Uebrige veranlassen, sodass wir hoffen, morgen oder übermorgen abreisen zu können.

El Paso, Texas, 4. Nov. 1887.

Seit vorgestern sitzen wir hier, auf unsere vorausgeschickten Koffer lauernd. Heute endlich haben wir eine Nachricht erhalten, und wollen morgen früh in den Baggage-room, um zu erfahren, ob es wirklich unsere Koffer sind, die angekommen. — Die beiden Tage haben wir selbstverständlich benutzt, uns hier ein wenig umzusehen.

El Paso liegt an einer Stelle, wo der Rio Grande aus einer Felsenge heraus in die freie Prairie tritt. Drüben am mexikanischen Ufer liegt Paso del Norte, die ältere Stadt. Sie enthält eine einzige, dem Fluss parallel gehende Strasse mit Geschäftshäusern und eine Kirche am oberen Ende, eine andere, dazu senkrechte, welche auf die Brücke führt. Im Uebrigen repräsentirt der Ort eine weite, vielfach von sandigen Strassen durchzogene Gartenfläche, Gemüsegärten, Weingärten, Mais- und Chilepflanzungen — Kanäle, in denen das rothe Wasser des Rio Grande fliesst, von Alamos beschattet und hier und da eingefasst von dicken Büschen des graziösen italienischen Rohrs, — Adobehäuschen, nicht so regelmässig und stereotyp wie die indianischen, aber reichlich ebenso primitiv, hier und da aber niedliche kleine Patios umschliessend, in denen ein dem unsrigen ähnlicher Hollunder blüht — Frauen und Mädchen, den Kopf in das schwarze Tuch gehüllt und auf der Schulter den schweren Topf aus rothem Thon tragend, zum Wasser holen — auf der staubigen Strasse Schaaren von Reitern, Rancheros aus der Umgegend, das Haupt mit dem hohen, breitrandigen und von dicker Silberschnur umschlungenen grauen Filzhut bedeckt, die Füsse in schweren hölzernen Steigbügeln stehend, die vorn noch eine

Lederkappe haben, und vom vorderen Knopf des Sattels herabhängend der Lazo.

El Paso, auf der amerikanischen Seite, ist eine Stadt jüngsten Datums und in der freien sandigen Prairie erbaut. Eine grosse Hauptstrasse, vom Bahnhof ausgehend und schräg zum Flusse stehend, mit grossen Geschäftshäusern besetzt — Victualien, Bekleidungsgegenstände, Eisenwaaren, Uhren, Schiessgewehre —, Barbierläden und Restaurationen — dazwischen ein hohes Gebäude in dem schon geschilderten Baustil (Backstein, Backsteinornamente und Gesims aus Zinkguss) — Myar's Opera-House! In einigen Quer- und einigen Parallelstrassen wiederholt sich, natürlich lückenhafter, derselbe Charakter. In einiger Entfernung ein hohes, thurmartiges Gebäude, das Court-house. Nach dem Flusse zu eine Vorstadt von jämmerlichen Hütten, nicht einmal Adobe, sondern Lehm und Stangen. In die Prairie hinaus nach verschiedenen Richtungen, in ganzen Zügen oder einzeln, Cottages aus Backstein oder Holz. Eine Pferdebahn, die vom Centrum über die Brücke nach Paso del Norte führt. Eine andere Pferdebahn, die in die freie Prairie führt, wo noch gar nichts ist, wo man aber erwartet, dass neue Bauten der Pferdebahnlinie folgen werden. Wir benutzten heute Nachmittag die letztere und schlenderten ins Freie hinaus. Sandiger Grund, nach der einen Seite sich in Hügel erhebend, die an die Felskämme im Rücken sich anlehnen, nach der anderen Seite in die freie offene Prairie auslaufend, aus der nur weit in der Ferne einzelne Bergkämme auftauchen. Keine zusammenhängende Vegetation. Nur einzelne Büsche eines niedrigen, immergrünen, sperrigen Strauchs; graublätterige dornige Akazienbüsche, gelbe Compositen, Yucca und Agaven, und ein hoher, ruthenförmiger, dick mit Stacheln besetzter Strauch, der drüben in Paso del Norte zu Garteneinfassungen benutzt wird. Endlich der Cactus. Ausser den schon früher auf der Prairie gesehenen niedrigen flachblätterigen, fällt uns ein Melonencactus auf und zahlreiche Büsche einer niedrigen, schmalgliedrigen, zierlichen, korallenrothe Früchte tragenden Art. Schade, dass das Zeug so fürchterlich sticht und kaum zu pressen ist.

II. México.

Ferrocarril Central Mexicano — erste Eindrücke — Iztapalapa — Chapultepec — Guadalupe — Mole de guajolote — der Pulque — Personen — die Danza — Tacubaya — das Pedregal — ein Stiergefecht — der Tepetzingo (Peñol de los banos) — noch einmal Guadalupe — die Conchas.

Im Pullman Car d. Ferrocarril Central Mexicano.
Novbr. 11. 1887.

Endlich sind wir aus El Paso heraus, wo wir unnützerweise so lange gewartet. Wir werden vorläufig auch ohne die Koffer auszukommen wissen. Ist erst ausfindig gemacht, wo unsere Stücke stehen, werden sie uns nachgeschickt. — In Paso del Norte ging die Zollrevision ziemlich glatt von Statten. Ein von Chinesen zubereitetes und servirtes Supper war excellent — aber 1 Dollar die Person! Dann ging es im Abhenddunkel nach México hinein. Es wurde zeitig Bett gemacht, aber zeitig auch weckte uns der Porter des Pullman Car. Chihuahua, Breakfast Station. Das heisst, wir waren noch lange nicht da. Kahle niedrige Berge zur Seite, und zwischen ihnen und uns dieselbe Steppe, wie auf der andern Seite des Rio Grande. Thoniges Erdreich, mit Akazien und anderem Dorngebüsch. Aber — erstickten wir drüben im Staub, so war Alles hier von Regen getränkt! Seit einem Monat hatte hier die Herbstregenzeit begonnen, und kräftig sich fortgesetzt. Klare Bäche und Flüsslein schlängeln sich durch die Steppe. Wir passiren mehrere derselben auf frisch wiederhergestellten Brücken. Dörfer nur sehr sporadisch zu sehen — eines im Laufe von Stunden! Die üblichen Adobehäuser, im Schatten von Alamos. Reiter, in die

bunte Decke (zarape) gehüllt, sprengen über die Steppe. Hier und da weidendes Vieh. Näher Chihuahua werden die Hügel höher, felsige Bänder ziehen sich am Abhang derselben hin. Dichter gedrängte Reihen von Alamos zeigen die Nähe eines grösseren Wassers an, und aus der Ferne leuchten weisse Gebäude herüber — Vorwerke oder Vororte der Haupt- und Provinzstadt Chihuahua. Zur eigentlichen Station Chihuahua kommen wir vor der Hand nicht hinüber. Im vergangenen Monat hat der Regensturm die Brücke über den Strom weggerissen, und sie hat bis jetzt noch nicht wiederhergestellt werden können. Eine provisorische Strecke ist den Uferabhang hinunter, direct durch den Strom, und den andern Abhang hinaufgebaut. Einzeln werden die Wagen von der Locomotive hinübergeholt, der Pullmann Car aber ist zu schwer. Wir müssen aus ihm heraus, doch drüben steht schon ein anderer, uns aufzunehmen, bereit. Von der Stadt Chihuahua haben wir kaum etwas gesehen. Sie liegt auf der rechten Seite der Bahn, ein Stück entfernt von der Station. Nur der characteristische Doppelthurm der Kirche zeichnet sich deutlich von dem regnerischen Himmel ab. — Jenseits Chihuahua setzt sich die Steppe fort. Streckenweise tritt eine Grasart, jetzt natürlich herbstlich welk, aber weite Flächen überziehend, zwischen der Sträuchervegetation der Steppe auf — fruchtbareres Erdreich verkündend. Ab und zu durchschneiden wir einen Hügelrücken, und in dem Durchschnitt kommt der felsige Untergrund zu Tage. Alles trieft auch hier von Feuchtigkeit, und die Ingenieure der Bahn sind eifrig bemüht, die Schäden auszubessern, die die Gewitterregen des vergangenen Monats angerichtet. An einer Stelle, wo der Damm ganz weggerissen worden war, hatte man dem Stoss des Wassers durch eine Ausbuchtung des Geleises nachgegeben, und um weiteren Unfällen vorzubeugen, waren Schaaren indianischer Arbeiter beschäftigt, dem Wasser, welches neben dem Damm einherfloss, einen neuen Kanal in die Steppe hinein zu graben. An einer andern Stelle sah man die Trümmer eines Zuges, der den Damm heruntergegangen war. Originell sind die Wohnungen, die neben den Stationen und an den Stellen, wo die Arbeiter beschäftigt sind, hergestellt werden. Ausrangirte Schwellen unten, die Seiten-

wände von senkrecht gestellten Schwellen, und Schwellen als Dach darüber. Darin liegen die Kerle, in ihre Zarapes gewickelt, ein Feuerbrand davor — und wo solche Wohnungen einen stabileren Character haben, wie an den Stationen, lungern schmutzige Weiber und zerlumpte Kinder in der Thüröffnung und ein Paar Schweine wälzen sich im Koth — »the happy family«. Hinter Ortiz kommen Maisfelder, ab und zu mit Haide und Steppe wechselnd. Wir passiren den Rio Conchos. Gegen Santa Rosalia — ein grosses Indianerdorf, mit gut gebauten Adobe-Häusern — wechseln Baumwollenfelder mit den Maisäckern, und auf der Station werden Stengel Zuckerrohr verkauft — zum Auskauen, das landesübliche Confect. Dann kommt wieder eine lange Strecke Steppe. Die Regenwolken verschwinden, die Sonne beleuchtet die kahlen, aber schön geformten Berge im Hintergrund. Aber noch trieft alles, und das feuchte Erdreich ist zerstampft vom Vieh. Weiterhin kommen auch die Heerden selbst in Sicht, Schafe, Rindvieh und Pferde und Maulthiere, alle von berittenen Hirten escortirt. Alles sieht, wenn nicht grün, so doch frisch aus. Bei dem theilweis bewölkten Himmel, mit den Bergen im Hintergrund, habe ich Eindrücke, wie, als ich das Thurócz'er Comitat in Ungarn durchfuhr. In einem habe ich mich getäuscht. Weder in den Prairien der Vereinigten Staaten, noch in den Steppen, die wir jetzt durchfahren, ist das hohe Gras zu sehen, von dem die Indianergeschichten melden. Sträucher, einige schön dunkelgrün, meist aber graugefärbt und sehr häufig stachelig, bilden die Hauptmasse der Vegetation. Dazwischen Kaupen eines kurzen grünen Grases und wunderlich verzweigte Cacteen. Von einer schönen dunkelrothen, grossblättrigen Blume, die hier wächst, sende ich Blatt und Blüthe. Garambullo nennen sie die Spanier, wie wir hören. Die Früchte springen auf, und ihre Samen werden gegessen. Die trocknen gespaltenen Früchte habe ich in Haufen in den Sandbergen bei El Paso gesehen, ohne zu wissen, von welcher Pflanze sie stammen. — In der Station Escalon sahen wir einen ganz jungen, durch die Eisenbahn in der Steppe entstandenen, aber wie es schien, schon recht ansehnlichen Ort — d. h. ansehnlich nur, was die Zahl der Einwohner betrifft. Das eigentliche Ansehen war bös genug.

Eine Reihe der jämmerlichsten Hütten, aus Zweigen und Stangen, nur nothdürftig oder kaum mit Lehm verstrichen und mit plattem Erddach. Dazwischen ein Paar Adobe-Häuser, die die Spuren der raschen Fertigstellung nicht verläugnen können, und ein Paar Holzhäuser, in denen Amerikaner Lebensmittel und Schnittwaaren verkaufen. Zwischen den Häusern und dem Bahndamm auf beiden Seiten eine breite Fläche schmutzigen, von Menschen und Vieh zerstampften Erdreichs. In dem Schmutz tummeln sich Schweine, und eine ganze Fluth mehr als fragwürdiger Gestalten. Dazwischen die frischen Gesichter der Amerikaner — shop-keeper, Ingenieure und Beamten — und mexikanische Gensd'armen, die in ihrer Uniform recht hübsch aussehen — spitzer grauer Filzhut mit Silberschnur, grauer rothgefütterter Mantel, Lederhosen und über einem Theile, den man in gesitteter Gesellschaft weder nennen noch zeigen darf, den scharfgeladenen Revolver. Die Stadt scheint das Centrum eines weiten viehzüchtenden Districts zu sein und scheint zu wachsen. In Massen sehen wir die geformten Lehmziegeln auf der Steppe ausgebreitet und an der Sonne trocknend. Weiterhin wird die Steppe kahler, grauer. In der Station, die wir hier treffen, ist weit und breit nichts zu sehen als das kleine aus Steinen erbaute Stationshäuschen mit dem Namen der Station. In der Thür kauert eine Indianerin, und der zugehörige Mann steht im Haus. Wir gucken hinein: Ein Heerd, mit den gemauerten Pfosten zum Aufsetzen des Kessels. Neben ihm der Metate, der Stein, auf dem das Korn zu Mehl zerrieben wird — die klassische aztekische Form, die wir schon in den Dörfern der Pueblo-Indianer antrafen —, das Rückenschild einer Schildkröte mit Maiskörnern gefüllt, und ein Paar Töpfe — das war die ganze Wirthschaft. — Als es dunkelte, waren wir in Mapimí. Von dem ansehnlichen indianischen Orte war nichts zu sehen, er liegt eine Strecke ab, in einer Art Kesselthal. Aber an dem Stationshäuschen studirten wir die Anschlagzettel, welche Stiergefechte, Pferderennen und Hahnenkämpfe ankündigten.

---

12. Novbr. — Als wir aufwachten, waren wir auf der Hochebene — eine weisse Kreideplatte, mit der Strauchvegetation der Steppe bedeckt, dazwischen aber — hohe, vielfach und von Grund aus verästelte Bäume bildend — die Yucca, die Palmilla der Spanier. Den Herbstregengürtel haben wir auch überschritten. Es mangelt nicht an Wolken am Himmel, aber es regnet nicht, und das Erdreich ist trocken und staubig. Bald kommen auch ganze Cactusfelder, und zwar der echte Nopal, dessen Früchte gegessen werden — ganz wie wir sie in Sizilien sahen. Dann kommen Mais- und Weizenfelder — eine kleine Art mit kurzer Aehre, aber dicken Körnern und langer Granne. Station Galera — eine Reihe Fondas, Adobehäuser, aber geweisst oder lustig bunt bemalt. Kohlenarbeiter in Hemd, Hose und selbstgewebtem Zarape, mit denen sich eine lustige Conversation entspinnt. Neben ihnen ein Caballero, Jacke und Hose aus feinem, weichem, gelbem Hirschleder, mit Silberknöpfen und prächtig und geschmackvoll mit weisser Seide gestickt. — Hinter Galera wird die Hochebene weiter, aber auch unregelmässiger und zerfurchter. Lange Züge von Maulthieren kommen, von Arrieros getrieben, und auf gut gehaltenen Wagen rollen, mit 4—6 Maulthieren bespannt, schwer beladene Karren. Immer zerfurchter wird das Terrain. Drüben zeigen Schutthalde und Gebäude die Schachtöffnung eines Bergwerkes an. Wir sind im District von Zacatecas, — das Land der »Grasleute«. Und in der That, auf diesen Hochebenen ist von Baumwuchs nicht viel zu spüren. Nur kurzes Gras und Stauden. Nach verschiedenen Krümmungen, und nachdem die Bahn zum Schluss noch eine nahezu vollständige Schleife gemacht, kommt die Stadt Zacatecas selbst in Sicht. Die Hochebene ist hier in merkwürdiger Weise zerrissen. Ueber einer tiefen Schlucht, deren Wässerlein nach Süden einer in der Ferne sichtbaren Lagune zurinnt, ragt hoch empor ein Berg mit hahnenkammartig gestaltetem Grat, wie es scheint, aus grünlichem, grauwackenartigem Gestein. An die eine Spitze desselben lehnt sich eine Kirche oder ein Kloster. Auf den andern Seiten ist die Schlucht von den nicht ganz so hohen, aber auch noch ziemlich bedeutenden Abfällen der Hochebene begrenzt. In dem Winkel dieser Schlucht, verschiedene Seitenrisse sich hin-

aufziehend, ist die ansehnliche Stadt ausgebreitet. Geweisste Mauern, glatte Dächer, Arkaden, die Bogenreihe einer Wasserleitung, Kirchen und ein hoch aus der Häusermasse aufragendes kastellartiges Gebäude. Die breite Hauptstrasse zieht die Schlucht hinab, die Seitenstrassen steigen die Anhöhen hinan. Hinter den Häusern, den Berg hinauf, Anpflanzungen von Maguey, der Agavepflanze, aus der der berühmte Pulque bereitet wird. Neben den Häusern des Vordergrundes dicke Cactusgebüsche; zerlumpte Jungen betteln, aber die Alten, in ihren Zarape gehüllt, schauen würdig darein. Vorn wird in einer Reihe Oefen, wie es scheint, Gips gebrannt. Indem wir, mit einer Curve, hart an der Stadt vorbeifahren, sehe ich, dass die Mauern ebenfalls aus Adobe gebaut sind, aber mit Fundament von Bruchstein, und mit einem Krongesims aus Bruchstein, dem das platte, geebnete und, wie es scheint, mit Stuck versehene Dach aufgesetzt ist. — Wir fahren an der einen Thalseite weiter. Die ganze Schlucht hinunter folgt Ortschaft auf Ortschaft, bis zu der Lagune, die unten in der Tiefe zu sehen ist. — Hinter Guadalupe kommen wir wieder auf kahlere Hochflächen. Hier herum überschreitet die Bahn ihren höchsten Punkt. Jenseits desselben geht es längs eines munter dahin fliessenden klaren Baches abwärts. Die Landschaft ist entzückend. Drüben die Felsgehänge, wie es scheint rother Porphyr, mit Flechten bedeckt — ein Zeichen des feuchteren Klimas und der höheren Lage. Der Bach hat tief in das Gestein und das Schuttland seinen Weg gegraben. Akazien (mezquite), Eschen und Pepper trees (Arbol del Pirù = Schinus molle L.) wachsen an seinen Ufern. Und hüben wie drüben die dicken Nopal-Büsche, dicht besetzt mit den an der Sonne sich röthenden Cactusfeigen. Yucca-Stämme ragen graziös aus der Masse hervor. Und allerhand Kleinzeug blüht dazwischen. — Drüben ein mexikanischer Ort. Eine Fonda, vor der Arrieros ihre Maulthiere absatteln, und ein mit Steinen umsetzter Hof (corral). — Jenseits Soledad kommen wir auf ein breiteres Feld, das mit Mais, Weizen und Gerste schön bestanden ist. Die Maiskolben sind, wie es scheint, sämmtlich schon ausgebrochen. Den Weizen fangen sie an zu schneiden, alles mit der Sichel. Viel Abwechselung bietet die Landschaft nicht. Wären nicht die grossen, unten

baumartig verholzten Cactusdickichte dazwischen, man könnte stellenweise sich nach Europa — etwa Böhmen — versetzt denken. — In Aguas calientes — ein zur Zeit übrigens ziemlich verstaubt aussehender Ort — besuchten wir die warmen Bäder. Es sind eine Reihe geschlossener Zellen, die ein Sitzbad (Steinbank) für drei oder vier Personen, für den Preis von 20 bezw. 25 Centavos bieten; dazwischen aber auch ein hübsches geschlossenes kleines Becken Warmwasser. Alle sind nach Art von Arkaden auf zwei Seiten eines Vierecks geordnet, den Raum des Vierecks selbst nimmt ein grosser Blumengarten mit prächtigen blühenden Winden und strauchartigen Malven ein.

Seit wir auf der Hochebene alten mexikanischen Kulturboden betreten haben, sind wir auch in Bezug auf die Verpflegung günstiger gestellt. In den United States wird alles über einen Kamm geschoren. Es gibt an den Eisenbahnen drei Mahlzeiten — Breakfast, Dinner, Supper — alle drei ganz gleich, mit Steaks, Omelettes, warmem pappigem Gebäck, einer Menge Süssigkeiten, Thee, Milch und Kaffee. Jede Mahlzeit kostet im Osten des Mississippi 50 cts., im Westen 75 cts. und jenseits des Rio grande (an den Stationen der Mexican Central R. R.) einen Dollar. Diese Preise däuchten uns etwas heftig. So hatten wir uns schon in El Paso vorgesehen, daselbst einen Korb mit Brot, Büchsenhuhn, Büchsenzunge, »deviled ham«, d. h. starkgepfefferten, gewiegten Schinken, Kuchen und Obst gefüllt und diesen auf die Fahrt mitgenommen. Thee versuchte ich im Pullman Car zu kochen. Orangen bekamen wir im Car selbst. Das war also ganz herrlich. Nun aber kamen wir nach dem arg verlästerten Mexiko. Und siehe da — hier bekommen wir an allen Stationen, von den Weibern herzugebracht, die herrlichsten Dinge. Morgens Chokolade und in Chilebrühe gewälzte Tortillas, Mittags Pollo mit Tomatesalat, Kaffee und Milch; Abends desgleichen. Das Huhn ist billig und gut, und Chokolade und Milch geradezu vorzüglich. —

Jenseits Aguas Calientes geht es noch eine Weile so fort. Dann aber kommen wir wieder in hübschere Regionen. Die Gegend wird unebener und die Bahn windet sich um all diese Unebenheiten herum. Denn ein Tunnel kostet Geld, und das Terrain werden die Erbauer der Bahn billig oder umsonst gehabt

haben. Wir passiren kleine Flüsschen und folgen eine Weile einem solchen Bach in seinem Lauf zwischen Höhen, die vollkommen grün sind von Cactusgebüsch. Im Grunde die Lehmhütten eines indianischen Dorfes, ebenfalls fast versteckt in Cactusgebüsch. Weiber kommen zum Wasser mit dem Thonkrug auf der Schulter, und mit ernstem Gesicht durchschreitet ein Mann das Maisfeld. — Weiterhin bekommen wir den Blick auf eine weite schöne Ebene, Teiche durch Dämme aufgestaut, eine Kirche mit ragender Kuppel, Wege und Bewässerungskanäle von Bäumen eingefasst, trockne Maisfelder und abgetheilte Beete, in denen Grünzeug üppig emporschiesst. Adobehäuser und Herrenhäuser, mit zierlichen Arkaden, geweisst oder lustig rosa gemalt. — In Station Serrano war bewegtes Treiben. Ganze Schaaren von Burschen und Mädchen, welche Aepfel, Orangen, Jicamas — eine Art Wasserrettich — Tortillas und allerhand Süssigkeiten anbieten. Die Hütten am Wege sind elend genug, und an Lumpen kein Mangel. Aber der Ort scheint ansehnlich zu sein. An Wasser fehlt es nicht. Wir sehen in Gärten hinein, in denen Gebüsch und Rohr hoch aufschiesst, staketenartig neben einander gepflanzte Säulencactusse (órganos) grenzen Felder und Gärten ab. — Des Abends waren wir in Leon. Es wurde Wasser eingenommen. Vorn pumpten schweigend zwei Indianer das Wasser in die Höhe. In den jämmerlichen, aus Schwellen erbauten Hütten dahinter brennt das Feuer, und Weiber und zerlumpte Jungen hocken darum. Die Weiber, die wir sahen, zeigen meist die breite Indianerphysiognomie, mit lang herunterhängenden Haaren. Aber unter den Buben trafen wir manches hübsche Gesicht.

---

13. Nov. — Der Zug hat sich glücklicherweise zwei Stunden verspätet, so dass wir um uns schauen können. Um sechs Uhr waren wir erst in San Antonio, eine Station vor Tula. Man merkt, dass wir schon auf vulkanischem Boden sind. In dem schwarzen Gestein zieht eine Barranca herunter, in dem die Cactus und die Agave zu riesigen Dimensionen anwachsen. Dazwischen die Pepper trees und andere Laubbäume, ein ebenso anmuthiges



wie eigenartiges Bild. Endlich kommen wir nach Tula, der Heimat der sagenhaften Tolteca. Ich glaube, dass es den alten Azteken hier gefallen hat. Ein Flüsschen im Thal, schnell dahinfliessend, von schönen Bäumen beschattet, anmuthige Anhöhen, Maisfelder, und im Centrum der Niederung der Coatepec, der Schlangenberg, der Ort der alten Ansiedelung. Zu schnell führt der Zug uns weiter; die landschaftlichen Bilder wechseln sehr. Eine Zeitlang fuhren wir neben einem im Kreidefels eingegrabenen Miniaturcañon der schönsten Art einher, in dessen Grund ein klares Bächlein rieselt. Dann wieder Felder, Gärten, Buschpartien, welche Bewässerungskanäle einrahmen, und reihenweis gepflanzte Agaven. Endlich kommen drüben, aus Wolken und Nebel, der ihren Fuss umlagert, die beiden Riesen zum Vorschein, der silberglänzende Kamm der Iztac-cihuatl und der jetzt im Schatten liegende schwarze Kegel des Popóca-tépetl. Alsbald fahren wir im Embarcadero von México ein.

México, 14. Nov. 1887.

Zwei Tage sind wir nun schon in México. Wir kamen gestern Morgen bei schönem Sommerwetter hier an und spürten die Wohlthat einer kleinen Promenade vom Bahnhof zum Hotel nach einer sechzigstündigen Eisenbahnfahrt. Das lebhafte Treiben auf den Strassen, die Bauart der Häuser, die Läden: nichts erinnerte mehr an die gleichförmige Nüchternheit der Staaten. Die prächtigen Sättel der Reiter, die koketten Schleier der Frauen, die farbigen Häuserfaçaden, die Blicke durch geöffnete Hausthüren auf die weiten, blumengeschmückten, von Hallen umgebenen Höfe: alles wirkte zu einem bunten südlichen Bilde zusammen. Die Läden und Strassenstände, in denen Esswaaren feilgeboten wurden, die Menge der zum Kauf gebotenen Blumen, gemahnten an Südeuropa, und da wir uns 8000' über der Meeresfläche befinden, erweckt nichts in dieser Jahreszeit die Empfindung, innerhalb der Wendekreise zu sein.

Nachdem wir uns möglichst vom Reisestaub befreit und uns mit einem kleinen Imbiss gestärkt hatten, lenkten wir gemächlich unsere Schritte der deutschen Gesandtschaft zu, denn uns ver-

langte nach Briefen aus der Heimath. Da Sonntag war, und unser Weg durch die Hauptstrasse führte, — Calle S. Francisco, welche den Zócalo (den Hauptplatz) mit der Alameda verbindet und in ihrer Fortsetzung zum Paseo hinausführt — so sahen wir die elegante Welt und das geputzte Volk spazieren gehen.

Der Gesandte empfing uns sehr liebenswürdig, hatte uns schon einige Wochen früher erwartet und freute sich, Landsleute begrüssen zu können. Er selbst hat lebhaftes Interesse für mexikanisches Alterthum. Nachdem wir längere Zeit über mancherlei geplaudert, händigte er uns schliesslich einen ganzen Stoss Briefe ein.

Heute früh haben wir unsere Empfehlungsschreiben bei dem Hause Rapp, Sommer u. Co. abgegeben, welches durch zwei angenehme und liebenswürdige Chefs hier vertreten ist, die Herren Larsen und Hermann. Bei Herrn Hermann, welcher mit der Tochter eines unserer bekanntesten deutschen Bildhauer verheirathet ist, waren wir heut zu Tisch. — Morgen wollen wir Bibliothek und Museum besuchen und anfangen zu arbeiten. Um Ausflüge in die Umgegend zu machen, brauchen wir vor allem klares, trockenes Wetter, und obgleich die Regenzeit ordnungsgemäss vorüber sein sollte, regnet es heut Abend, zum Erstaunen aller, heftig. Es soll dieses Jahr überhaupt ungewöhnlich viel Wasser herunter gekommen sein, so dass wir die Verzögerung unserer Ankunft hier nicht gar zu lebhaft zu beklagen brauchen. Es ist jetzt ein wahrer Frühlingsregen und wenn er nicht lange anhält, soll er uns willkommen sein, weil er den Staub löscht. Bei dem schlechten Pflaster steht allerdings für morgen tüchtiger Schmutz in den Strassen zu erwarten.

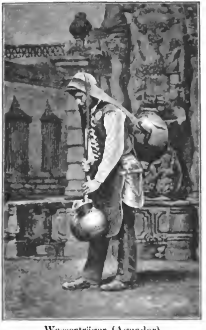
---

14. Nov. So waren wir denn endlich in dem Lande der Verheissung, dem Ort, den wir so manchmal in Gedanken durchwandelt! — México, der Ort des Mexitli, d. i. des furchtbaren Kriegsgottes Huitzilopochtli, der nun allerdings schon mehr als drei Jahrhunderte zu seinen Vätern versammelt ist. An dem Ort, wo in der alten Zeit der Tempel sich erhob, wo dem Gotte Menschenherzen zu hunderten dargebracht wurden, waren wir



Indianischer Thonwaarenverkäufer (Ollero).

gestern: ein mit Bäumen und Blumenanlagen geschmückter Platz, Menschengewühl, Militairmusik in dem Tempelchen (zócalo) in der Mitte, nach welchem der Platz seinen Namen hat. Rings umher Läden, und in den Hallen davor Sonntags-Jahrmarkts-Trödelkram; auf einer Seite der Regierungspalast an der Stelle des alten Königspalastes und im Hintergrunde die grosse Kathedrale, deren Grundstein von Cortez am Orte selbst des ehemaligen heidnischen Gräuels gelegt ward.



Wasserträger (Aguador).

Wie harmlos und friedlich hier alles durcheinander wimmelt; die südländischen Stutzer nach der neuesten pariser Mode gekleidet, Militairs in blauer Tuchuniform nach französischem Schnitt, elegante Damen, Mädchen des Volks mit aufgelöstem Haar und lebhaft umherwandernden Augen, und der arme Indianer, der, gefolgt von seinem Sohne, mit grossen schweren Lasten auf Nacken und Rücken, seinen Weg durch's Gedränge sucht. — Alles wird hier auf dem Rücken getragen: ein breites Band geht quer über die Brust, ein anderes über die Stirn; ganz wie wir's in den alten Bilderschriften sehen. Heut sah ich auf diese Weise einen grossen Flügel transportiren: zwei Stangen waren untergeschoben und wurden von je vier Trägern auf dem Nacken getragen; ein unter die Stangen geschobenes Kissen verminderte den Druck; das eigentliche Tragband ging von der Stange über die Stirn — ganz wie man in Italien die Ochsen

schirrt. — Auch die Wasserträger haben ihre grossen thönernen Gefässe an einem Riemen befestigt, welcher über der Stirn liegt. Sie bilden einen charakteristischen Bestandtheil in dem bunten Gewimmel.

Ein anderes charakteristisches Strassenbild sind die Reiter auf prächtig geschirrten Pferden: spanischer Sattel mit weit herunter hängender Decke aus geschnittenem, silberverzierten Leder oder von kostbarem Fell, seitwärts hängt häufig ein alter Säbel oder der Lazo herab. Die Reiter selbst in engen Hosen, knappen Jacken, breitrandigen Hüten mit reicher Silberschnur.

Die Stadt macht einen angenehmen südeuropäischen Eindruck. Die alten Paläste, die offenen Läden, die Garküchen, in denen Chile con carne schmort, die Schenken, in denen der indianische Lastträger seinen Pulque trinkt, die Tische mit Früchten, Getränken und Süssigkeiten auf offener Strasse. — Wie froh sind wir, dem Norden und seinem steifen Wesen entronnen zu sein.

Nov. 16, 1887. Heut waren wir beim Gesandten zu Tisch und trafen dort zwei deutsche Geologen, die Doktoren Felix und Lenck, welche ebenfalls Studien halber hier sind. Nachher gingen wir mit Herrn von Waecker-Gotter nach einer kleinen Hacienda, wo er einen Stein mit Maya-Hieroglyphen entdeckt zu haben glaubte. Der Weg ging die Calzada de S. Cosme, immer zwischen Häusern entlang. Wir bewunderten die schönen Eschen, welche überall aus Höfen und Gärten emporragten. Dann kamen wir an das abgebrochene Ende einer alten spanischen Wasserleitung. Das Werk ist fest und solide, in alt römischer Manier aus gemauerten Bogen bestehend, die oben den Wasserkanal tragen. Das Mauerwerk ist, wie überall bei den alten spanischen Bauten, ungemein fest. Es scheint, dass man damals eine besondere Art Mörtel kannte. Vielleicht befördert auch das poröse Baumaterial — ein vulkanischer fester Stein — die Bindung. Gewöhnlich sind die Bruchsteine durch dicke Lagen Mörtel verbunden und die Mörtelzwischenräume durch kleine Steinchen austapeziert. — Weiterhin sahen wir an der Wasserleitung ein Relief — Christus und Bratsche spielende Engel, der mexikanische Adler unten, der



Indianerin mit Tochter.

spanische oben —, welches einst die Vollendung des Werkes verherrlichte.

Hier war auch die Hacienda. Vorn Gebäude — Wohnräume, Schuppen und Ställe, — hinten, bis an das morastige Seegebiet sich erstreckend, die Maisfelder, von Eschenalleen durchschnitten, jetzt abgeerntet; die Halme standen noch zum Theil, zum Theil wurden die Felder eben mit dem Pfluge aufgebrochen. Früher stand hier ein Nonnenkloster; die Trümmer sahen wir noch, eine Cisterne daneben und Oelbäume. Oelbäume aber bezeichnen hier überall im Lande eine kirchliche Niederlassung. Später verbot die spanische Regierung die Anpflanzung von Oliven, damit das Mutterland in seinem Oelhandel nicht beeinträchtigt werde. An der Seite des Gartens, wo ein Graben oder Kanal nach der Calzada de Veronica zu das Terrain begrenzt, stehen alte Bäume und ein Arbeiterhäuschen (ein quadratisches Zimmer enthaltend) mit angebautem Strohschuppen. Hier, geht die Sage, seien Schätze vergraben — immer ein Zeichen, dass hier in alter Zeit etwas gestanden. Vor Kurzem hatte man den vermeintlichen Schatz heben wollen und dabei den Stein gefunden, der jetzt zu Tage lag am Rande des Maisfeldes: ein Gewandstück, wie es scheint, mit Todtenköpfen verziert, welche in der That gewissen Maya-Schriftzeichen frappant ähnlich sehen; von Inschrift ist jedoch leider keine Rede, da die Zeichen alle ganz gleichartig sind.

---

18. Nov.

Heute machten wir unseren ersten Ausritt in's Freie; es ging nach dem Cerro de Iztapalapa, dem alten Huixachtepec oder Berg der Akazien, einem mitten im weiten Thal zwischen beiden Lagunen gelegenen Berge, auf welchem in alter Zeit, am Ende jeder Periode von 52 Jahren, das Feuer neu errieben wurde. Theilnehmer der Partie waren der deutsche Gesandte, der französische Gesandte, Herr von N. und wir beide. — Der Weg ging erst durch vielfach sich kreuzende Strassen, dann längs des Kanals de la Viga nach Santa Anita. Da es noch immer hin und wieder regnet, so war der Weg eine zähe feste Masse, grundlos, so dass wir bis dorthin nur Schritt reiten und oft Umwege machen mussten,

um die allzu tiefen Löcher zu vermeiden. Später ward's etwas besser, die fruchtbaren Ländereien ringsum, auf welchen auf abgetheilten, von Wassergräben eingefassten Gartenstückchen eine Fülle der verschiedenartigsten Gemüse wächst, die Eschen und Weiden am Wege, die auf dem Kanal dahinschiessenden, von Indianern gelenkten kleinen Canoes — Einbäume mit flachem Boden und spitzen Enden — gaben ein ganz lustiges Bild. Bei Mexicaltzingo erreichten wir endlich festen Boden und trabten auf der alten Calzada lustig weiter, auf der streckenweise noch deutliche Spuren der alten indianischen Wegbefestigung zu erkennen waren. Iztapalapa — einst der Sitz eines ansehnlichen Caziken und weit berühmter Ziergärten — ist jetzt ein über eine weite Fläche zerstreutes Dorf mit Kirche im Schatten alter Oelbäume. Wir nahmen alsbald den Weg in die Höhe, pfiffen uns weiter oben einen Indianer heran, dass er uns die Pferde halte, und kletterten dann zur Spitze. Der Hügel besteht aus schlackigem vulkanischem Fels — wie es scheint, ein übrig gebliebenes Stück eines riesigen Kraters. Auf der obersten Spitze, auf welcher noch Spuren von Mauerwerk zu sehen sind, ward ohne Zweifel die heilige Handlung vorgenommen: mit dem Quirlstab Feuer erbohrt auf dem Leibe eines geopferten Gefangenen, und auf dem Rücken des Berges rings umher lagerte das Volk, in ängstlichem Schweigen das aufflammende Licht erharrend, — ein Zeichen, dass die Götter noch günstig gesinnt, dass noch nicht die Zeit gekommen, wo kein Licht mehr am Himmel erscheint, und die Welt wieder einmal durch Wasser, Feuer, Sturmwind oder Erdbeben zu Grunde geht. Darum ist auch der ganze Berg besäet mit Topfscherben und jedes Umpflügen — die Felder reichen bis nahe zum Gipfel — fördert neue davon zu Tage. Wir kletterten langsam in die Höhe. Am Fusse des Felsens, der den eigentlichen Gipfel bildet, steht eine Gruppe Yuccabäume und die schlackige Masse des Berges ist bedeckt von einer Menge herrlich blühender und köstlich duftender Kräuter — der Duft der Wüsten und trockenen sonnigen Abhänge. Von oben hat man einen prächtigen Umblick über das ganze Thal. Nach der einen Richtung, durch einen breiten Streif Grün vom Fusse des Berges getrennt, die schimmernde Fläche des Sees von Texcoco. Zur

Linken dann die Berge von Guadalupe und die weite, grüne, von Alleen und Wasserläufen durchschnittene Niederung, aus der sich die weisse Häusermasse der Stadt erhebt. Die beiden Riesen zur Rechten waren leider verhüllt; nur die schneeigen Gipfel der Iztac-cihuatl waren zeitweise zwischen den verhüllenden Wolkenmassen sichtbar. Aber ganz nahe zur Seite hatten wir die merkwürdige Reihe der kleinen Vulkane, welche wie eine Treppe, in abnehmender Höhe einander folgen, jeder einzelne die schönste, ausgebildetste Kegel-Form zeigend und mit ihrer rostbraunen Farbe sich kräftig vom Grün der Niederung an ihrem Fusse abhebend. Hinter ihnen liegt der See von Chalco. Von einer Wasserfläche ist wenig zu sehen, denn soweit nicht Morast und Sumpf dem See Terrain abgewonnen haben, ist seine Fläche mit Chinampas, mit schwimmenden Gärten, bedeckt — schwimmende Stücke Erdreich, welche Gemüse, Blumen und die leichte Hütte des Indianers tragen. Auf der anderen Seite schiebt sich in die grüne Niederung das Pedregal, das weite schwarze Lavafeld, von schimmernden Ortschaften umsäumt (Mixcoac, Coyoacan, Huitzilopochco, Tlalpam, u. s. w.) und an seinem Kopf erhebt sich, kaum sich abhebend von der dahinter aufragenden hohen Bergkette, der Ajusco, der Vulkan, von dem jene Lava ausgeflossen, den Humboldt einst als die grösste Gefahr für die Stadt México bezeichnete. Er ruht aber seit — wer weiss wie vielen Jahrhunderten!

---

21. November.

Jeder Tag bringt Neues und an nachholen ist nicht zu denken. — Wenn man ein Land schnell durchreist, fühlt man die Nothwendigkeit, die flüchtigen Eindrücke auf dem Papier festzuhalten, damit sie nicht für immer davonfliegen. Bleibt man länger an einem Orte, so meint man, all die verschiedenen Eindrücke sollen sich erst klären, sich in einer festen Gestalt zeigen, uns ihr woher? und warum? erst erschliessen, ehe man sich getraut, sie niederzuschreiben: der Eindruck soll erst zum Urtheil reifen. Aber mit dieser Gewissenhaftigkeit kommt man nicht weit, denn täglich zeigt sich Neues und Ungewohntes und

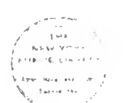
schliesslich weiss man nicht mehr aus noch ein. So will ich ohne viel Bedenken eins und das andere niederschreiben.

Gestern war Sonntag, ein herrlicher, klarer, blauer. Wir fuhren schon ziemlich früh heraus nach Chapultepec, der Felsklippe, die ehemals unmittelbar am Ufer des Sees aufragte. Von der alten Zeit reden hier noch die riesigen Taxodiumbäume, die den Fuss der Klippe umgeben. Ahuehuetl, der Wassergreis, nannten sie die Mexikaner, und wie Greise stehen sie da, über und über behangen mit den langen grauen Bärten der Tillandsia. An den Wänden der Klippe hatten die grossen Könige, der ältere Motecuhzoma und, wie es scheint, Ahuitzotl, ihre Bildnisse in den lebendigen Fels hauen lassen. Als Knabe sah sie dort noch Gama, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb. Später, d. h. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurden sie gärtnerischen Umbauten zu Liebe, theils vollständig weggesprengt, theils absichtlich unkenntlich gemacht. Nur kümmerliche Ueberreste der einen Figur und ein paar Zeichen konnte ich an der östlichen, nach der Stadt gewandten Seite des Felsens noch erkennen. Die Baulichkeiten, die in der alten aztekischen Zeit den Gipfel der Klippe bedeckten, haben natürlich längst andern Platz gemacht. Die Vizekönige bauten hier eine Sommerresidenz, die nachmalen dem unglücklichen Kaiser Max und jetzt, wenigstens einige Monate lang, dem Präsidenten der Republik als Wohnung dient. Daneben ist eine berühmte Militärakademie. Wundervoll ist der Blick von oben. Man übersieht fast das ganze Thal bis zu den beiden Schneebergen. Links schiebt sich die Bergnase von Guadalupe in den Dunststreif vor, der die Lagune von Texcoco verräth. Rechts zieht vom Fuss der Schneeberge die Kette der kleinen Vulkane, die Calderas (Kochkessel), wie sie genannt werden. Und in der Mitte, unmittelbar vor sich, hat man die weissen Häuser der Stadt, mit der Baumreihe, die schnurstracks von der Stadt auf den Felsen zuführt. Dazu der blühende Hang zu unsern Füssen, die Laubmasse der hohen Eschen und Ahuehuetes, grünende Wiesen, weidende Heerden, im Hain versteckte Ortschaften, Reiter und Bewegung auf allen Strassen.

Am Nachmittag fuhren wir mit der Pferdebahn nach Guadalupe. Die Pferdebahn spielt hier eine grosse Rolle im Ver-



Pueblo Santa Anita bei México.



kehrsleben, grösser vielleicht als in irgend einer andern Hauptstadt der Welt. Nicht nur Personen werden durch sie befördert. Es vollzieht sich kein Wohnungswechsel, kein Begräbniss, kein grösserer Transport auf anderem Wege. Für die Personenbeförderung giebt es zwei Klassen, einem Wagen erster Klasse folgt immer unmittelbar einer der zweiten. Wir suchten uns mit Vorliebe die zweite Klasse auf. Im Wagen trifft man stets viel Volk: Frauen mit Kindern an der Brust, und mit Blumensträussen in der Hand, für irgend ein Heiligenbild bestimmt. Männer mit Geflügel und Gemüse, die sie zur Stadt bringen, und wer weiss, was für Kram. Die Frauen sind durchschnittlich hübsch, und selbst die ärmste weiss ihren oft schon schlechten und verwaschenen Rebozo mit Grazie über die schwarzen Zöpfe zu ziehen; viel hübsche Bursche und dunkle Männer mit weissem Hemd, breitrandigem Sombrero und bunter Jacke, den Zarape über der Schulter; dazwischen die eleganten Herren in engen silberbesetzten Hosen, kurzer Jacke und grossem Filzhut mit Silberschnur. Der grosse Hut, ob nun von Stroh oder Filz, geht durch alle Bevölkerungsschichten, und es wird unglaublicher Luxus mit Schnüren und Borten getrieben. Nur der fremde Kaufmann trägt seinen traurigen Cylinder.

Wir fuhren also nach Guadalupe, dem alten Tepeyacac, der Bergnase, die sich in den See von Texcoco vorschiebt. In alter Zeit stand hier das Heiligthum der Göttermutter, der Teteoinnan, der allverehrten Mutter Erde. In christlicher Zeit ist daraus auf einem Wege, der sich im Einzelnen nicht mehr recht verfolgen lässt, das Heiligtum der Mutter Gottes von Guadalupe geworden. Die Legende berichtet, dass zur Zeit Zumárraga's, des ersten Bischofs von Mexico, einem armen Indianer auf diesen Felsen die Mutter Gottes erschien und ihm gebot, zum Bischof zu gehen und ihm zu melden, dass sie an dieser Stelle ein Heiligthum wünsche. Der Bischof glaubte natürlich dem armen Teufel nicht, musste aber wohl an das Wunder glauben, als der Indianer ihm auf Geheiss der Jungfrau in seinem Tragnetz eine Hand voll an der Stelle selbst gepflückter wundervoller Rosen brachte, unter denen verborgen der Bischof auf der Leinwand des Netzes die Gestalt der allerseligsten Muttergottes selbst abgebildet sah. Das Bild

ist seitdem zum Nationalheiligthum, zur Patronin der Einheimischen, der Criollos und der Indianer, geworden. Insbesondere hängen die Indianer mit rührender Zärtlichkeit an ihr. Und im Unabhängigkeitskampf gegen die Spanier wurde sie von den Mexikanern im Banner geführt, während die für die alte Herrschaft kämpfenden Spanier eine andere Madonna, Nuestra Señora delos remedios, zum Generalissimus der königlichen Armeen ernannten und feierlich mit der Marschallsbinde umgürteten.

Bis zum Erlass der Reformgesetze war es Stil, dass die Jungfrau von Guadalupe in jedem Monate ihr grosses Fest hatte, zu welchem aus den entferntesten Theilen der Republik die Indianer zusammenströmten. Auch heute war es wieder eine Fiesta de los naturales, d. h. ein hauptsächlich von Eingeborenen besuchtes Fest, das in Guadalupe gefeiert ward. An Menschen mangelte es im Orte nicht, zumeist allerdings Indianer, und zwar augenscheinlich der verschiedensten Stämme. Alle Gassen und der weite Platz um die Kirche waren von Ständen mit Esswaaren und Getränken eingenommen, dass kaum Raum zum gehen blieb, auch Matten, Heiligenbildchen u. s. w. wurden zum Verkauf geboten. An einer Strasse zogen sich feinere Esszelte hin, dazwischen grosse Spielhöllen, welche die Menschen mit Musik lockten. Anderwärts war mitten auf der Strasse ein Zarape ausgebreitet; Karten und Haufen von Silberthalern daneben, und das Spiel im besten Gange. Andere Gruppen hatten sich um Spassmacher gebildet, und ungeheuere Heiterkeit erregten die Späße und Luftsprünge eines mit Fell und Federn wunderlich aufgeputzten Mannes, welcher einen »wilden Indianer«, einen Apache, darstellte. Der Weg zwischen der oberen und unteren Kirche wimmelte von Menschen, auf der grossen Freitreppe sassen sie essend und plaudernd, desgleichen an den Wegseiten und bis hoch am Berge hinauf. Innerhalb des Gitters, welches die untere Kirche umgiebt, führten Indianerkinder einen Tanz zu Ehren der Mutter Gottes auf. Sicherlich war der langsame, feierliche Tanzschritt ein Ueberbleibsel der alten rituellen Indianertänze, aber statt der schönen frischen Blumen, welche, wie uns die Erzähler berichten, bei den aztekischen Tänzen und Festen eine so grosse Rolle spielten, waren diese hier mit elenden

Papierblumen geschmückt, und statt der prächtigen glänzenden Schmuckfedern trugen die Tänzer hier elende Wedel von Wollfasern. Tiefer im Lande wird der Schmuck, der bei diesen Tänzen zur Verwendung kommt, wohl echter sein. Dieser hier war nur elender moderner Flitterkram. Vielleicht dass die Form der bunt gestickten und verzierten Stirnreifen, in welchen hinten diese Federkarrikaturen steckten, in etwas an den alten Putz erinnerten. — Natürlich fehlten auch hier die vielen Bettler und Krüppel nicht. Die letztern sind leider auch eine häufige Erscheinung in den Strassen der Stadt, besonders sieht man viele Blinde: das Klima und der jähe Wechsel zwischen den dämmerigen Innenräumen und dem grellen Licht, zwischen kühlem Schatten und heisser Sonne sollen den Augen leicht gefährlich werden; Vernachlässigung und Schmutz tragen ihr Theil dazu bei, das Uebel zu verschlimmern.

---

25. November 1887.

Heut Vormittag waren wir, wie gewöhnlich, einige Stunden fleissig auf der Bibliothek, nachher zu Tisch bei Herrmann's, wo uns ein mexikanisches Mittagbrod versprochen war. Es gab Zopa seca, Mole de guajolote, Frijoles und Tortillas, dazu Pulque und hinterher ein Dulce. Die Zopa bestand aus Reis, Chile (spanischem Pfeffer), Fleisch, Kräutern, harten Eiern, fein gewiegt und gemengt; zu einem Teller voll giebt es einen tüchtigen Löffel Fleischbrühe. Mole kommt vom aztekischen Wort Molli, welches eine Sauce bezeichnet, die schon bei der Beschreibung der heidnischen Opferfeste erwähnt wird; (mol-chichihua, d. h. molli machen, bedeutet kochen; mol-chichiuhcan: wo man molli macht: Küche.) Jede mexikanische Küche weist Gefässe auf, welche nur dazu bestimmt sind, diese berühmte Sauce zu bereiten, dieselben heissen mit einem aztekisch-kastillianischen Wort: molcajete. Es sind dreibeinige flache Schalen aus Thon, auf der Innenseite von vertieften, meist in Vierecken angeordneten Furchen durchzogen. Die alten Mexikaner pflegten, wie alle ihre Geräthe, besonders diese Gefässe, reich zu verzieren, und Scherben derselben findet man überall. Die Mole besteht vorzugs-

weise aus Chile, doch gehören noch vielerlei andere Dinge dazu, die aber häufig nach Geschmack und Landschaft wechseln; es ist nicht leicht, sie zuzubereiten, man beginnt schon einen Tag vorher damit. Sie wird zu allerlei Fleisch gegessen, am liebsten zu dem alten nationalen Vogel, dem Guajolote (verdreht aus dem aztekischen huexolotl), dem Truthahn. Auf keinem mexikanischen Tisch aber dürfen die Frijoles, die schwarzen Bohnen fehlen; sie sind viel kleiner als unsre weissen und ausserordentlich wohlschmeckend. Man sagt uns, dass sie im Lande unsre Hauptnahrung sein würden, und damit können wir wohl zufrieden sein. Weniger haben wir uns bisher mit der Tortilla, dem landesüblichen, das Brot ersetzenden, aus Mais hergestellten Gebäck befreunden können. Wir werden es lernen müssen.



Indianer, den süssen Saft der Agave einsammelnd (Tlachiquero).

Um so mehr sagt uns der Pulque zu, das uralte, einheimische, von den Indianern erfundene, aus dem Saft der Agave oder maguey bereitete Getränk, auch nautle oder octli genannt, welches den Wein ersetzt, natürlich nur auf dem Hochland, denn die Pulque-Agave gedeiht nicht in der tierra caliente. Der Pulque sieht wie schlechte Milch aus, riecht wie Bierneigen und hat einen angenehm säuerlichen, erfrischenden Geschmack. Jeden Abend langen von drei Richtungen Züge in Mexico an, welche den

Pulque für den nächsten Tag bringen. In der Stadt wird täglich für 20—25000 Dollar, d. h. 65—80000 Mark getrunken und Abends nach sechs Uhr ist kein Tropfen mehr zu haben. Als bester gilt der von den Llanos von Apam und Mazapan und man spricht scherzweise von château Apam. Eine Agavepflanze giebt nur einmal in ihrem Leben, aber dann fünf Monate hinter einander den süssen gährungsfähigen Saft, Agua miel genannt, welcher durch Ausschneiden des eben sich entwickelnden Blüthenschaftes gewonnen wird. Er wird in Schläuchen gesammelt, gährt schnell, muss aber innerhalb 24 Stunden nach beendigter Gährung getrunken werden. Er soll sehr berauschend sein und besonders lebhaft auf die Kampf- und Rauflust wirken; bei den alten Azteken war daher sein Genuss nur in beschränktem Maasse gestattet; nur Leute über 70 Jahr, die Kinder und Enkel hatten, durften sich berauschen. Die dem Pulque zusprechenden Alten werden uns auf einem Blatte des Codex Mendoza gar niedlich dargestellt. — Verschiedene Sagen gab es über die Erfindung dieses nicht nur wohlschmeckenden, sondern auch sehr gesunden Getränkes: sie wird einmal der Göttin Mayahuel, ein andermal der Königstochter Xochil zugeschrieben.

---

28. November.

Die letzte Woche haben wir ziemlich ruhig und gleichmässig verbracht: Vormittags Biblioteca nacional, Nachmittags Museumsbibliothek; dazwischen ein gemüthliches heimisches Mittagbrod bei Herrmann's oder Larsen's: oder ein weniger behagliches in unsrer italienischen Stammkneipe, der Concordia, wo es aber leider keinen Pulque giebt, angeblich, weil das unter der Würde eines feinen Restaurants ist, wahrscheinlich aber, weil daran nichts zu verdienen ist. Aber natürlich sieht und hört man immer etwas, und wäre es nichts weiter als persönliche Bekanntschaften, die doch immer und überall interessant sind. Viele von den Männern, welche die mexikanische Wissenschaft vertreten, haben wir kennen gelernt und alle sind uns liebenswürdig begegnet und haben uns das vorhandene Material an Schriften, Bildern u. s. w. mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt; sowohl Don José Maria Vigil, Direktor der Biblio-

teca nacional, wie auch Don Jesus Sanchez, Director des Museo nacional, und andere. Vorigen Dienstag folgten wir einer Aufforderung Don Ignacio Altamirano's zum Examen in der Escuela normal. Es ist dies eine Schule, welche vom Kindergarten beginnt und bis zu den höchsten Klassen reicht. Das Examen fand in einer der oberen Klassen statt und wurde von Altamirano selbst geleitet, welcher altmexikanische Geschichte prüfte. Die Jungen wussten gut Bescheid und konnten alle Königs-Hieroglyphen glatt erklären und zeichnen. Don Ignacio ist ein genauer Kenner der alten Geschichte und verschiedener indianischer Idiome, er spricht englisch und französisch und liest deutsch; in seinen Adern fliesst reines Indianerblut. Er ist ein vorzüglicher Redner und liebenswürdiger, witziger Gesellschafter.

Don Joaquin Garcia Icazbalzeta, der Herausgeber werthvoller ungedruckter Dokumente — eine Autorität in seinem Fache — Geschichte der Zeit der Conquista — empfing uns in einem sehr hübsch gehaltenen Patio und führte uns nach kurzer Unterhaltung in seine berühmte Bibliothek. Ausser den Werken, welche in sein Fach schlagen, enthält dieselbe eine Fülle seltenster Drucke und Handschriften in etwa 20 bis 30 Indianersprachen, alles trefflich erhalten, gesäubert und schön gebunden. Die zierliche Einrichtung des Zimmers, die peinliche Sauberkeit, welche überall herrschte, stimmte gut zu seiner Erscheinung. Mancher Jahrhunderte alter Schmöker sah aus, als sei er soeben aus der Hand des Schreibers oder unter der Druckerpresse hervorgegangen. — Er gab uns zwei kostbare Handschriften mit, weil er aus Erfahrung wisse, dass es sich zu Hause am besten arbeiten lasse. —

Sonnabend Abend nahmen uns Larsen's mit zum Ball im deutschen Hause. Ich lernte die Habanera (hier schlechtweg Danza genannt) kennen. Ein hübscher und anmuthiger Tanz, aber so zahm, dass man seine Erfindung keinem südländischen Volke zutrauen würde, ausser wenn man die grosse Hitze bedenkt, bei welcher jede lebhafte Bewegung gern vermieden wird. Hier bildet er eine Lieblingsnummer auf allen Bailes und Tertullas, d. h. grossen und kleinen Tanzgesellschaften. Der Rythmus, welcher in bestimmten Abschnitten wechselt, ist sehr in's Ohr

fallend und spielt in aller mexikanischen Musik eine grosse Rolle, etwa so wie der Walzer bei uns.

Sonntag Nachmittag fuhren wir mit der Pferdebahn nach dem reizenden Oertchen Tacubaya hinaus. Der Weg führt bei Chapultpec vorüber, eine baumbesetzte Strasse entlang. Tacubaya (der alte Name lautet Atlacuihuayan: wo man Wasser schöpfen geht) ist ein beliebter Sommeraufenthalt der wohlhabenden Mexikaner. Viele leben das ganze Jahr über hier draussen, wo die hygienischen Verhältnisse natürlich weit angenehmer sind als in der grossen, nicht sehr reinlichen Stadt. Herrliche Gärten und Parkanlagen umgeben die stattlichen Häuser. In Anbetracht des Sonntags ging es sehr lebhaft zu, und auf dem Markte war ein malerisches Gewimmel. Wir gingen durch den Ort, welcher von einer tiefen Barranca durchzogen wird, hindurch und befanden uns jenseits desselben auf weiter freier Fläche mit Maguey-Feldern, bedeutend höher als Mexico, welches in schöner Nachmittagsbeleuchtung hinter uns lag. Um uns breitete sich dieselbe Rundsicht, welche man ziemlich von allen höher gelegenen Theilen des grossen Thales von Mexico geniesst, natürlich nach dem jeweiligen Standpunkt ein wenig verschoben. Es war still und friedlich um uns; ein Tlachiquero ging durch die Felder, um den Agave-Saft, das aguamiel, in seinen Schlauch zu sammeln; einige Indianer zogen mit ihrer Last den Bergen zu. — Spät Abends flutete der mächtige Strom der Sonntags-Ausflügler zu Pferd, zu Wagen, zu Pferdebahn nach der Stadt zurück. — Ganz wie bei uns.

In die nähere Umgebung kommen wir häufig, sie ist hübsch und gewährt die schönsten Blicke auf die umgebenden Berge, welche meist die charakteristische Gestalt erloschener Krater zeigen: vom mächtigen Popocatepetl bis zum kleinwinzigen Tepetzingo. — Eine Wanderung über das sogenannte Pedregal — ein weites Lavafeld in grossem Bogen am Fuss der Serrania de Ajusco hingelagert und von einer Reihe Ortschaften umsäumt — war sehr interessant. Hier ist nichts von den spitzigen, zerbröckelten rauhen Steinmassen zu sehen, wie sie die Lavafelder des Aetna zeigen. Zwar werden hier auch Kleider, Schuhe und Hände zerrissen und zerstochen, aber nur von Dornen und Cak-

teen. Der Lavastrom zeigt sich in schöner, theils ziemlich ebener, theils welliger Fläche, breit und ohne Hinderniss dahingeflossen, bis er beim Erkalten plötzlich Halt gemacht hat. Tiefe Schluchten, Höhlen und Löcher — Einstürze der blasigen Masse — unterbrechen die Oberfläche, zum Theil mit üppiger Vegetation angefüllt, welche die schattige Kühle sich zu Nutze macht, zum Theil zu malerischen Ziegenställen hergerichtet.

---

d. 6. Dez. 1887.

Wie wir hier leben, hat C. schon des Ausführlichen gemeldet. Ich habe meine Feder ruhen lassen, weil sie anderweit genug beschäftigt war. Man braucht einige Zeit, um dahinter zu kommen, was es eigentlich giebt. So bin ich jetzt erst hinter die besten Sachen gekommen, die hier in der Bibliothek stecken. Und da ich als meine Hauptaufgabe hier im Lande betrachten muss, möglichst viel Material für meine späteren Studien zu sammeln, so werde ich noch einige Wochen hier am Orte bleiben und sehr fleissig arbeiten müssen. Und das schadet auch nichts. Das Land werden wir schon noch genug zu sehen bekommen.

Am vorigen Sonntag waren wir mit Larsen's bei den Toros. Nachdem 15 Jahre lang die Stiergefechte im Distrito federal, d. h. in der Hauptstadt und Umgebung verboten waren, hat man seit Kurzem dieselben wieder zugelassen. Und jetzt sind in der Stadt nicht weniger als fünf Arenas für Stiergefechte, deren jede jedes Mal an 1200 Dollars einnehmen soll. Die Leute — und gerade die ärmeren — sparen es sich am Munde ab und versetzen ihr letztes Hemd, um den Thaler für das Stiergefecht zu erschwingen. Zwei Millionen Dollars, sagt man, sind den Unternehmern der Stierkämpfe seit der kurzen Zeit, dass sie wieder erlaubt sind, in die Tasche geflossen. Beschreibungen von Stiergefechten wirst Du oft genug gelesen oder gehört haben. Dass die Sache ebenso aufregend wie widerlich ist, brauche ich nicht besonders zu versichern. Widerlich insbesondere durch das Publikum, das dann besonderes Vergnügen ausdrückte, wenn wieder einmal ein armer Gaul vom Stier niedergerannt und mit heraus-

hängenden Eingeweiden aus der Arena geschleppt werden musste. Diesmal hatte übrigens auch ein Mensch etwas abbekommen. Der Haupt-Espada wurde unversehens vom Stier im Rücken gepackt und musste, wie es schien, übel behandelt, die Arena verlassen. Man sagt, dass es schlecht mit ihm steht. Eine Hauptaufregung ist der Wetteifer zwischen spanischen und mexikanischen Stieren, und zwischen spanischen und mexikanischen Toreadores. Neulich hat es schon ganz tolle Scenen gegeben. Und jetzt soll der jüngst ausgepfiffene spanische Espada wieder auftreten. Die Regierung trifft, wie ich höre, umfassende militärische Vorsichtsmaassregeln. Wir gehen nicht hin.

Mexiko, d. 12. Dezbr. 1887.

Wenn der Himmel sehr blau und die Luft sehr warm und rein ist, wenn die fernen und nahen Berge gar zu verlockend von allen Seiten winken, dann gehe ich nur ungern in die kalten, geschlossenen Bibliothekzimmer und suche E. zu einem Ausflug ins Freie zu überreden, was mir auch dann und wann gelingt. So machten wir uns denn auch neulich gleich nach Tisch auf nach dem Peñon de los baños. Es giebt zwei Berge mit der Bezeichnung Peñon hier, der eigentlich nur Felsspitze bedeutet; der andere heisst Peñon del Marques. Der, nach welchem wir unsre Schritte lenkten, ist der kleinere, aber bei weitem interessantere. In alter Zeit wurde er Tepetzinco genannt, »der kleine Berg«, — im Gegensatz eben zu dem Peñon del Marques, welcher Tepeton, »der grosse Berg« genannt wird. Den Namen Penol de los baños hat er von den heissen Quellen, welche an seinem Fusse entspringen — Zeugen alter vulkanischer Thätigkeit — und welche zu Bädern benutzt werden, die — wie mir Dr. Schmidtlein versichert — sich dreist mit Teplitz und Wildbad messen können. Das Berglein besteht jetzt nur aus Gestein aller Art, auch viel Lava darunter; der Aschenmantel, welcher ihn vor vielleicht 5000 oder 10000 oder mehr? Jahren umgeben hat, ist längst vom Wasser heruntergespült. Doch prophezeit Humboldt, dass er früher oder später nochmal zum Ausbruch kommen würde und dann vielleicht der Stadt Mexiko

einen Untergang bereitet wie Pompeji. Er liegt auf einer Art flach ins Wasser hineinragenden Halbinsel des Sees von Texcoco. Ringsumher Sumpf und im Frühjahr Ueberschwemmungen, wie der weithin mit Salz bedeckte Boden zeigt. Trotzdem haben sich rund um seinen Fuss Menschen angebaut, die sich durch Erdwälle vor dem Wasser schützen. Es mag hier vor der Conquista nicht viel anders ausgesehen haben; wo hier und da eine Kirche steht, stand damals ein Tempel, und der See nahm eine grössere Fläche ein; das wird der ganze Unterschied gewesen sein. In Sumpf und Wasser wohnten die Indier dieses Thales stets. Die Fischnetze, Körbe, Töpfe, Hüte sind die gleichen, welche uns die alten Bilderbücher zeigen; die Tracht der Frauen ebenfalls, die der Männer ein wenig reichlicher geworden, die der Kinder am unverändertsten, denn sie gehen nackt.

Auf dem Gipfel des Berges fanden wir wieder eine Menge feiner alter Topfscherben. Sicher stand hier ein altes Heiligthum. Jetzt stehen meist Kaktuspflanzen dort, welche sich lästig machten und durch Sohlen und alles hindurchdrangen. Die Sage erzählt, dass zur Zeit, als die Mexikaner noch in Chapultepec sassen, dort mit Mühe sich der Angriffe ihrer zahlreichen Feinde erwehrend, auf dem Tepetzinco ein Dämon gehaust habe, Namens Copilli, Sohn der Zauberin Malinalxochitl, der Schwester Huitzilopochtli's, der, den Mexikanern feindlich gesinnt, die Umwohner gegen sie aufstachelte und von dem Felsen aus das Vorgehen der Feinde gegen Chapultepec bewacht habe. Da seien aber die Priester Huitzilopochtli's über ihn gekommen und hätten ihn gefangen und ihn ebendaselbst in der üblichen Weise, durch Ausschneiden des Herzens, geopfert. Das letztere hätten sie darnach in das Röhricht des See's geworfen. An der Stelle, wo es hinfiel, ist, wie die einen berichten, der Cactus emporgewachsen, der den Azteken den festen Punkt, die trockene Stelle inmitten des See's bezeichnete, wo sie ihre Stadt gründen konnten, und der seitdem zum Wahrzeichen der Stadt geworden ist — Tenochtitlan »am Cactus auf dem Stein« ist der alte Name der Stadt. Nach andern seien an der Stelle, wo das Herz zur Erde fiel, die heissen Quellen emporgesprungen, die

noch jetzt daselbst sprudeln. Noch heute finden sich an den Wänden des Felsens sorgsam ausgeführte Skulpturen, wie alle alten Skulpturen jetzt mit dem Namen der Malinche bezeichnet, die aber zweifellos den grossen Gott Tezcatlipoca und Attribute desselben darstellen.

Der Blick von oben ist reizend: obgleich der Berg nur niedrig ist, so nimmt er doch vermöge seiner vereinzelten Lage, eine ziemlich dominirende Stellung ein. Man sieht die alten indianischen Dämme und Kanäle das Sumpfland durchschneiden, welche zum Theil heute noch die einzigen Verbindungsstrassen nach bestimmten Orten bilden. Man sieht am Seeufer Dörfer und Städtchen schimmern mit alten historischen Namen; drüben zeigen sich die beiden Riesen, welche wie immer das Landschaftsbild beherrschen. Davor die oft erwähnte niedrige Vulkanreihe, weiter rechts der Huixachtepec (der Berg von Iztapalapa mit der merkwürdig überhängenden Spitze), dahinter der Cerro de Ajusco. Mitten im Thale die Stadt und als Schluss des Panoramas die scharf gezeichnete Sierra de Guadalupe mit dem am südlichen Abhang gelagerten Heiligthum.

Hier schliessen sich leicht die übrigen Ereignisse der Woche an, denn die Zeit steht im Zeichen der Santisima Madre de Guadalupe; der ganze Dezember wimmelt von Marienfesten und zumal die Advent-Sonntage mit den dazugehörigen Montagen sind grosse Feste zu Ehren von Nuestra Señora de Guadalupe. Hier in der Stadt ist die Feier nicht so allgemein wie früher, weil politische Parteiungen mitreden — die liberale Partei, welche am Ruder ist, macht scharf Front gegen die Ultramontanen. Aber nach Guadalupe strömen doch Schaaren von Menschen; die armen Indianer viele, viele Meilen weit, um zu beten und der heiligen Jungfrau etwas vorzutragen; der mexikanische Pöbel, um in den Spielzelten sein Geld zu verlieren, die sogenannten Gebildeten, um zu gaffen.

---

14. Dezbr. Wir fuhren am Sonntag Abend natürlich nach Guadalupe hinaus. Zu vielen Tausenden waren die Indianer aus dem ganzen Lande hier zusammengeströmt und noch immer

kommen verspätete, wegmüde Wandrer an. Wenn man weiss wie schnell, leicht und ausdauernd die Indier laufen und sie hier müde und erschöpft herankommen sah, so konnte man aus diesen beiden Thatsachen wohl schliessen, dass sie manchen Tagemarsch hinter sich hatten. Der 12. Dezember ist der Tag, an welchem die heilige Jungfrau vor dreihundert und so und so viel Jahren einem armen Indianer an dieser altgeheiligten Stätte erschien. Was Wunder, dass die neue Göttermutter ihm hier erschien, wo die alte so lange gehaust? Ich bin ganz sicher, dass der Gedankenkreis des Volkes kein sehr viel anderer ist, ob er sich an Maria oder an Tonantzin anknüpft und auch die Art des Lebens, welches an solchen Festtagen hier herrscht, wird kaum ein sehr anderes gewesen sein. Wie heute, so brachte der Indier auch damals der Göttin, resp. den Priestern ihres Heiligthums, seine Gabe an Feld- und Baumfrucht oder Geflügel dar. Wie damals, so kommt er auch heut mit Weib und Kind herangepilgert, bringt Strohmatte und Kohlenbecken mit und schlägt sein bescheidenes Nachtlager auf im Vorhof der unteren Kirche und am Berge aufwärts bis zu den Mauern der oberen Kirche hinan. In ihre selbstgewebten Decken gewickelt, schlafen die Schaaren friedlich im Schutze des alten Heiligthums, vertreiben sich, ehe die Stunde der Nachtruhe naht, die Zeit mit Kochen, Schwatzen und Singen. — Wie neulich, wurden auch diesmal alte Tänze zu Ehren der Jungfrau aufgeführt, aber von Erwachsenen. — Als es dunkel wurde brannten viele hunderte kleiner und grosser Holz- und Kohlenfeuer, an denen alle einheimischen essbaren Dinge gekocht, gebraten, gebacken wurden; es roch nach Mais, Fett, Chile, Pulque und ich habe der Wissenschaft halber alles mögliche durcheinander gekostet. Die Kirche war illuminirt: von innen durch die zahllosen Wachskerzen, welche die knieenden Indianer in den Händen hielten, von aussen mit Lichtern in den Thurmöffnungen und Pechfackeln auf den Dächern. — Der Ort war festlich erleuchtet mit bunten Lampions und Fackeln, und überall stiegen Raketen auf. Auch hier in der Stadt brannten Freudenfeuer mitten in den Strassen, die Raketen flogen Menschen und Pferden vor der Nase in der Luft herum, viele Häuser hatten illuminirt und von Balkonen und Fenster-

gittern hingen bunte Decken — Gardinen und Bettdecken schienen viel verwendet — herab. Die ganze Nacht dauerte der Lärm und obgleich man am hellen Tage keine Rakete sehen kann, wurde doch am 12. ununterbrochen geknallt, denn der Lärm ist der Hauptspass. Die Strassen waren mit bunten Papierfähnchen und Lampions überspannt, die im Winde rauschten und am Abend einen sehr hübschen Effekt machten. Wie schon vor acht Tagen — als Concepcion gefeiert wurde — so waren auch diesmal überall Musikkorps aufgestellt und die Blumenhändler machten gute Geschäfte, denn alle weiblichen Wesen, welche am 8. Dezember geboren werden heissen Concepcion (mit der hübschen Abkürzung Concha, Muschel) und alle (auch Männer!), welche am 12. geboren werden heissen Guadalupe (abgekürzt Lupe). Daher feierte ein grosser Theil der mexikanischen Einwohnerschaft seinen Namenstag und es gab Musik und Tanz und Illumination, ebenso den Conchas und Lupes zu Ehren, als der heiligen Jungfrau.

III. Xochicalco.

Mit der Eisenbahn nach Yauhtepec — zu Pferd nach Puente — Rekognoszirung — Xochicalco — Lagerleben — Weihnachten — Miacatlan — Cuernavaca — ein langer Ritt.

San Salvador de Miacatlan, 20. Dez. 1887.

Endlich sind wir in der Tierra caliente, und zwar als Mitglieder der Comision cientifica del Ministerio de Fomento, unter Leitung des Dr. Antonio Peñafiel, ausgeschickt, die berühmten Ruinen von Xochicalco, im Südwesten von Cuernavaca, zu exploriren.

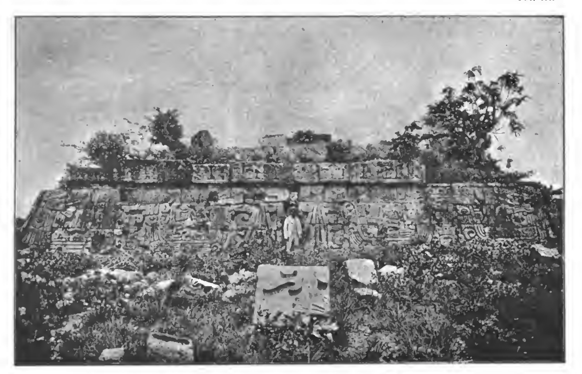
Wir fuhren am Sonnabend, den 17. d. M. mit dem Ferrocarril de Morelos ab. Der Weg führt erst durch die sumpfigen Niederungen, die sich nordwärts von Iztapalapa ausbreiten, ehemals ein Theil der grossen Lagune. Man passirt den Tepeton (jetzt Peñon del Marques), ein vulcanischer Block (wie der Tepetzinco, der Peñon de los baños, den wir vor einiger Zeit besuchten). In den Spalten des röthlichen Gesteins hängen gelbe Blüthen, Laubbäume (árbol del Pirú) ziehen sich um seinen Fuss, Rinderheerden und ein Puebleeito (Adobehäuser mit plattem Dach).

Links kommt jetzt der Lago de Texcoco — der Rest der grossen Lagune von Mexico — in voller Ausdehnung in Sicht, mit den Bergen von Guadalupe, der »Bergnase« (Tepeyacac). Weiterhin fesseln in erster Linie den Blick die beiden Bergriesen, die Iztac-cihuatl, mit ihren schönen schneebedeckten Kämmen, und der kolossale Popoca - tepetl. Die nähere Umgebung sind Felder, aus denen Hügel aufragen, zum Theil mit Eichen, zum Theil mit einer Kiefer mit dünnen, feinen Nadeln bestanden. In

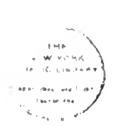
Amecameque sind wir den beiden Bergen ganz nahe. Kein Kamm schiebt sich mehr zwischen uns und sie, unmittelbar steigen die Bergwände in die Höhe, man sollte denken, dass ein paar Stunden Wanderung uns bis zum Gipfel führen, und doch rechnet man eine Tagereise bis an den Fuss der Schneefelder, und auf dem Schnee selbst noch fünf Stunden Steigung bis zum Gipfel. Amecameque — ein alter Ort, der im Abhängigkeits- bezw. Bündnissverhältnisse zu tapferen Bewohnern von Chalco stand — steht auch in gutem Ruf bei den modernen Touristen. Denn es liegt unmittelbar am Fusse der beiden Berge, und es besitzt in nächster Nähe einen Hügel, den Sacro monte, auf dem Kirche und Kloster stehen, und der mit den prächtigsten Bäumen, Eichen, Kiefern und den riesigen, moosbehangenen Ahuehuetes bestanden ist. Uns war die Zeit nur knapp bemessen. Aber der Blick von oben muss prächtig sein. Bei der Station Ozumba haben wir den Passrücken, der das Thal von Mexico von den tiefen, heissen, bergumgürteten Thälern im Süden trennt, überschritten, und es geht nun schnell abwärts in weiten Krümmungen durch ein schluchtenzerrissenes Hügelland. Schon bei Ozumba ändert sich der Charakter der Vegetation. Der Tabaco cimarron — eine Pflanze mit breiten, klebrigen Blättern und violetten Blüthenrispen, die wir vereinzelt auf dem Pedregal bei Coyohuacan gefunden, tritt hier in Masse und von baumartiger Grösse auf. Aber als besonders charakteristisch ist hervorzuheben ein Baum (Ipomoea arborescens. H. B.) mit grossen, weissen, windenartigen Blüthen, die die Zweige in ihrer ganzen Ausdehnung bedecken. Caçahuatl ist der alte, auch den heutigen Bewohnern des Landes geläufige Name des Baumes. Wir haben ihn und eine verwandte Art, den Caçahuatl prieto (der schwarze C.), auf dem ganzen Wege, den wir bis hierher zurückgelegt, angetroffen, und er ist in der That ein charakteristisches Element in der Baum- und Buschvegetation der Tierra caliente. Wie man uns sagt, kommen in der Zeit, wo dieser Baum blüht, die Hirsche in Mengen aus den kahleren Berghängen herunter in den Busch und nähren sich von seinen Blüthen. Auf dem Wege, den die Eisenbahn herab zieht, ist eine reichlichere Vegetation nur in den Barrancas zu sehen. Das übrige ist kahles

Feld. Aber in den Barrancas und an dem Rande der Einschnitte, die die Bahn macht, grünt und blüht es auch in ungeahnter Fülle. Die Hitze ist nicht unbeträchtlich, doch nicht so stark, wie ich mir vorgestellt hatte. Der Blick von oben in die weiten Thäler, in denen die hellgrünen Flecke die weiten Zuckerrohrplantagen bedeuten, auf die zerrissenen Ketten und die sanfteren Abhänge, die die Thäler einfassen und durchsetzen, ist prachtvoll. Und ebenso der Blick auf die beiden Schneeberge, die auf der ganzen Fahrt keinen Augenblick uns entschwinden. In Cuauhtla — nach zweistündiger Fahrt von der Passhöhe aus — sind wir mitten in der Tierra caliente. Weite Felder, mit dem hellgrünen hohen Zuckerrohr bestanden, durchrieselt von zahllosen grösseren und kleineren Rinnsalen, an denen allerhand Unkraut eine blühende Wildniss schafft, Mangobäume in den Gärten, Palmen, Rohrhütten, und in dem Gesträuch der Hecken die prächtigen rothen Blüthen der Erythrina coralliodendron — die Blüthen werden gegessen, die Früchte enthalten eine Reihe der stärksten Gifte. Jenseits Cuauhtla kommen wir durch ein Stück Buschwald, in dem neben den mit weissen Blüthen bedeckten Caçahuatl-Bäumen riesige Exemplare eines Feigencactus mit gelblich rothen Blüthen auffallen. Dann kommen wir wieder durch hohes Zuckerrohr und landen endlich in Yauhtepec — ein niedliches kleines Oertchen am Fusse eines wie ein Schildbuckel gestalteten Hügels, den wir bei der Rückkehr noch auf seine archäologischen Qualitäten zu untersuchen hoffen. Eine niedliche kleine Plazuela, mit einer Musiktribüne (Zocalo) in der Mitte, daneben werden unter niedrigen Strohdächern Früchte, Cerealien und Fleisch feilgeboten, ein paar Strassen mit einstöckigen Häusern und — zwei Fondas! Die eine fanden wir überfüllt, in der andern fanden wir ganz behagliches Quartier. Zimmer mit einer Thür als einziger Oeffnung nach einem kleinen Hofe zu. Aber im Hofe selbst blühten Oleander und Rosen, und über der Hofmauer ragte neben anderen Laub- und Blüthenbäumen die zierliche Blätterkrone der Carica Papaya, mit den grossen rundlich eiförmigen Früchten darunter.

Am anderen Morgen ging es, nachdem wir mit einiger Mühe Pferde bezw. Maulthiere erhalten, hinaus. Zunächst durch die Gärten des Ortes, an Mauern vorbei, die förmlich übersponnen



Pyramide von Xochicalco. Ostseite.



waren mit den prächtigen hellblauen Blüthen einer Winde, und dann einen mit Buschwald bedeckten Abhang hinauf. Die Vegetation war eine ähnliche, wie wir am Tage vorher jenseit Cuauhtla bemerkt hatten. Nur schien mir die Blüthenfülle noch grösser und prächtiger. Das Erdreich der Hügel in der Nähe und Ferne, von röthlichem Grundton, stach prächtig ab von dem lichten Grün der Zuckerrohrfelder, und über dem zackigen Felskamme zur Rechten ragten majestätisch die schneebedeckten Häupter der beiden Bergriesen in die Höhe.

Nachdem wir eine kleine Barranca überschritten, ging es an dem jenseitigen Hang steiler in die Höhe, und durch dichtes Gestrüpp führt der Weg im Zickzack bis zur Passhöhe. Jenseits geht es eine tiefe Barranca herab, an deren einer Seite hochstämmige Fächerpalmen (Chamaerops) einen lichten Bestand bilden. Dann biegen wir um, an der Berglehne weiter reitend, und da öffnet sich der Blick in das weite Thal, hinten von der finstern Sierra de Ajusco begrenzt, und am Fusse derselben leuchten aus dem Grün die weissen Häuser von Cuernavaca herüber. Das ist das valle de Cuernavaca, das nördlichste Stück des Marquesado, des fürstlichen Besitzes, welchen Cortez als Lohn seiner im Dienste der Krone von Spanien ausgeführten Kriegsthaten erhalten hatte. Wir lassen die Stadt drüben liegen und wenden uns links, durch Buschwald, der am Fusse der Hügel sich ausbreitet. Als die Sonne im Mittag stand, trafen wir in der Hacienda de S. Gaspar ein, und wandten uns durch die von den Arbeitern der Hacienda bewohnten Rohrhütten der Tienda des Oertchens zu. Man denke sich vier in die Erde gerammte Pfähle, daran durch Bast festgebunden, eine Reihe Querstangen, und letztere mit einer einfachen Reihe Rohrstengel bekleidet. Darüber ein überhängendes Dach aus Stroh, und hinten und vorn eine Thüröffnung. Das war der Typus des Wirthshauses, und das der Typus der Häuser überhaupt. Daneben ragen die kahlen, wolfsmilchartigen Stämme des Cacalaxochitl — der »Rabenblume« (Plumeria rubra), mit den grossen purpurrothen Blüthen, ragen die mit brennend rothen Blüthen bedeckten Zweige der Erythrina, Mangobäume und Papayas, und Schweine und Kinder trollen in dem Gerümpel, das die Wohnungen umgiebt. Wir halten lucullisch

Mahlzeit: mitgebrachtes, in dem Hause des Don Antonio Peñafiel bereitetes Fleisch, Eier, Brod, Enchiladas (Tortillas mit Chile), Zopa de arroz und Frijoles. Dann geht es weiter, an rieselnden Bächen und Bewässerungsquellen vorbei, über Felder, an dem Hange eines Hügels hin. Da kommt zur Seite ein idyllisches Bild: unter Mangobäumen und Papayas, von den rothen Inflorescenzblättern der Wolfsmilch (yerba de la noche buena) flankirt, eine Rohrhütte, in der Lebensmittel und andere Bedarfsartikel des Landes feilgeboten werden. Es ist das erste Haus des Dorfes S. Vicente, das sich beim Weiterreiten als ein ganz stattliches Pueblo erweist. Weiterhin geht es durch eine ähnliche Landschaft, in der nur neben dem andern Gestrüpp die hohen Organos (Säulencactus) auffallen und in voller Blüthe stehende Akazien. Wir passiren eine andere Hacienda, Temisco, deren Häuser von einem wahren Wald prächtiger Mangobäume beschattet sind. Hier haben wir die von Cuernavaca herabführende Strasse erreicht. Es geht auf der staubigen Strasse weiter, dann noch durch eine Barranca und noch über einen Hügel, und dann werden im Abenddunkel die von Fruchtbäumen beschatteten Häuser der Hacienda del Puente sichtbar — eine Hacienda, deren weite Felder sich scheinbar am Fusse des Ruinenhügels Xochicalco ausbreiten. Unser Ziel vor Augen, bezogen wir befriedigt unser Nachtquartier. Wie sehr aber unsere Berechnung uns getäuscht hatte, sollten wir am anderen Tage erfahren. Wir brauchten volle vier Stunden, um erst durch Zuckerrohrfelder, dann in eine von prächtigen Cypressen beschattete Barranca hinab, dann längs der Berglehne auf schauderhaft schmalem, steinigem Pfade an den Fuss des ersten Ruinenhügels zu gelangen, und geradezu furchtbar war der Ritt die steile Lehne hinauf. Was wir hier Alles fanden, kann ich erst später beschreiben. Genug, es war eine erste Recognoscirung. Wir ritten weiter hierher, — nach Miacatlan, ein ansehnliches Dorf und eine der grössten und besten Zucker-Haciendas der Tierra caliente. Morgen soll die eigentliche Arbeit in Xochicalco beginnen.

Hacienda de Miacatlan, Morelos,
den 20. Dez. 1887.

E.'s Brief bedarf dringend der Vervollständigung, da er ihn ganz mit Natur angefüllt und darüber die darin wandelnde, resp. weilende Menschheit vergessen hat. Diese besteht aus sechs Personen: Dr. Peñafiel, sein Sohn Julio, sein Schüler — Mediciner und zugleich tüchtiger Maler — Domingo Carral, Señor Segura, Ingenieur und ebenfalls in der Direccion de Estadistica beschäftigt, und uns beiden. Der erste Tag war Eisenbahn, der zweite ein siebenstündiger Ritt auf schlechten Wegen, bergauf, bergab. Das Nachtquartier, welches folgte, war in der Hacienda del Puente, wo wir mit der hier natürlichen, weil nothwendigen Gastfreundschaft aufgenommen wurden. Einfache und harte Betten, gutes und reichliches Essen und ein freundlicher alter Herr als Wirth. Das Haus war wohl ursprünglich eine Art Castell; jetzt haben Kriege den Oberstock zerstört, und der untere ist durch allerlei Zu- und Einmauerungen den modernen Bedürfnissen angepasst. Zuckerfabrik, Stall, Speicher und Werkstätten umschliessen den Hof. Das Ganze liegt inmitten seiner grünenden Zuckerpflanzungen in einem baumreichen Thal, dicht dabei ein malerisches Pueblo mit Strohdächern und Mangobäumen. — Von der berüchtigten Hitze der Tierra caliente waren wir nicht allzusehr belästigt worden, es war wie ein schöner, warmer Sommertag bei uns. Freilich ist dies die beste Jahreszeit, und die schlimmste April und Mai, ehe die grossen Regen fallen. Denn die Sonne steht dann im Zenith, es ist trocken und staubig, und die Luft noch nicht, wie in der Regenzeit, durch die täglich fallenden Gewitterregen abgekühlt. Aber im Allgemeinen ist hier ein ideales Klima, und Abende und Morgen erfrischend kühl. — Von Puente ging es am nächsten Morgen früh fort. Der Weg war unbeschreiblich schön in landschaftlicher und schlecht in jeder anderen Beziehung. Zuletzt weigerten sich selbst die braven Thiere, weiterzugehen: wir mussten absteigen, das letzte Stück Berg zu Fusse erklimmen und die Pferde am Zügel führen, welche Arbeit mir einer der höflichen jungen Herren abnahm, was wirklich kein Vergnügen war. Die Sonne brannte, und es war heisse Mittagsstunde.

Xochicalco, 23. Dez. 1887.

Um Dir ein möglichst vollständiges Bild von Xochicalco zu geben, will ich Dir den Weg beschreiben, den wir am ersten Tage von der Hacienda del Puente herauf, und den, welchen wir nachher von Miacatlan herauf gemacht haben. Die Hacienda del Puente liegt in der Tiefe am Ufer eines der verschiedenen Giessbäche, den die Strasse, welche von Cuernavaca nach dem Staate Guerrero führt, hier mittels einer hochgewölbten Brücke überschreitet. Daher der Name. Wir hatten am Morgen nicht viel Zeit, uns umzusehen. An verschiedenen Karren vorbei, ritten wir zur Brücke, von der aus ein recht hübscher Blick sich bot in die von steilen Felsen eingeschlossene Barranca, in deren Tiefe der Giessbach schäumte, während an ihrem Abhange hohe Organos (Säulencactus) ihre wunderlich verzweigten Stämme in die Höhe streckten. Jenseit der Brücke ging es rechts in die Höhe, an dem Rande eines Zuckerrohrfeldes, das hier den Abhang hinauf angelegt war, weil den Abhang hinab bewässert werden konnte. Alle Cultur hängt hier im Lande von der Zuführung von Wasser ab und das Zuckerrohr braucht dasselbe reichlicher als die Halmfrüchte. Jenseit der Höhe stiegen wir in eine Mulde hinab, in deren Tiefe wieder ein Wasserarm passirt werden musste, und dann ging es den andern Abhang der Mulde hinauf und längs ihres oberen Randes entlang. Die ganzen Abhänge der Mulde waren terrassirt und mit Zuckerrohr in den verschiedenen Stadien seines Wachsthums bestellt. Wir sahen in einem der Felder auch die graciöse Blüthe des Zuckerrohrs, die sonst hier selten zu sehen ist, weil es doch für die volle Entwickelung des Rohrs hier noch zu kühl ist. Dann überschritten wir wieder einen Hügelrücken und stiegen in eine tiefe Schlucht hinab, in deren Grund ein schöner, klarer Fluss, im Schatten von mit zierlich gefiedertem Blatt versehenen Taxodiumbäumen seinen Weg suchte. Und nun ging es den jenseitigen Abhang hinauf und in halber Höhe um den Berg herum, auf schmalem, kaum für Fussgänger passirbarem Pfad, zur einen Seite der Berghang, zur andern der Absturz zum Fluss, zwischen Bäumen und Dorngestrüpp hindurch. Nach einigen hundert Metern kamen wir auf sanfteren, mit hohem Grase bewachsenen Abhang

und ritten nun noch eine ganze Strecke am Abhang des hohen Berges — Colotepec, der »Berg des Scorpions« heisst er — entlang. Der Blick auf die Barranca und die langen, grasbewachsenen Rücken jenseit derselben, war prächtig. Im Grunde zogen Rinder und Pferde, die zu einem jenseits des ersten Hügelrückens gelegenen Indianerdorf Tetlama gehören, und um uns flatterten die Tauben, und zogen die Zopilotes — die kleinen schwarzen Geier — ihre Kreise. An dem jenseitigen Fuss des Colotepec liegt eine kleine dreieckige Ebene, die, allerdings auch von Barrancas durchrissen, nach der einen Seite sich zum Fluss abdacht, nach der andern sich an den Bergen hinaufzieht. Hier im Grunde ist der Boden mit Topfscherben bedeckt, und thönerne Spinnwirtel und Bruchstücke von Feuersteinmessern finden sich zwischen dem Kalksteingeröll und dem hohen Grase, das inmitten des Gerölles wächst. Es ist der Ort der alten Ansiedelung, am Fusse des Festungsberges gelegen, welcher unmittelbar dahinter sich erhebt.

Und nun ging es den Festungsberg selbst hinauf. Hatten unsere braven Reitthiere bis jetzt ausgehalten, so fingen sie nunmehr an zu streiken. Und kein Wunder. Ueber Kalksteingeröll ging es direct in die Höhe. Erst eine durch Steinsetzungen befestigte Terrasse, gleich hinter der alten Ansiedelung, dann ein steiler Hang, dann wieder eine durch Steinsetzungen befestigte Terrasse und ein tiefer Graben, dann wieder steil in die Höhe, dann ein noch tieferer Graben und ein hoher Wall dahinter. Es blieb nichts übrig, als den grössten Theil dieser Kletterei die Thiere am Zaum zu führen, und auch das ging nicht ohne Schwierigkeit ab, denn die Thiere waren obstinat geworden und wollten nicht einmal ohne Reiter hinauf. Als wir den obersten Wall erklommen, waren wir im Bereich der Festung: — ein Viereck von Steinmauern umsetzt, vier in verschiedenen Terrassen sich aufbauende Höhen umschliessend, ein Thurm in der Mitte, eine halbkreisförmige Terrasse sich an das Viereck anschliessend. Das war die Festung Coatzin von den Umwohnern genannt, auf ragender Berghöhe gelegen, die ganze Umgegend beherrschend. Im Grund der Höfe waren kleine Maisfelder angelegt, auf den trennenden Mauern wucherte dorniges Gestrüpp. Am Fuss des Thurmes fanden wir eine

schöne Sculptur — augenscheinlich der Kopfschmuck irgend einer riesigen Figur. — Aber wir dachten, auf der Höhe des Berges angekommen, in Xochicalco zu sein. Und es war nur die Citadelle, die ragende Festung, die das Heiligthum dahinter beschirmte. Jenseits, mit dem Festungsberg nur durch eine schmale, natürliche Brücke verbunden, die am Fusse des Felsens hinüberführte, während zu beiden Seiten die Schluchten immer tiefer hinabgingen, lag eine langgestreckte Höhe, ringsum von einem Graben umzogen, wie die Schatten und das Baum- und Strauchwerk erkennen liessen. Die Abhänge terrassirt mit künstlichen Steinsetzungen, hier und da vorspringende Bastionen, längs des Firstes der Höhe eine Reihe augenscheinlich künstlicher Eehebungen, uud im Centrum, von einem viereckigen Wall umzogen, jenseit dessen eine noch höhere Bastion aufragt, die Steinpyramide mit den sculptirten Wänden, die wunderbare Schöpfung indianischer Kunst, die wir allerdings diesmal noch uns begnügen mussten, aus der Ferne zu bewundern. Denn obwohl wir früh von der Hacienda aufgebrochen, war es doch mit dem Wege und mit der Untersuchung des Festungsberges reichlich über Mittag geworden. Und noch waren wir nicht vorbereitet, in der Ruine zu campiren. Nachdem wir das Huhn, das der Haciendero del puente so liebenswürdig gewesen, uns heraufzuschicken, verzehrt, suchten wir unseren Weg durch die Schluchten um die Hügelränder herum, nach Miacatlan, eine alte Ansiedelung mit vorzüglich geleiteter Zucker-Hacienda, die noch auf ihren Säcken den Stempel der alten Niederlassung — Pfeil (mi-tl) und Rohr (aca-tl) — führt. Wir wurden vorzüglich aufgenommen und fanden auf dem Dach der Zuckersiederei als Point de vue aufgestellt die Steinfigur einer Göttin, die, wie die genauen Erkundigungen ergaben, aus Xochicalco stammte! Eine glückliche Entdeckung gleich am Anfang unserer Exploration. Den folgenden Tag suchten wir unseren Weg zwischen den von Steinwällen umsetzten Rohrhütten des Dorfes hindurch, zu der Plaza, die in einen ganz netten Jardin publico umgewandelt ist. Dort liegt das Haus unseres Freundes Moreno. — Ein Steinhaus mit ein paar Stuben und einer Verandah dahinter. In der Stube stand au der einen Seite ein Schreibtisch, in der Ecke

ein kleiner Glasschrank mit Büchern und einer Madonna. An der Wand, gegenüber der Thür, eine mexikanische Fahne (grün-weiss-roth) und alle Wände ringsum beklebt mit Bildern aus illustrirten Zeitschriften, Wahlplakaten etc., in buntem Durcheinander Männer und Scenen der jüngsten mexikanischen Geschichte, Bilder aus dem alten Rom, Egypten, Jerusalem und den Vereinigten Staaten vorführend. In den Gärten blühten neben den prächtigen Mangobäumen, Aguacaten und Papayas eine Menge Blumen, und als Besonderheit wurde uns ein Strauch gezeigt, der aus Jamaica stammen soll und Jamaica genannt wird, dessen rothes Fruchtfleisch (der fleischig gewordene Kelch!) zur Bereitung eines säuerlichen und sehr erfrischenden Getränkes benutzt wird. Ich glaube, es ist Oxalsäure darin enthalten. Dort fanden wir ein Paar in der Umgegend gesammelte Alterthümer — eine schöne Speerspitze und einen Steinwürfel mit einem eingemeisselten Datum. Ein anderer Steinwürfel mit anderem sehr merkwürdig eingemeisseltem Datum wurde uns aus einem benachbarten Hause herangeschleppt, und wir erhielten eine ganze Menge nützlicher Informationen über Ort und Gegend und Alterthümer des Landes. Den Nachmittag wurde die Steingöttin gemalt, photographirt und abgeformt. Und am anderen Morgen ging es mit frischen Pferden wieder hinauf nach Xochicalco, auf dem kürzesten Wege, — er war aber auch darnach! Zunächst zwischen den Häusern und Gärten des Dorfes hindurch an das Ufer des Flusses Tembembe, der die Hauptmasse des Wassers zur Bewässerung der Zuckerrohrfelder abgiebt, an einem Steindamm vorbei (ein nützliches Werk, das den Ueberfluss der Regenzeit für die trockene Jahreszeit aufsammelt, in das aber auch eine Menge alter sculptirter Steine eingemauert sein sollen). Dann den Rand der Schlucht in die Höhe, wo wir auf ebenem Feld eine Strecke entlang ritten. Dann ging es wieder an das Bett des Flusses hinab, der hier aus dem Gewirr der hohen Berge heraustritt. Ein halbes Dutzend Mal wurde der Fluss überschritten; stellenweise ritten wir ganze Strecken in dem mit kleineren und grösseren Geröllstücken angefüllten Flussbette entlang. Die armen Pferde waren zu bedauern, aber der Blick war herrlich. Zwischen den hohen, mit Baumwuchs in lichten Be-

ständen bedeckten Bergen, der rauschende Fluss im Grunde, von dem mannichfachsten Baum- und Strauchwerk umsäumt, schönes, blühendes Schlinggewächs, unter welchem namentlich die grosse blaue Winde wieder auffiel, von den Zweigen herabhängend und die Felsen überziehend. Mit Noth und Mühe ward ein Pfad entdeckt, auf dem wir die Höhe zur Rechten erklimmen konnten. Zwischen hohem Grase, durch dichtes Gestrüpp führte er hinweg. Bald passirten wir die erste, niedrigste der nach der Südwestseite vorgeschobenen Bastionen — steil abfallende, durch Steinsetzungen befestigte Wände, eine kleine viereckige Plattform auf der Höhe. Dann ging es höher hinauf. Wir erreichten die zweite, ähnliche, aber grössere Bastion, die sogenannte Loma de la Malinche, »den Hügel der Indianerin«*). Dort befand sich auf der Nordseite ein Steinbild, eine Göttin in sitzender Stellung, mit Bändern aus Blumen und Maiskolben umzogen. Zur Franzosenzeit hatte man das Bild herunterholen wollen, dabei ging es in Stücke und liegt nun zerbrochen am Fusse des Hügels. Von dort erstiegen wir noch eine Terrasse, wanden uns um einige dort aufgeschüttete künstliche Hügel, erklommen noch einen Wall und zuletzt auf schmalem Pfad den letzten und höchsten. Da lag sie vor uns, die prächtige Pyramide. Ein Hurrah! Wir ritten heran, ritten ein Stück um sie herum, sprangen von den Pferden und beschlossen einstimmig: »Hier lasst uns Hütten bauen!« Die erste Nacht schliefen wir unter Leinentüchern, welche wir als schräges Dach an der Mauer der Pyramide befestigten. Jetzt haben wir ein aus Stangen und Matten konstruirtes Haus, dessen an Stricken befestigte Wände Tages über aufgezogen werden. Ein Laken trennt das Cuarto

*) Die Erinnerung der heutigen Indianer geht nicht über die Zeit der Conquista hinaus. Muy viejo, sagen sie, es de los tiempos de Moetezuma. So pflegen sie auch alle alten Bildnisse, welche männliche Personen darstellen, mit Moctezuma zu bezeichnen. Den weiblichen dagegen pflegen sie durchweg den Namen Malinche beizulegen, d. i. eigentlich Malintzin, die berühmte Indianerin aus Painalla in der Provinz Coatzacoaleo, die Geliebte des Cortez, die ihm als Dolmetscher diente, und deren geschickter Vermittlung ein nicht unbeträchtlicher Theil der Erfolge des letzteren zuzuschreiben ist.

Seler vom Cuarto Peñafiel. Unsre Leute schlafen draussen. Während der Nacht brennt ein Feuer. In den ersten Nächten haben wir mit der Büchse in der Hand Schildwache gestanden, da sich aber keinerlei wilde Bestien zeigen, auch das Feuer der beste Schutz gegen dieselben wäre, ziehen wir es jetzt vor, die Nacht durch zu schlafen. —

Xochicalco, den 24. December 1887.

Um Dir zunächst einen Begriff zu geben, unter welchen Umständen wir diesmal Weihnachten feiern, theile ich Dir mit, dass ich dies schreibe, auf einer Matratze liegend, in einer aus Matten construirten (übrigens augenblicklich vorn und an den Seiten offenen) Hütte, die uns unsere Indianer und die geschickten Hände einiger Theilnehmer der Expedition in der Nähe der Ruinen — zwei Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt — aufgeschlagen, und in der wir nunmehr schon den vierten Tag hausen. Als Licht dient mir ein Stück Stearinkerze, auf einem grossen Stein mittels kleinerer Steinchen künstlich aufrecht erhalten. Zur Seite flickt unser Coronel, Don Antonio Peñafiel, einige Papiermoldagen, die eben vom Stein abgenommen sind. Vor uns kauern am brennenden Feuer unsere Indianer. Seit vier Tagen hausen wir so, zeichnend, abformend, herumkrauchend. Das Wasser holen uns unsere Indianer eine Stunde weit, aus dem Flusse, der tief unten am Fuss der Berge sich seinen Weg gebahnt. Das Essen schickt uns einmal des Tages der Administrator der Hacienda de Miacatlan herauf. Und des Nachts halten wir — gegen Löwen und Tiger, die es übrigens in der That hier nicht giebt — abwechselnd mit dem Rifle in der Hand Wache.

Jenseit der Berge, die im Süden das Hochthal von Mexico begrenzen, liegt — mehr als 1000 Meter tiefer — das Thal von Cuernavaca. Während in Mexico selbst im Winter nicht allzu selten das Thermometer bis auf Null fällt, sind wir im Thal von Cuernacavaca in voller Tierra caliente. An den Stellen, über welche das an den Bergen herabrieselnde Wasser zu leiten ist, gedeiht üppig das Zuckerrohr, und ein schöner Sommertag bei uns ist noch gar nichts gegen die wärmeren Tage, die wir hier

Ende December haben. Im Uebrigen ist das Terrain bergig genug. Gegen die umliegenden Hochketten steigt das Erdreich mit verschiedener Steigung an, und die von den Bergen strömenden Wasser haben tiefe Schluchten hineingerissen. Ungefähr acht Leguas südwärts von Cuernavaca zieht eine Reihe von Hügeln quer von der einen Bergwand zur andern, zwischen denen die nach Süden strömenden Wasser sich ihren Weg bahnen mussten. Diese Reihe ragender Hügel hatten die alten Bewohner des Landes sich ausgesucht, und dort zwischen zweien der Flüsse, die in tiefen Schluchten zwischen den Bergen dahinfliessen, die an sich steilen Hügelabhänge durch künstliche Steinaufschüttungen, welche Bastionen und grabenumzogene Ringwälle darstellen, zu einer Festung allerersten Ranges umgeschaffen. Dort — auf dem mittelsten dieser Hügel — schuf die Laune eines Fürsten oder der Wille eines Volkes die prächtige Pyramide, deren mit Sculpturen bedeckte Trümmer wir jetzt absuchen. Es ist ein nach den vier Himmelsrichtungen orientirtes Viereck. Auf der Westseite führt eine breite Treppe auf die Höhe des ersten Absatzes, und dort öffnet sich der zweite Absatz, so dass ein Zugang zu dem von diesem umschlossenen Raume frei war. In diesem ist eine — jetzt durch Trümmer verstopfte — Vertiefung, die, wie man sagt, zu einem grossen unterirdischen Gemache führte. Durch diese Construction weicht der Bau beträchtlich von den sonst bekannten Pyramiden des Landes ab, bei denen regelmässig die Treppen bis zum Gipfel, zur obersten Plattform führten, auf welcher dann das Bildniss des Gottes und der Opferstein stand. Die Steine, die zum Bau verwendet worden, sind festes vulkanisches Gestein. Da der ganze Berg und die umliegenden Hügel sämmtlich aus Kalkstein bestehen, so mussten diese ungeheuren Blöcke durch Menschenkraft von weither und aus der Tiefe auf die Höhe des Berges geschafft worden sein. Und das ist das zunächst Bewundernswerthe an dem Bau. Die Steine sind regelmässig zugehauen und kunstvoll (ohne Mörtel) übereinander gesetzt, der Innenraum durch Steingeröll und Erdreich ausgefüllt. Die Aussenseiten sind mit Sculpturen bedeckt, die zum grossen Theil — ich will nicht sagen bedeutungslos, aber wesentlich zum Zwecke der Ornamentation aufgesetzt sind: riesige Federschlangen und

à la turca mit untergeschlagenen Beinen sitzende Figuren. Dazwischen aber finden sich andere, welche Symbole, Daten u. a. dgl. darstellen, deren eigentliche Bedeutung festzustellen wohl aber noch der Zukunft vorbehalten bleiben wird. Alle Figuren sind mit einem staunenswerthen Stilgefühl ausgeführt und wirken in ihrer Gesammtheit geradezu überwältigend. Das Bauwerk ist nicht nur eines der schönsten dieses Landes, sondern kann dreist weltberühmten Kunstschöpfungen der anderen Hemisphäre an die Seite gesetzt werden. Alle, übrigens sehr tief (8—9 cm) ausgearbeiteten Sculpturen waren mit Stuck und der von den alten Baumeistern Mexicos so beliebten rothen Farbe überzogen. Ob das allerdings die Schönheit und Wirkung derselben vermehrt hat, lasse ich dahingestellt*). Der Bau ist in früherer Zeit durch Besitzer umliegender Haciendas, die hier feuerfeste Steine für ihre Zuckersiedereien suchten und vielfach auch die Blöcke in die Stauwerke und Schleusen ihrer Wasserleitungen einmauerten, arg verwüstet worden. Doch bleibt noch genug, um sich ein Bild von dem Zusammenhange des Ganzen zu machen. Mir ist der Bau besonders wichtig, weil er mir in einer ganzen Reihe von Bildern den Stil und die Kunst dieser, zwar auch mexikanisch redenden, aber in Charakter und Sitten von den Anwohnern der beiden Lagunen abweichenden, von den letzteren als rohe und ungebildete Leute verachteten Provinzler vorführt. Die Aussicht von der Höhe ist entzückend. Auf der einen Seite am Fuss der Sierra das schimmernde Cuernavaca. Auf der anderen Seite Hügel und Seen, grünende Schluchten, steile kahle Abhänge und im Thalgrunde überall das leuchtende Grün der Zuckerrohrfelder. Um uns aber schwirren in dem warmen Sonnenschein die Heuschrecken, Kolibris summen von Blüthe zu Blüthe. Aus dem hohen, allerdings jetzt gelb gefärbten Grase ragen eine Menge grünender und blühender Sträucher und Bäume heraus, und die grosse blaue Winde hängt ihre reizenden Festons von Ast zu Ast. Weihnachtlich ist uns hier und in dieser Umgebung

*) Eine genaue Beschreibung der Ruine habe ich in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XX (1888) p. (94) bis (111) gegeben. S.

kaum zu Muth. Doch verging der Festtag nicht ohne festliches Gepränge. Freunde aus dem Dorf schickten uns einen Harfenisten herauf. Andere kamen selbst, und mit ihnen ein Deutscher, Schliebener mit Namen, von den Ortsansässigen, die diesen Namen nicht in ihre Sprachwerkzeuge bringen können, »Chile verde« genannt, der unten im Ort von der Regieruug angestellter ehrsamer Dorfschulmeister ist. Und unter Harfenklang und fröhlichen Gesprächen verging das Mittagsmahl recht lustig.

Xochicalco, 26. Dezbr. 1885.

Das Weihnachtsfest ist vorüber, aber ich kann nicht sagen, dass mir sehr weihnachtlich zu Sinne war. Auch das Heimweh, welches ich für diese Tage gefürchtet hatte, stellte sich nicht in dem Masse ein, wie wohl der Fall gewesen wäre, wenn wir das Fest bei Larsens in altgewohnter Weise verbracht hätten. Geputzte Bäume, Lichter, beschenkte Menschen, Pfefferkuchen und all dergleichen versetzen uns gleich in Weihnachtsstimmung und erwecken all die heiteren und ernsten Erinnerungen, welche seit frühester Kindheit am Weihnachtsbaume hängen und ihn mehr schmücken als Aepfel, Nüsse und Goldpapier. Aber von alle dem gab es hier oben auf dem einsamen Hügel nichts; während bei Euch die Bäume strahlten, strahlte über uns die tropische Sonne, und am ersten Feiertage hatten wir im Schatten eine Temperatur von 29° C., d. h. 24° R.; also wie unsere heissesten Sommertage. Doch bereitet mir die Hitze kein körperliches Unbehagen. Unten in den tiefen Thälern und Schluchten ist sie allerdings unbehaglich, hier aber weht immer ein Lüftchen, und die Reinheit der Atmosphäre ist so gross, dass die weiten Entfernungen dem Auge zu verschwinden scheinen. Ein schwüler Augusttag in Deutschland ist weit unangenehmer als die gleiche Temperatur hier. Dazu kommt der Gedanke, dass ich in meinem Leben vermuthlich nicht wieder hierher kommen und daher jeden Moment ausnutzen muss zum Sehen und Hören, Sammeln und Lernen.

Unser Leben hier oben ist höchst sonderbar und könnte ganz gut in irgend einem Gerstäckerschen Roman stehen, nur

dass ihm alle romantischen Gefahren (bis auf die Insekten) fehlen und es sehr friedlich verläuft. Aber wir haben Ruinen, ein ad hoc construirtes Haus aus Matten, Blumen, Vögel, Schmetterlinge, Indianer, und sind furchtbar schmutzig, da die Reinigungsmittel, welche uns zu Gebote stehen, sehr minimal sind.

Da wir hier zu thun finden, so bleiben wir vermuthlich noch einige Tage hier oben und kommen erst am 30. ungefähr nach Mexiko zurück. Die Ruinen lohnen freilich die ausführliche Untersuchung, welche ihnen gewidmet wird, sie sind ganz herrlich, und wenngleich einige der Darstellungen barbarisch erscheinen möchten, so ist doch gerade das das Bewunderungswürdige, dass die Einzelheiten gar nicht hervortreten oder sich aufdrängen, sondern sich dem Ganzen unterordnen und ein glänzendes Zeugniss ablegen für den harmonischen und stilgerechten Sinn, sei es des ausführenden Künstlers oder des Auftrag gebenden Fürsten, jedenfalls des Volkes, aus welchem der eine oder der andere hervorgegangen. Schwer ist immerhin die Wirkung eines Bauwerkes zu beurtheilen, welches wir nur als Ruine vor uns sehen, denn die Verwitterung, die umherliegenden Trümmer, die Bäume, Sträucher und Kräuter, welche in den auseinandergesprengten Fugen wurzeln, geben den Ruinen stets einen eigenen Reiz, welchen man schwer hinwegphantasiren kann.

Am ersten Feiertag bestand unser erstes Frühstück aus Chocolade, die hier zu Lande jeder Mensch zu bereiten versteht, und buñuelos, ein Gebäck, welches schon am Tage vorher zu diesem Zwecke heraufgeschickt worden war. Es ist eine Art Oblate, aber mit Fett und Melado zubereitet, also süss und etwas weniger spröde als die jüdischen Mazzes und schmeckt sehr gut.

Soeben kommt wieder ein Bote aus Miacatlan herauf, nicht aus der Hacienda, sondern aus dem Dorfe, vom Señor Moreno geschickt, der da unten die amtliche Stellung eines Rathsschreibers einnimmt und sammt seiner Señora mit dem Administrador der Hacienda wetteifert, uns alle erdenklichen Annehmlichkeiten heraufzusenden. Er schickt Milch, Catalan (der von Spanien eingeführte Schnaps), Limas (eine citronenähnliche Frucht), Lichte, Zeitungen u. s. w. — Das Dorf ist gross und hübsch. Fast all die luftigen Hütten stehen in

grösseren Gärten, und was nur ein nutzbringender Obstgarten ist, scheint unserm unverwöhnten Auge wie der herrlichste Ziergarten. Aber hier wächst kein Baum, welcher nicht, ausser dem Schattengeben, noch irgend eine andere Pflicht erfüllte, und ihre Zahl ist gross. Die Menge der essbaren Früchte, welche dieses Land hervorbringt — ohne dass ihre Cultur sonderliche Mühe kostet, ist unbegreiflich und was nicht roh zu essen ist, wird zu Dulce eingekocht, oder Thee, oder ein kühlendes Getränk davon bereitet. — Ebenso ist es mit all den wild wachsenden Pflanzen, die ich mit Eifer für das Herbarium sammle. Unsere Indianer kennen fast jede Pflanze nach ihrer Wirkung und mit ihrem landesüblichen Namen: die eine ist dienlich, die andere schädlich, die eine angenehm, die andere nützlich, von mancher giebt es auch eine Sage oder kleine Geschichte. — Die Indianer sind geschickt und gefällig und gutmüthig. Vier Erwachsene und ein Junge sind ständig mit uns hier oben, und vier bis fünf kommen täglich herauf, um alles zu bringen, oft auch irgend ein älterer Señor zum Besuch. — Die eigentliche Bevölkerung von Miacatlan ist vollständig Indianisch, wenngleich Spanisch gesprochen wird, doch nur wenige Leguas entfernt sind Dörfer, in denen reinstes Indianisch gesprochen wird; auch mit uns sind zwei Muchachos (Knaben) vom Stamme der Otomi, welche ihre Sprache sprechen, freilich auch fliessend Spanisch. Meine spanische Sprachwissenschaft hat in diesen acht Tagen grosse Fortschritte gemacht. Da ich gezwungen bin, alle meine Wünsche und Gedanken spanisch zu äussern, wenn ich nicht fortwährend E. als Dolmetscher benutzen will, was doch auf die Dauer für alle Theile gleich ermüdend ist, so habe ich mehr gelernt, als die fünf Wochen vorher in México, wo ich viel mit Deutschen zusammen war, und man in allen Läden Englisch, Französisch oder Deutsch angeredet wird.

E., dem Luft und Lebensweise hier sehr gut bekommen, kehrt soeben von einem Untersuchungs-Spaziergang zurück, um den ich ihn bei dieser Temperatur freilich nicht beneide, aber er ist sehr befriedigt, denn er hat einen grossen sculptirten Stein entdeckt, den noch niemand kennt, und den Peñafiel ihm zu Ehren »Piedra Seler« benennen will, und hat zwei ganze

Taschentücher voller Spindelsteine, Scherben und Obsidianmesserchen.

Hier ganz nahe sind vier Höhlen, augenscheinlich von Menschenhand gemacht, mit Mauerwerk befestigt und der Fussboden cementirt. Entweder haben sie als geheime Gänge zum Verlassen der Festung gedient, oder als Grabkammern. Im Dorfe unten hat sich aber das Gerücht verbreitet, dass wir dort zwei Tonnen mit Pesos (mexikanischen Dollars) gefunden hätten.

Es ist möglich, dass diese Excursion unsern Reiseplan ändert, und dass wir anstatt nach Oajaca, nach der Huaxteca gehen. Dort ist wissenschaftlich noch eine ziemliche Terra incognita und es giebt manches da zu thun. Peñafiel möchte uns sehr gern dort hinreisen sehen. Wir hätten den Vortheil, mit den vorzüglichsten Empfehlungen zu reisen. Bisher jedoch ist noch nichts entschieden, es wird wohl erst in México dazu kommen.

Heut geht es herunter nach Miacatlan, die Pferde sind schon heraufgeschickt und wir warten nur die kühleren Stunden ab zum Wegreiten. Es wird mir fast schwer, hier fortzugehen, wenngleich ich nicht bedauere, mich wieder einmal ordentlich waschen zu können. Aber es ist doch voraussichtlich ein Abschied für immer, und die tiefen Schluchten, die Hügel und in der Ferne die strahlenden Gipfel der Iztaccihuatl werden mir nie wieder als Rahmen zu den Resten der alten Cultur erscheinen, sondern in andern und neuen Verschiebungen. Den Schlangen, Kriegern und Göttern von Xochicalco, seinen Kolibris, Adlern und duftenden Blumen, seiner schönen Umgebung und der ganzen Idylle ein herzliches Lebewohl.

Miacatlan (Hacienda), d. 28. Dezbr. 1887.

Gestern Nachmittag um 5 Uhr verliessen wir unser Lager in Xochicalco, d. h. Segura, der junge Peñafiel und ich, unter Begleitung des Señor Moreno und einiger seiner compadres, welche zu Besuch heraufgekommen waren, und mit zwei Lastthieren und zwei muchachos. Peñafiel, Carral und E. waren schon früher aufgebrochen, um einen andern Weg zu nehmen, welcher ihnen einen ungefähren Situationsplan der ausgedehnten Festungs-

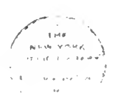
werke aufzunehmen ermöglichte. — Bis zur Thalsohle hinab ging es ziemlich steil und steinig, aber einen näheren und immerhin etwas besseren Weg, als wir heraufgeritten waren. (Ich bin übrigens schon auf dem Standpunkt angelangt, einen Weg für ziemlich guten Reitweg zu erklären, welchen ich zu Hause weder einer Reiterin, noch einem Pferde im Traum zumuthen würde.) Die untergehende Sonne und der schon hoch am Himmel stehende, fast volle Mond stritten um die Herrschaft über die Landschaft. Tief unten die Schluchten lagen in dunklem Schatten, die ferneren hohen Gebirge hoben sich tiefblau und scharf vom reinen, hellen Himmel ab; nur die Hügel um uns zeigten noch ihre grünen, grauen und gelben Farben, links schimmerte ein kleiner See herauf, rechts der Tembembe in vielen Krümmungen. Als wir diesen erreicht hatten, liessen wir die Pferde trinken und ritten dann weiter in die Mondnacht hinein, welche von den Düften all der Pflanzen erfüllt wurde, die wir leider nur trocken im Herbarium, und also ihrer besten Reize entkleidet, mit nach Deutschland bringen können; denn wie hier alles sticht und piekt, so ist auch alles farbig und duftend.

Hier wurden wir herzlich begrüsst und fanden unsere Zimmer und sieben Sachen unberührt wieder. Augenscheinlich war die Gastfreundschaft der Hacienda in der Zwischenzeit nicht anderweitig in Anspruch genommen worden. Wie Viele reisen auch hier? Wird diese Gastfreundschaft aber beansprucht, so ist sie unbeschränkt, und man sagt uns, dass dies auch gegen völlig unempfohlene und unbekannte Gäste der Fall sei; freilich Gasthäuser giebt es nicht und ohne diese fabelhafte spanisch-indianische Gastfreundschaft, der gegenüber man sich mit einem Dank gegen den Hausherrn, resp. Administrador, und kaum einem Trinkgeld an die Dienerschaft abfindet, wäre das Reisen hier eine etwas sehr beschwerliche Sache; ohnehin muss man oft einen acht- bis zehnstündigen Ritt zurücklegen, ehe man ein Nachtquartier erreicht.

Miacatlan ist eine grosse, elegante Hacienda, die Güte des Zuckers und die Grossartigkeit des Fabrikbetriebes sollen zwar der von Puente nachstehen, dagegen hat es eine Aguardiente-



Pyramide von Xochicalco. Der nördlich des Treppenaufgangs gelegene Theil der Westseite.


THE
NEW YORK

Fabrik und einen prachtvollen Gutshof. Wenn man in diesen einreitet, hat man rechts in etwas einspringendem Winkel die Kirche vor sich, von deren Schutzpatron Hacienda und Dorf ihren Namen erhalten, hier also: San Salvador de Miacatlan. An diese schliesst sich die Zuckersiederei, dahinter liegen Branntweinbrennerei und Ställe. Links wird der Corral von einer Mauer abgeschlossen, dann kommt ein langer Schuppen, welcher Schmiede und Tischlerei enthält — dahinter der prachtvolle Garten, und die ganze vierte Seite des Rechteckes wird vom Wohnhause eingenommen. Hinter demselben ziehen sich wieder Ställe und Schuppen hin. Das Haus wird im unteren Stock von Beamten bewohnt, oben von dem Administrador mit Frau und vier erwachsenen Kindern und einer Unzahl von Compadres und weiblicher Dienerschaft, aus welcher kein Mensch klug werden kann. Der Oberstock besteht aus drei parallelen Zimmerreihen, deren vorderste durch eine mächtige Verandah, deren mittlere durch eine grosse Halle und deren hinterste durch das Speisezimmer unterbrochen wird. Da der Unterstock nach hinten breiter ist, so kann man aus einer Anzahl Zimmer direct auf das flache Dach desselben, welches mit einer Laube geschmückt ist, auf welchem ein Papagei, eine Menge anderer Vögel, sechs Hunde und die Dienerschaft ihr Wesen treiben und von welchem der Blick über Zuckerfelder und eine Wasserleitung hinweg zu den Bergen schweift. Der grosse Hof ist tagsüber von den Splittern des zerquetschten Zuckerrohrs bedeckt, diese Reste dienen als Brennholz in der Siederei. Wenn es regnet, so dass das zerquetschte Rohr nicht trocknen kann, so feiern die Siedereien, denn das Holz ist hier theurer als der Zucker. In den weichen Haufen und Schichten des ausgebreiteten zerquetschten Rohres wälzen sich ganze Heerden von Maulthieren, wie auch Kühen — je nach verschiedenen Tageszeiten. Das Gesetz dieses Wechsels ist mir noch nicht klar geworden. Einmal war der Bulle ausgekniffen, Reiter hatten ihn mit dem Lazo aber bald eingefangen und kamen nun, in voller Carrière, den Bullen am Lazo hinter sich herziehend, in den Hof gesprengt. Dort ward der Bulle, indem man ihm einen zweiten Lazo um die Beine warf und nach zwei entgegengesetzten Seiten davonritt, niedergerissen.

Dann wurden die Lazos gelöst. Der Bulle erhob sich, schüttelte sich und trottete beschämt zu seiner Heerde. — Unter der Halle des Hauptgebäudes sind ein paar Tische aufgestellt, und dort sitzen beständig zwei bis drei Escribanos mit dem grossen Hauptbuch vor sich, denn es wird doppelt Conto gehalten. Mit der Hacienda ist auch ein grosser Kramladen verbunden, in dem es Schnaps, Eisenwaaren, Kurzwaaren giebt. Der Peon entnimmt alle seine Bedürfnisse hier, und das wird natürlich bei der Auszahlung des Lohnes verrechnet. Man sagt, dass die Leute selten aus den Schulden herauskommen und daher so gut wie eingesessene Hörige oder Leibeigene sind. Das thut übrigens der Vergnüglichkeit der Leute keinen Eintrag. Abends, wenn der Lohn ausgezahlt wird, sammeln sie sich in hellen Haufen und ziehen singend ab. Auch sonst mangelt es an Scherz und Gelächter nicht. In der Presse und der Siederei wird übrigens Tag und Nacht gearbeitet. Die Arbeiter der Hacienda und die Bewohner des Dorfs sprechen jetzt Spanisch, es sind aber echte alte Indianische Typen.

Zur Vervollständigung der Haciendabeschreibung setze ich her, wie der materielle Mensch hier erhalten wird. Morgens giebt es Kaffee, ein wenig starker kalter Kaffee mit viel heisser Milch und sehr gutem Gebäck. Wer will, kriegt auch Chocolade, heiss in Milch gekocht und ein Glas kalte Milch dazu. Nachher ein Glas Wasser. Mittags beginnt man mit Zopa und Caldo. Zopa ist ein dick, mit etwas Chileschoten und Fett gekochter Reis (zopa de arroz) oder ebenso dick gekochte geröstete Brodschnitten. Caldo ist klare Bouillon. Beides wird besonders servirt, man nimmt sich nach Belieben von dem einem oder dem andern oder beiden. Dann wird Rothwein eingegossen, ein Wasserglas zu einem Drittel voll, und die Meisten giessen dann bis zum Rande Wasser zu. Darnach kommt Eierkuchen, in Fett gebacken. Dann unweigerlich die drei Fleischgerichte: Asado (Braten), Mole (mit rothem oder grünem Chile gekochtes Fleisch), Guisado (mit Zwiebeln oder allerhand Kräutern, ziemlich fett geschmort). Alle drei waren hier sehr gut, namentlich das Letztere. Dann giebt es Frijoles (Bohnen), der unweigerliche Schluss jeder Mahlzeit, sehr wohlschmeckend, aber natürlich

etwas schwer. Dann kommen Dulces verschiedener Art. Hauptingredienz bei allen ist Melado, der rohe, ausgepresste Saft des Zuckerrohrs, damit werden Kürbisse oder Papayas, oder anderes Obst gekocht, oder es wird Milch damit aufgekocht, oder anderes mehr. Dann wird wieder Trinkwasser eingegossen. Und man erhebt sich vergnügt vom Tisch. So geht es Morgens und Abends, und einen wie den andern Tag.

México, 1. Januar 1888.

Von Miacatlan ging es Donnerstag, den 29. Dezember, früh um 6 Uhr, weg. Den Tag vorher hatten wir uns in der Hacienda ausgeruht von den Strapazen der oben verlebten Woche. Der Tag war mit Schlafen, Schreiben, Ordnen der verschiedenen gesammelten Dinge vergangen. Aus der schönen Huerta (Obstgarten) hatten wir unserm Herbarium noch mancherlei hinzugefügt, und Carral seinem Skizzenbuch. Am Nachmittag besichtigten wir die Zuckerfabriken und die mit den Rückständen der Zuckerfabrikation arbeitende Brennerei. Abends kam der deutsche Schulmeister, Herr Schliebener, alias Chile verde, sich bei uns zu verabschieden; wir gingen zum gleichen Zweck noch hinunter ins Dorf (welches bei dem Schein des fast vollen Mondes nichts von seinem malerischen Reiz verlor), zum Herrn Moreno; krochen früh ins Bett und früh wieder heraus. Nach einem starken Ritt von sechs und einer halben Stunde auf guten und schlechten Wegen, über Berge und durch Barrancas, durch Sand, über Steingeröll und durch klare Bäche, langten wir in voller Mittagsgluth in gestrecktem Galopp, erhitzt, bestäubt, müde und hungrig in Cuernavaca an. Nachdem wir gegessen und kaum eine Stunde ausgeruht hatten, kamen schon wieder verschiedene Herren, uns abzuholen. Man führte uns zu einem berühmten skulptirten Stein mit Datum, kriegerischen Symbolen und verschiedenen Hieroglyphen bedeckt, über dessen Bedeutung noch gestritten wird. Aber auch hier zeigte sich wieder eine merkwürdige Thatsache bestätigt, welche uns schon öfter hier aufgefallen ist: wenn der Erste, welcher eine Ruine, Sculptur u. s. w. beschrieben hat, falsch sah, so sehen alle anderen nach ihm auch falsch, oder vielmehr sie

nehmen sich garnicht die Mühe zu sehen, sondern beten ihm ruhig alles nach. Weil die erste Abbildung und Beschreibung der Ruinen von Xochicalco ungenau war, sind die folgenden immer schlechter geworden. Weil im Dupaix der Stein von Cuernavaca einen Vogelkopf über dem Schilde zeigt, haben seitdem alle mit ruhigem Gewissen einen Vogelkopf gesehen, wo doch ohne Zweifel ein Tigerkopf ausgehauen ist. Bei dem Spaziergang nach diesem Stein bekamen wir auch einen Begriff von der entzückenden Lage Cuernavacas. Das Städtchen bildet den Mittelpunkt eines weiten, reichen und fruchtbaren Thales; wohin das Auge blickt: blühende Bäume, grünende Felder. Mitten durch den Ort zieht sich eine tiefe, enge Barranca, deren Ränder bis hinab zu dem klaren Wasser mit einer grünenden Wildniss bedeckt sind. Es ist wohl begreiflich, dass Cortez hier seinen Lieblingsaufenthalt hatte, sein Palast steht ein wenig hoch und überblickt das ganze Thal. Auch Maximilian hatte die Absicht, hier einen Palast und Garten anzulegen, und er hat oft bewiesen, dass er einen richtigen Blick für landschaftliche Schönheiten besass — man denke an Miramar und Lacroma.

Abends gab es ein Essen, mit zwanzig Herren, einige Freunde von Peñafiel, einige offizielle Persönlichkeiten; es wurde natürlich viel geredet, denn wenn hier einer einen Trinkspruch ausbringt, so stösst man nicht an, setzt sich hin und hat ein Weilchen Ruhe, sondern der Gereizte antwortet sofort, indem er einen dritten leben lässt und so weiter, bis endlich einer auf den klugen Einfall kommt, seinen Brindisi mit »viva México!« zu beschliessen; darauf giebt es keine Antwort mehr, man steht auf, stösst an und trinkt. Der Abend war so schön, auf dem niedlichen Platze Musik und Menschen, so dass wir erst spät zu Bett kamen, nach vielem Händeschütteln, Rückenklopfen und Complimenten. Um 4 Uhr sassen wir schon wieder zu Pferde, denn wir hatten einen 18 Leguas langen Ritt vor uns bis Tlalpam, dort erreichten wir die Pferdebahn nach Mexico. Die Nacht war schön und mondhell, die Schneefelder des Popoca-tepetl leuchteten silbern herüber. Der Weg ging erst eine Strecke im Thal entlang und begann dann allmählich zu steigen. Je höher wir kamen, und je näher die Zeit des Sonnenaufgangs rückte, um so kühler wurde es;

zuletzt pfiff der Nordwind uns schneidend entgegen und wir froren tüchtig. Bei Sonnenaufang ritten wir schon in einer Gegend, welche die Vegetation der Tierra fria in grosser Schönheit und Ueppigkeit zeigte, obgleich wir immer noch an der dem Thal von México abgewendeten Seite des Gebirges emporstiegen. Um 8 Uhr war Huichilac erreicht, der einzige Ort, welcher an dem langen Wege liegt, bis man das Thal von México erreicht. Etwas Brod, Cognac und die Strahlen der höher steigenden Sonne begannen ein wenig Leben in unsere erstarrten Glieder zu hauchen, Decken, Jacken und Zarapes wurden hinten aufgeschnallt. Hinter dem hübschen kleinen Ort bietet sich der letzte Blick über das hügelige Thal von Cuernavaca, welches in blauem Dufte zu unseren Füssen lag. Nicht lange danach ritten wir in einen Wald ein, der an norddeutsche Kiefernwälder erinnerte; wenngleich der Nadelbaum (Ocote) hier ein anderer ist, so ist er doch der Kiefer und der Pinie nahe verwandt, und der Eindruck jedenfalls derselbe. Unter den Bäumen, dichte, zusammenhängende Polster bildend, wächst eine Grasart, deren Wurzelfasern Gegenstand des Exports bilden. Wie man uns sagte, werden in Deutschland Bürsten daraus verfertigt. Stundenlang ritten wir durch diesen Wald, aber das Gefühl der Einsamkeit konnte nicht aufkommen, denn die ganze Strasse ist sehr belebt. Lange Züge von beladenen Eseln und Maulthieren mit ihren Arrieros, Reisende zu Pferd mit Waffen, Zarapes und grossen Hüten, Gruppen von Indianern mit Lasten auf Kopf und Rücken kamen uns entgegen. Es ist dies eine grosse Verkehrsader, Camino de transito, wie man hier sagt. Die Früchte und mannigfachen kleinen industriellen Producte der Tierra caliente, wie Matten, Körbe, Vogelbauer u. s. w. werden nach México gebracht, wohingegen von dort her der Pulque und manches andere herüberkommt. Wo der Distrito federal beginnt, beginnen auch die vielen Wachtposten. Denn das ganze Gebirge, und insbesondere dieser Wald, hat seit alter Zeit einen schlimmen Ruf als Räuberherberge. Bis vor Kurzem waren auch Anfälle auf Leben und Eigenthum hier stark an der Tagesordnung. Und unsere Arrieros weigerten sich direct, den Weg mit uns bei Nacht zu machen. Der gegenwärtige Präsident hat aber mit energischer Hand hier, wie in andern Theilen des Landes, Ruhe

und Ordnung zu schaffen gewusst. Seit Friede im Lande herrscht, sind auch die Strassen sicher geworden. Noch vor zwei Jahren fuhren alle Posten mit Bedeckung, heute ist es nicht mehr nöthig. Die grossen Strassen in der Nähe der Hauptstadt allerdings werden noch gegenwärtig stark militärisch besetzt. Und bei unsern mexikanischen Freunden galt es noch immer als Reiseregel, den Revolver locker zu machen, sobald man einem Trupp Reisender begegnet. — Nachdem wir das Cruz del Marques — das Grenzzeichen des Marquesado, des Eigenthums von Cortez — passirt hatten, erreichten wir bald La Guardia, die Mittagsstation der Diligencia. Ein plumper alter Wartthurm, zur Kaserne eingerichtet, ist umgeben von etwa zwanzig bis dreissig elenden Hütten, mit welchen sich unser Petate-Haus in Xochicalco ruhig messen konnte, von Stangen und Stroh hergestellt, davor Pfähle zum Anbinden der Pferde. Einige Kneipen — mesones — sahen wenig einladend aus. In einer derselben erhielten wir einen elenden Imbiss und ritten — wenig erquickt — bald wieder ab. — Von hier senkt sich der Weg sehr allmählich ins Thal. Kurz, nachdem wir La Guardia verlassen, begegneten wir der mit acht Maulthieren bespannten Post und dankten uns gegenseitig beim Anblick derselben, dass wir uns entschlossen hatten, den Weg, trotz der Anstrengung, 12 Stunden an einem Tage zu reiten, zu Pferde zurückzulegen. Wenn ich mir vorstelle, in einem solchen Kasten über Wege, wie wir sie hinter und vor uns hatten, acht bis zehn Stunden rumpeln zu müssen, so habe ich ein Gefühl, als ob meine Glieder ausgereckt würden; auch sind die »golpes« (»Stösse«, wörtlich »Schläge«) der Diligencia berühmt. Der Weg wurde breiter und führte zwischen öden, mit gelbem Gras bestandenen Flächen dahin, unter den Hufen der Pferde stäubte schwarzer, vulcanischer Sand, denn der Pass führt über das Gebiet des Ajusco, dessen charakteristisch geformte breite Masse wir zu unserer Linken hatten. Bald bot sich ein herrlicher Blick über das Thal von México mit seinen Seen und Bergen und mannigfachen Ortschaften: ein Gegenstück zu dem Blick über das Valle de Cuernavaca, welcher am Morgen unser Auge entzückt hatte. Der Weg wurde immer belebter und wir — ermüdet vom langen Sitzen im Sattel und um unseren Thieren ein wenig Erleichterung zu gön-

nen — stiegen ab und gingen eine halbe Stunde, unsere Thiere am Zügel führend. Nachdem wir ein kleines Dorf durchritten hatten, senkte sich der Weg in vielen Curven ziemlich plötzlich ins Thal, stets mit der Aussicht auf Xochimilco und seinen See. Kirchen und Dörfer blickten aus grünen Bäumen hervor, im Dufte lag hinten die grosse Stadt, und den Abschluss des Bildes gab die Sierra de Guadalupe. Als wir die Thalsohle erreicht hatten, bog der Weg ziemlich scharf nach Westen ein, am Fusse des Ajusco entlang, und endlich, endlich fanden wir auch an der Hacienda de la Noria einen klaren Bach. Unsere Pferde hatten seit zwölf Stunden nicht gesoffen, hatten zuletzt sehnsüchtig in jedes Loch und jede Spalte geguckt und waren nun kaum zu halten, und während mir E. aus dem Sattel half, lief mein Gaul unter mir fort ins Wasser. Alle Thiere, welche von Cuernavaca kommen, werden hier getränkt und es war ein grosses Gedränge von Eseln, Maulthieren und Rindern, und die Frauen des Orts wuschen in dem klaren Wasser. Mit frischen Kräften griffen unsere Pferde aus und eine kleine halbe Stunde später stiegen Peñafiel, Carral, E. und ich an der Chaussee, welche von Tlalpam nach Mexico führt, in die Pferdebahn; die anderen ritten bis zur Stadt mit den Lastthieren und Arrieros und unseren ledigen Pferden. — Hier gingen wir früh zu Bette und schliefen in zehn Stunden unsere Strapazen aus.

IV. Wieder in México.

Neue Reisepläne. — Die Mexicanerin und der Rebozo. — Texcoco und Teotihuacan.

México, 10. Januar 1888.

Vor unserm Ausflug nach Xochicalco war unser Vormittag regelmässig der Bibliothek und unser Nachmittag dem Museum gewidmet; seit wir zurück sind, leben wir weniger regelmässig und thun jeden Tag etwas anderes, weil es mancherlei zu thun giebt. E. ist mit einem ausführlichen Bericht an die anthropologische Gesellschaft beschäftigt, ich habe mit dem Herbarium zu thun, welches viel Zeit erfordert, und die Scherben, Spinnwirtel, Obsidianmesser, Thonfigürchen, welche wir bei unseren Ausflügen in die Umgegend finden, müssen gewaschen, geordnet und mit Zetteln versehen werden. Dazu kommen mancherlei Reisevorbereitungen, denn wir stehen auf dem Sprunge, ins Land zu gehen, und warten nur auf Nachrichten, nach welchem Orte wir uns zuerst wenden sollen. Unsere Reisepläne haben sich nämlich geändert: wir gehen zuerst nach der Huaxteca, d. h. dem von den Huaxteca bewohnten Lande, nordöstlich von México, welches den drei Staaten San Luis Potosí, Vera cruz und Tamaulipas angehört. Es umfasst hauptsächlich das Stromgebiet des Pánuco. Diese Gegend ist merkwürdig unbekannt, und wir können hier keinerlei Auskunft über dieselbe erhalten. Dr. Peñafiel hat deshalb in unserm Interesse dort an die Behörden geschrieben, um irgend etwas über wie? und wo? der angeblichen Ruinenstädte zu erfahren und uns bei unserm Suchen danach Unterstützung zu sichern. Wenn aber die Antwort lange ausbleibt, reisen wir auf

eigene Faust. Einen Diener — mozo (eigentlich Bursche) — haben wir schon, der uns begleiten wird, denn es ist nothwendig, jemanden zu haben, der sich um Pferde und Gepäck kümmert. Wir denken Ende dieses Monats hier aufzubrechen und im März zurück zu sein, dann April und Mai nach Oaxaca zu gehen, wenn sich bis dahin nicht alles längst wieder geändert hat. Man wird hier nirgends so schnell fertig als man fertig zu werden glaubte; da alle Leute Zeit und zwar sehr viel Zeit haben, so muss man stets darauf gefasst sein, mit »quien sabe« und »mañana« getröstet und abgespeist zu werden, so dass man Geduld lernen kann.

Die Mexikaner sind überhaupt phlegmatisch und ruhig, — wenn sie nicht gereizt oder betrunken sind. In den unteren Volksschichten giebt es wohl kaum reines spanisches Blut, und auch in den höheren Klassen der Bevölkerung ist viel Mischung. Diese Mischung erweist sich übrigens, besonders für das weibliche Geschlecht, sehr günstig, denn man sieht auffallend viel schöne Mädchen und Frauen; doch fast nie die glühende Schönheit unserer südeuropäischen Länder, sondern eine sanfte, dunkle Schönheit, mit den schmachtenden, sehnsüchtigen Indianeraugen und den schweren tiefschwarzen Haaren, die in zwei lange Zöpfe geflochten über den Rücken herabhängen. Hier in der Hauptstadt machen sich freilich viel internationale Einflüsse geltend. Wenn die Mexikanerin ausgeht, besonders an den nicht seltenen Feiertagen, die Calle de S. Francisco entlang, über die Alameda, oder wenn sie im Dunkeln auf dem Paseo spazieren fährt, oder wenn sie eingeladen ist, so macht sie Toilette, und zwar sehr elegant und nach der neuesten Mode. Bei sich zu Hause, selbst wenn geladene Gäste kommen, erscheint sie stets im Morgenrock. Morgens zur Kirche und zu Einkäufen wird allgemein der Schleier oder die Mantilla getragen, Nachmittags auf der Promenade ist er, besonders bei jüngeren Damen, leider schon vielfach von dem theuren, lange nicht so kleidsamen Hut verdrängt. Die Frauen des Volkes, welche keine französische Mode mitmachen, tragen den Rebozo, der allen möglichen Zwecken dient; er schützt gegen Regen und Sonnenschein und hält das Kind der Indianerin auf Rücken oder Hüfte der Mutter fest. Er ist von Baumwolle, meist hellblau und mit schöner Franse verziert. Je nach der Schönheit dieser, und der

Feinheit und Dichtigkeit des Gewebes wechselt seine Kostbarkeit. Ausserhalb der Hauptstadt, wo man den Hut noch nicht kennt, wird er allgemein getragen und auch aus dunkler Seide gefertigt. Ein guter Rebozo ist praktisch, haltbar, aber nicht billig. Die gewöhnlicheren kosten 5—6 Pesos. Es giebt aber deren bis zu zweihundert Pesos, d. i. 6—700 Mark.

---

den 19. Januar 1888.

Vorigen Sonntag waren wir in Texcoco am anderen Ufer des Sees. Man fährt mit der Eisenbahn entlang der alten Calzada, die einst von dem Gebiet der Chalca quer durch den See nach México führte. Jetzt ist der See zurückgewichen, aber trockenes Land ist noch nicht geschaffen. Ueberschwemmte Stellen und ausgetrockneter Sumpfboden! In dem Wasser waten Kühe und aus dem trockenen Boden blüht das Salz in weissen Krusten heraus. Drüben winkt der Peñon — einst eine Klippe im See — und hinter ihm die Berge von Guadalupe. Schön ist der Blick über den See, — aber sonderbar! die weite Wasserfläche und kein Segel, kein Nachen darauf. In dem seichten Wasser nahe dem Strand waten Indianer, in primitiver Weise mit dem Handnetz den kleinen Weissfisch (pescado blanco) fangend, — und in Los Reyes, der ersten Station, an der wir halten, wimmelt es, neben bettelnden Blinden, von Frauen, die rohe Weissfische oder auch den Axolotl, die Salamandrinenlarve des Sees, verkaufen. Daneben natürlich finden Pulque und in die Blattscheiden von Mais gewickelte warme Tamales reichlichen Absatz. Weiter geht es um den schildförmig gestalteten Berg von Chimalhuacan herum in die reiche Ebene, am Ostufer des Sees, — einst das Machtgebiet der Könige von Texcoco, Huexotla und Coatlinchan, und noch heute ein reichlich Weizen, Mais und Pulque produzirendes Gebiet. Von der alten Herrlichkeit der Königsstadt Texcoco ist wenig mehr erhalten. Der grosse Haupttempel ist ein Schutt- und Trümmerhaufen, Kartoffeln wachsen auf den Gehängen, und nur eine tiefe Grabung an der einen Seite zeigt die Cementbekleidung der untersten Terrasse der mächtigen Pyramide. Nicht anders sehen die Stätten aus, wo die Paläste der alten

Könige standen. Aber noch sind in Reihen die mächtigen Ahuehuetes (Taxodium mexicanum) zu sehen, die einst, wie man sagt, Nezahualcoyotl nach dem Siege über die Chalca pflanzte. Ihnen gesellen sich mächtige alte Oelbäume, welche von den ersten Missionaren hier im Lande gepflanzt sind. Später verbot die spanische Regierung den Oelbau, um dem spanischen Oel einen gesicherten Import zu verschaffen. Heute ist Texcoco eine kleine Landstadt mit freundlichen Strassen — die Hauptstrasse mit einer Doppelreihe grüner Bäume (Truenos) bepflanzt —, einer grossen Plaza, auf der viel indianische Töpferwaare feilgeboten wird — an Güte nicht entfernt der alten vergleichbar —, und einer ziemlich verwilderten Alameda dahinter, auf der noch ein runder, mühlsteinartiger Stein zu sehen ist — ein sogenannter Tlachco, ähnlich denen, wie sie in Tula ausgegraben sind. Andere Muñecos (Puppen) aus Stein stehen in Privatgärten und Privathäusern, zwischen dem Gerümpel der Neuzeit — Zeugen des alten Kultus und der alten Kunstfertigkeit —, die meisten ziemlich steifen, archaistischen Styls. Interessant sind hier auch die Kirchen. Eine Kapelle wird gezeigt, in der die PP. Motolinia, Sahagun und Molina gepredigt haben sollen, die zu den ersten Missionaren gehören, die ins Land kamen. Merkwürdig rohe barocke Blumengewinde zieren den offenen Eingang in dieses Reliquium. Gegenüber ist die Façade des Sacrariums zu sehen, an der, in Stein ausgearbeitet, neben der Figur eines Bischofs, einige barocke Indianer, — mit dem Maxtlatl (dem indianischen Lendenschurz) bekleidet! — aber mit Engelsflügeln versehen, als »Angeles de esta nueva España« figuriren. Ist aber über dem Boden die alte Herrlichkeit verschwunden, so enthält der Boden noch Schätze genug. Zierlich bemalte Scherben von Thongefässen fördert der Pflug und das Grabscheit jedes Jahr neue zu Tage, und wo — wie z. B. zum Zweck der Anfertigung der Adobes — das Erdreich tiefer aufgegraben wird, kommen Götzenbilder aus Thon, Stempel und mit zierlichen Reliefs versehene Spindelsteine zum Vorschein. — Wir trafen unsere Freunde aus México, Herrn Peñafiel mit seinen Söhnen, hier. Er führte uns zum Jefe politico des Districts, Coronel *, in welchem wir einen feinen, gebildeten, liebenswürdigen Mann kennen lernten. Die

hübsche Tochter musicirte — italienische Weisen waren entschieden bevorzugt. Und die Dame des Hauses liess weder den Cigarillo ausgehn, noch das Gespräch zum Stocken kommen. Eine Tertullita im landesüblichen Stil, anspruchslos und herzlich. Doch auch die Wissenschaft ging nicht leer aus. In dem niedlichen baumbepflanzten Patio trafen wir das Steinbildniss eines alten Königs an, der aus Coatlinchan hier eingeliefert worden war. Das Haupt war mit dem Copilli, der Königsbinde aus Goldblech geschmückt, die über der Stirn höher aufragt — hier natürlich, wie die ganze Figur aus Stein gearbeitet. Die Augen dagegen waren eingesetzt. Das Weisse aus Muschelschale gebildet, Iris und Pupille aus einer dunklen, glänzenden Schwefelkieskugel. Im Uebrigen war die Figur steif und hölzern, wie die meisten, die ich dort gesehen. — Am andern Morgen ritten wir, unter militärischem Schutz, den — sehr unnützerweise — die Sorglichkeit unsers Freundes uns erwirkt hatte, nach Texcotzinco »Klein Texcoco«, dem Potsdam des alten Texcoco. Der Weg führt zunächst durch Felder, die durch Reihen von Maguey's getrennt sind, dann passirt man eine tiefe Barranca, die schon von weitem durch den Blumenschmuck, der sie auskleidet, sich kenntlich macht. Dort liegt im Grunde Molino de Flores, »die Blumenmühle« — eine Mühle und Rittergut mit schönen Gebäuden, die einem reichen Grundbesitzer gehört, weit berühmt im ganzen Lande durch den prachtvollen Garten, der hier an der einen Seite der Barranca angelegt ist. Wir sahen eine Fülle hoher Bäume und blühender Büsche, wirklichen Rasen, eine Anzahl schattiger Sitzplätze, ein unter dem überhängenden Felsen im Grün angelegtes Badebassin und eine in den Fels gehauene Grabkapelle, mit offenen Arkaden nach der Barranca und dem Grün auf der anderen Seite derselben. Ausserdem im Garten eine ganze Anzahl Steinfiguren, sämmtlich, wie man mir sagte, aus dem grossen Tempel in Texcoco stammend. — Jenseits dieser Barranca folgt steiniger Boden (Kalk). Eine Unzahl Scherben beweisen, dass auch hier einst eine dichte Bevölkerung ihren Wohnsitz hatte. Allmählich kommt man den Bergen nahe. Zur Linken liegt am Fusse des Berges eine Ortschaft. Geradeaus liegt am Fusse eines breiten Berges eine andere grosse Ortschaft, ganz eingehüllt in ein Meer blühender Pfirsichbäume. Wir reiten

in dieses Dorf ein und wenden uns dann rechts dem Berge zu, der, von kegelförmiger Gestalt, ziemlich steil aus der Ebene an seinem Fusse aufragt. Das ist der Texcotzinco, auf dem der Sommerpalast und die weltberühmten Gärten des Königs Nezahualcoyotl standen. Noch heute sieht man daselbst einen schmalen Grat, der den Gtpfel mit dem hinterliegenden Bergland verbindet und über den aus meilenweiter Ferne das Wasser zur Bewässerung der Gärten hergeführt ward. Man sieht in den Fels gehauene, nach der einen Seite offene und dort durch Mauerwerk vervollständigte Gemächer, die Wände — wie die Spuren zeigen, einst mit buntem Stuck bekleidet, im Hintergrund ohne Zweifel Steinbilder, die aber jetzt fast alle zerstört sind. Man sieht in den Fels gehauene Treppen, runde Bassins mit zuleitenden Wasserrinnen, in den lebendigen rothen Porphyrfels gehauen — el baño del Rey Nezahualcoyotl —, und man sieht von dem Gipfel des mit grünem Buschwerk bekleideten Bergs weit ins Land über die fruchtbare Ebene, die schimmernde Lagune, mit den Bergen von Guadalupe, und der am Fuss der Berge sich ausbreitenden, thurmreichen Hauptstadt. Man sieht zur Linken die näheren Berge und die beiden Schneeriesen, die, wo sie auch immer dem Blick sich darbieten, stets schön, stets grossartig erscheinen.

Am andern Tage fuhren wir nach Huexotla, heute ein kleines Dorf, einst ebenfalls ein stolzer Königssitz. Noch heute ist dort die aus Steinen zierlich zusammengesetzte, zum Theil mit Stuck bekleidete Mauer eines alten Palastes, in einer Ausdehnung von etwa vierzig Metern, zu sehen, und auf dem Gemeindeanger stehen Steinbildnisse: der Regengott, ein Schädel, Schlangen und Frösche — und die Dorfbewohner, die mich Zeichnenden umgaben, hören mit Schmunzeln, dass ich Ort und Steinbilder für alt, sehr alt halte.

Von Huexotla aus führte uns unser leichtes Wägelchen auf einem sehr schlechten Wege nach Coatlinchan; zuerst durch ein trockenes Flussbett, dann durch eine Art Hohlweg, von altem Gemäuer gebildet. Weiter über ausgewaschene Felsen, aber immer mit hübschem freiem Blick nach allen Seiten, eine lustige, heitere Fahrt. Nach etwa zwanzig Minuten war das Dorf erreicht und es begann beim ersten Haus die Nachfrage nach

etwaigen Antigüedades. Ein nicht sehr intelligenter Mann konnte uns nur sagen, dass die grosse Diosa del Agua — eine am Boden liegende sieben Meter lange Kolossalfigur — noch ziemlich weit von hier und mit dem Wagen nicht zu erreichen sei. Wir mussten also auf ihren Anblick verzichten, da wir keine Reitpferde bei der Hand hatten, auch sonst wohl den Nachmittagszug nicht mehr zur Rückfahrt hätten benutzen können. Auf weitere dringende Fragen, was etwa im Dorfe vorhanden sei, gab uns endlich eine Frau Bescheid. (Die Weiber sind hier häufig weit intelligenter als ihre Männer.) Wir sollten einmal in der Casa Zapocles fragen, da wär' allerlei. Unsre Verhandlungen mit der Señora Felipa Zapocles, einer alten, misstrauischen Indianerin, ihren Nachbarinnen und Nachbarn über den Inhalt eines alten Korbes, den wir ihr abzukaufen wünschten, verdienten von einer gewandten Feder geschildert zu werden. Die Dame wollte durchaus nichts ohne ihren Bruder verkaufen, der aber auf Arbeit war. Die Sachen, um welche es sich handelte, bestanden aus allerlei Kleinigkeiten, wie sie an alten Kulturorten beim Bearbeiten des Feldes zum Vorschein kommen: Spindelsteine, Obsidianmesserchen, Thonfigürchen, kleine Gefässe, deren Bedeutung nicht bekannt ist, theils ganz, theils zerbrochen. Zum Glück standen uns Nachbarinnen, unser Kutscher und ein hinzugekommener Mann gegen die unschlüssige Alte bei, und nach endlosen Verhandlungen steckten wir die ganze Bescheerung gegen Erlegung eines Peso in unsern Beutel. Natürlich prüfte die Señora den Peso erst genau auf seine Echtheit. — Aehnliche Scenen und Verhandlungen wiederholen sich stets, aber nur an den Orten, welche von Fremden nicht besucht werden. Man begegnet stets Misstrauen und Aberglauben, die oft schwer zu überwinden sind. Oft heisst es kurzweg: »ich will das nicht verkaufen« oder »ich habe es den Kindern zum Spielen gegeben« und in jedem Falle wird erst genaue Auskunft darüber verlangt, was man eigentlich mit diesen unnützen Dingen machen will. — Anders ist es in den Orten, welche am grossen Wege liegen und von amerikanischen Touristen viel besucht werden. Da ist die Reihe, misstrauisch zu werden, an dem Reisenden, denn es werden haarsträubende Falsifikate angeboten. — Von Coatlinchan

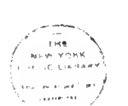
rollten wir, bei der grün angestrichenen Hacienda von Chapingo vorbei, in einem halben Stündchen nach Texcoco zurück. Nachdem wir uns dort noch bei dem Jefe politico verabschiedet und für geleistete Hülfe bedankt hatten, ging es hierher zurück, wo wir mit unserer schweren Ladung nur mühsam Platz im Pferdebahnwagen fanden. (Droschken giebts nur am Bahnhof der Veracruz-Bahn.)

Einer von den oben erwähnten Orten, welche von jedem Fremden aufgesucht werden, und in welchen daher die Falsifikate blühen, ist San Juan Teotihuacan. In einer kleinen Stunde führt die Veracruz-Bahn dorthin, und schon beim Verlassen des Zuges wurde uns ein ganz unmögliches schwarzes Götzenbild angeboten. Da wir es sehr energisch abwiesen, blieb uns für den ganzen übrigen Tag ähnliches erspart. — Vom Bahnhof führt ein sandiger Weg in einer starken halben Stunde nach dem Pueblo San Juan, wo wir dem Alcaden Grüsse ausrichteten, dem Segretario einen Brief abgaben und die Bekanntschaft eines originellen alten ungarischen Offiziers machten, der mit Kaiser Max ins Land gekommen, in Querétaro von den Mexikanern gefangen genommen worden war und nun hier als Kneipwirth und als Gemahl einer Mexikanerin sein Leben fristete. Nachdem wir in der Fonda unsern Frühstücksvorrath durch Brod, Eier und Pulque vervollständigt hatten, traten wir mit einem verständigen, ortskundigen alten Mann als Führer unsern Weg nach den berühmten Pyramiden an. Dieselben sind ziemlich hohe, von Menschenhänden hergestellte Hügel, an denen man noch recht gut die ursprüngliche Terrassenform erkennen kann, obgleich die Hügel jetzt ganz mit Gestrüpp überwuchert sind. Rund umher ist eine grosse Anzahl von künstlichen kleinen Hügeln zu sehen, vermuthlich die Schutthaufen unter welchen die Häuser der alten Stadt vergraben liegen. Herr Charnay hat hier eine Anzahl Ausgrabungen vorgenommen. Es sind Treppen, Pfeiler, Cementfussboden und sogar mit Stuck bekleidete und bunt bemalte Wände zum Vorschein gekommen. Die Pyramiden sollen der Sonne und dem Monde geweiht gewesen sein, wie die Tradition berichtet. Ein grosses Steinbild, wie es scheint eine Göttin darstellend, wird dem Fremden als Opferstein gezeigt. — Da hier alles

bekannt, hundertmal vermessen und beschrieben ist, begnügten wir uns damit, uns lediglich als Touristen zu betrachten. Wir hielten in den Trümmern eines alten ausgegrabenen Hauses, im Schatten eines duftigen Pfefferbaumes Rast und machten uns auf den Weg zur Sonnenpyramide. Schon auf dem Wege vom Dorfe hierher hatten wir auf den Feldern eine Menge Thonköpfchen, Theile von Figuren, Scherben und allerlei dergleichen gefunden. Die Felder sind in weitem Umkreis wie bestreut mit solchen alten Ueberresten. Als wir den Hügel hinankletterten, versammelte sich allmälig eine ganze Schaar von Jungen und Mädchen um uns, welche in der Schürze oder im Hut eine mehr oder minder grosse Collection von dergleichen Trastos uns zum Kauf anboten. Wir schickten alle nach einer am Fuss des Berges gelegenen Indianerhütte. Dort entwickelte sich ein hübsches Bild, welches unter dem Titel »Mercado de Trastos en Mexico« gewiss auf jeder Ausstellung Glück machen würde, wäre nur der Maler zur Stelle gewesen, der es hätte festhalten können. Wir und die Besitzerin der Hütte, eine hübsche blitzäugige Indierin mit einem Kind an der Brust und zweien anderen in den Rockfalten, auf einem Baumstamm sitzend, welcher als einziges Möbel quer in der Hütte lag. Vor uns etwa neun oder zehn Burschen und Mädchen, welche ihre kleinen gesammelten Schätze im Hut, im Körbchen, im Zipfel des Rebozo tragend, warteten, was sie für Geschäfte machen könnten. Es waren niedliche Sachen darunter, auch zerbrochener Schund natürlich, und bald war der ganze Vorrath für einige Realen unser, und die ganze Bande gab uns noch vergnügt ein Stück das Geleite. Im Dorf kam nachher noch eine Sammlung Köpfe dazu, und schwer beladen fuhren wir gegen Abend nach Hause.



Steinfigur am Teotihuacan.



V. Die Huaxteca. 1) Von México bis Tanquian.

Querétaro — veränderte Reiseroute — Petronilo — nach Lagos — zwei Tage im Postwagen — Ciudad del Mayz — zu Pferd! — in's Waldland — Huamuchil und der Wasserfall — der Rio de Naranjos und seine Palmenwälder — Labra — Gallinas — schlechte Wege — Buenavista und Ojital — über La Garita uud Anquismon nach Taucanhuitz — Tancanhuitz — einiges über mexikanische Küche — nach Tanquian — Tanquian.

México, 30. Januar 1888.

Später als wir gedacht haben, kommen wir dazu, neues Terrain zu betreten. Hoffentlich sehen und finden wir viel.

Unsere Sachen sind gepackt; das meiste bleibt hier, bis wir zurückkommen. Wir nehmen nur das Nothwendige mit, was bei einer solchen Reise immer noch genug ist: einen kleinen Koffer mit etwas Wäsche und Kleidung, den photographischen Apparat, Pflanzenpapier, Papier und Holzschüssel zum Moldiren, Sättel und einiges Kochgeschirr. Sättel müssen wir mitnehmen, weil oft nicht einmal ein Männersattel aufzutreiben ist, da jeder den seinigen selbst braucht. Da ein grosser Theil unseres Weges im Gebirge und also in der Tierra fria liegt, so müssen wir uns auch mit Decken und warmen Kleidungsstücken versehen, zumal da es seit einigen Tagen angefangen hat, stark zu regnen. Es ist die Zeit der Nortes, d. h. der feuchten Nordwinde, die vom Golf herwehen, und da unser Weg nordöstlich liegt, so ist es möglich, dass unser Reiseplan an den grundlosen Wegen scheitert, welche wir vielleicht finden. In diesem Falle kehren wir in Querétaro um und gehen nach Oaxaca. Wenn wir — hoffentlich — weiter kommen, so wird es lange Briefpausen geben, denn Post und

Telegraph existiren im Lande garnicht oder nur sehr mangelhaft, und selbst von grösseren Orten aus müssen die Briefe immer erst nach der Hauptstadt gehen, was ihre Reise um 8—14 Tage verzögert.

Querétaro, d. 2. Febr. 1888.

Wir haben unseren Reiseplan natürlich wieder einmal ändern müssen; nicht das Ziel, nur den Weg dorthin. Man bekommt nämlich nie und nirgends eine vernünftige Auskunft über Weg und Steg, wenn es über die Grenze des Distrikts hinausgeht; nicht einmal die Behörden können genaue Auskunft geben. So haben wir uns, nach allem was wir hier erfahren konnten, entschliessen müssen, unsern Weg über San Luis Potosi zu nehmen, was leider eine lange Postfahrt bedeutet, im übrigen aber eine Menge Vortheile bietet. Auf dem direkten Wege hätten wir manchmal vierzehn Stunden reiten müssen, hätten vielleicht manchen Tag vergeblich warten müssen, um Pferde oder Maulthiere zur Weiterreise zu erhalten und auf diese Art unberechenbare Zeit verloren und doch nur mit Anstrengung unser Ziel erreicht. Von der Sierra werden wir hoffentlich von der andern Seite aus noch etwas zu sehen bekommen. So können wir auch noch einmal von San Luis aus schreiben.

Unser Mozo, mit dem wir schon acht Tage ganz zufrieden waren, liess uns einen Tag vor der Abreise vergeblich auf sich warten, obgleich er wusste, dass es noch eine Menge Arbeit gab. Wir dachten schon, er hätte Angst vor der Reise bekommen, wie schon zweie vor ihm — die Mexicaner halten Reisen für etwas schreckliches — und hatten uns darauf gefasst gemacht, uns hier einen zu suchen, als er auf einmal am Morgen der Abreise erschien — aber wie! Ein Urbild der Ordnung und Sauberkeit war Petronilo zwar bisher auch nicht gewesen, er roch nach Knoblauch und hatte Löcher an den Ellenbogen seiner Jacke; aber heut erschien er ohne Hemd, ohne Strümpfe, mit einer Weste ohne Knopf, einer entsetzlich schmutzigen Jacke und absolut zerrissenen Stiefeln. Ohne Zarape und vor Kälte zitternd. Vermuthlich war er in seinem Quartier ausgepfändet worden: da er

aber ein ehrlicher alter Kerl ist, gaben wir ihm ein wollenes Hemd und nahmen ihn mit. Hier haben wir ihm ein Paar Stiefel und einen Zarape gekauft, er hat seine Sachen reinigen und flicken müssen, kann sich satt essen und sieht ganz menschlich aus.

Querétaro ist eine freundliche, reinliche Stadt. Alte historische Erinnerungen hängen, so viel ich weiss, keine daran, dagegen neue, denn hier war der Entscheidungskampf über das Kaiserthum, welches hier auch sein tragisches Ende fand.

Natürlich haben wir den unbeabsichtigten Aufenthalt hier benutzt, um den Cerro de las campanas uns anzusehen — ein armseliger kahler Hügel, der aus fettem, jetzt von Feuchtigkeit triefendem Erdreich aufragt, theils aus Felsklippen (an der der Stadt zugewendeten Seite), theils aus Schutt und zerbröckeltem Erdreich aufgebaut, fast wie ein alter Burgwall aussehend, aber keine Spuren (Scherben, Messer, Pfeilspitzen) deuten an, dass er jemals solchem Zwecke gedient hat. Spärliche Cactus wuchern auf seinem Rücken, und aus der nahen Stadt wird mancherlei Unrath hingeschleppt. Aber schön ist die Aussicht von dort oben, und besonders schön an der Stelle, wo die drei Steine aufragen, die Stelle bezeichnend, wo der unglückliche Maximilian und seine zwei Gefährten starben. Fast meint man, die Löcher von den Kugeln in den Steinen zu sehen. Offenbar waren früher Metallschilder an den Stein geheftet, die jetzt fehlen. Jetzt ist nur das Datum auf dem mittleren Pfeiler eingemeisselt zu sehen, und auf dem schrägen Dach der Pfeiler stehen eingemeisselt die Namen Mejia, Miramon, Maximiliano. Und da unten liegt friedlich die Stadt, schimmernde Kuppeln — rosenrother Stuck die Wände, bunte Majolikaplatten der Belag des Daches — aus dem frischen Grün unzähliger Eschen aufragend, dahinter ein kahler Plateaurand, an dessen äusserem Ende, da, wo das Thal umbiegt, nach der grossen Thalerweiterung von S. Juan del Rio hin, malerisch ein Kirchlein aufragt, während rechts der Eingang in die Schlucht zu sehen ist, die das genannte Plateau durchbricht und durch deren ganz mit dunkelgrünen Goayave-Bäumen bestandene Gärten jetzt die Eisenbahn ihren Weg nimmt.

Eine andere Sehenswürdigkeit der Stadt ist ein langsam

verfallendes Augustinerkloster, dessen Hof ein Muster krassester Barock-Architectur ist und zwar nicht schön, aber reich und malerisch wirkt mit den entsetzlichen Verschnörkelungen und dem schönen Brunnen in der Mitte des Hofes und der mit bunten Fayançen belegten Kuppel der benachbarten Kirche, welche in den blauen Himmel ragt.

Ojuelos, Estado de San Luis Potosí.
4. Febr. 1888.

Gestern Morgen sind wir früh um 4 Uhr von unserm Hotel in Querétaro ausgerückt. Wir hatten erst das Vergnügen, die Bahnleute aus dem Bett zu klopfen, damit wir unsere Billete bekommen konnten. Und der Morgenstern ging gerade gross und schön am Himmel auf, als der Zug herangebraust kam, und wir in demselben Platz nehmen konnten.

Die Landschaft, die wir beim Aufgehn der Sonne vor uns sahen, hatten wir bei unserer Herreise schon einmal genossen. Nur sah alles doch jetzt beträchtlich winterlicher und kälter aus als damals. Der Staat Guanajuato, den wir durchfuhren, ist übrigens bekannt dafür, dass es nicht selten im Winter hohen Schnee gibt. Es ist ein weites Ackerfeld, begrenzt von kahlen Höhen. Gebaut wird Weizen und Mais. Und wären nicht die in Zarapes gehüllten Männer auf dem Felde, die an Pflüge primitivster Construction geschirrten Ochsen und die schönen, auch im Winter ihr zartes grünes gefiedertes Laub nicht verlierenden Arboles del Perú, so könnte man meinen, irgend wo zur Herbstzeit in Süddeutschland zu sein. Unser nächstes Ziel war Lagos, wo wir eine nach San Luis Potosi abgehende Diligence anzutreffen erwarteten. Leider hiess es, sie führe erst morgen früh. So fügten wir uns in unser Schicksal, nahmen die Plätze für den andern Tag und suchten es uns in dem freundlichen kleinen Hotel del Progreso bequem zu machen. Lagos ist ein nicht unansehnlicher Ort, mit einer anscheinend nur aus Stein erbauten hoch aufragenden Kirche und einer ganzen Menge zum Theil ganz schmucker Häuser, der Hauptmasse nach natürlich aus Adobe gebaut, doch zum Theil freund-

lich geweisst und angestrichen. Die Buden, die um den Marktplatz sich herumziehen, weisen, in angenehmer Abwechselung, Schnittwaaren und Likör- und Materialwaaren auf. Daneben natürlich die nie fehlende Pulqueria. Doch fanden wir in dem einem dieser Spezereikrämer noch eine Anzahl Novellen und Erbauungsschriften zum Kauf ausgeboten. Als eine Spezialität des Verkehrslebens erschien uns, dass auf dem einen Platze, der durch die riesigen, aus Stangen und Matten construirten Sonnenschirme sich als Marktplatz auswies, in aufgemauerten Herden gekocht, und Tortillas gebacken wurden, um welche Männer und Weiber vergnügt schmausend sassen. Die Stadt liegt an einem kleinem Flusse, der unter Weiden und andern Bäumen dahinfliesst, und längs dessen eine ganze Menge waschender Weiber aufgereiht sind. Nach der andern Seite zieht sich die Stadt an einem steinigen, kahlen, kaktusbestandenen Berg in die Höhe, von dessen Gipfel man einen recht hübschen Ausblick hat in die Niederung, aus der mehrere Seen aufblicken. — San Juan de los Lagos »St. Johann von den Seen« heisst die Stadt — und auf die Ränder des Plateaus, das im Nordosten aufragt, und die mancherlei Mesas (Tafelberge) und Klippen, die im Süden und Westen den Blick begrenzen.

Am andern Morgen wurden wir schon um 4 Uhr durch Böllerschüsse geweckt, durch welche irgend eine grosse kirchliche Feierlichkeit am Ort eingeleitet ward. Um 6 Uhr stiegen wir in den auf starken und langen Riemen hängenden schweren Kasten, der, auf Räder gesetzt und von 8 Maulthieren über Stock und Stein geschleppt, das vorstellt, was man hier Diligencia, in Deutschland Post nennt. Nur dass eben hier mit diesem Gefährt Wege befahren werden, die man sich bei uns scheuen würde, einem guten Reitpterd zuzumuthen. Es ging zunächst auf einem durch die letzten Regengüsse ziemlich aufgeweichten, sandigen Wege, der von Mezquitebäumen, hier und da abwechselnd mit den schönen Arboles del Perú, eingefasst war, leidlich eben weiter. Links und rechts Ackerflächen oder auch wüste Strecken mit Akazien (huisache) und Kaktus bestanden. In der Ferne sind die Gebäude stattlicher Haciendas sichtbar, und hart am Wege die Mauern und Schleusen von grossen Stauwerken, durch welche

das von den Bergen herabrinnende und in den Regenmonaten vom Himmel fallende Wasser festgehalten wird, um in der trockenen Zeit zur Bewässerung der Felder verwendet zu werden. Für uns waren diese Stauwerke kein willkommener Anblick. Denn dann ging es gewiss einen mehr oder minder steilen, jedenfalls holprigen Abhang hinab zu einem Bach und mit dem schweren Gefährt durch diesen hindurch — was selten ohne die heftigsten Stösse und die bedenklichsten Neigungen abging. Allmählich kommen wir auch auf steinigen und alsbald auf sehr steinigen, felsigen Boden, immer steigend. An dem Steilabsturz des Plateaus, das zur Seite aufragt, werden die Reihen säulenförmig abgesonderter Porphyre sichtbar. Und je höher wir steigen, desto näher kommen wir ihnen. Aber das Nahekommen wird nicht mit leichter Mühe erkauft. Zunächst wird der Weg, sowie wir den harten Porphyrgrund erreicht haben, in einer Weise steinig und holprig, dass wir fürchten, unsere Knochen nicht mehr auseinanderlesen zu können. Und dann ist es uns nicht gegeben, in gerader Linie der Passhöhe zuzusteuern, sondern immer wieder geht es in Barrancas hinab, mit weiten Schleifen, und am andern Ufer derselben ebenso fürchterlich wieder hinauf. Das Gesträuch, das an diesen Hängen wächst, besteht zum grössten Theil aus Akazien, die eben anfangen, neue Blätter zu treiben und hier und da auch schon dicht mit gelben Blüthenkugeln besetzt sind. Dazwischen wächst ein frischgrüner Strauch, eine Komposite, die sich ebenfalls gerade anschickt, Blüthen zu treiben. Daneben die unvermeidlichen Cactus und hohe Yuccabäume, die gerade jetzt ihre mächtigen weissen Blüthentrauben tragen, welche hier Rosa de isota genannt werden. Der Landschaft angemessen sind die Hütten, die man vereinzelt am Wege antrifft: aus Steinen aufgebaut und mit den Blattbüscheln der Yucca gedeckt. In den Dörfern allerdings herrscht auch hier der Adobe vor. Doch sieht man nicht selten Thür- und Fenstereinfassungen aus Stein, zum Theil mit zierlicher Steinmetzarbeit — vielleicht aus verlassenen Klöstern stammend, wie wir solche ebenfalls am Wege angetroffen haben. Mittagsstation ist Cuarenta, wo ein gutes und billiges Essen und zum ersten Mal auf unserer Reise vorzügliche Quesadillas (Tor-

tillas mit Käseeinlage) erhalten. Der Ort ist längs einer Barranca aufgebaut, und wir erfahren, dass vor Jahr und Tag ein Wolkenbruch das halbe Dorf in die Tiefe gerissen hat. Allmählich werden die Bergwände zur Seite niedriger, wir kommen auf die Fläche des Plateaus. Eine weite Strecke übersieht das Auge. Zur einen Seite haben wir eine dem Plateau aufgesetzte Kette, auf der andern tauchen hinten zum ersten Mal ferne hohe Bergreihen auf. Steppengras und nicht weit vom Wege galoppirende Pferdeheerden. Weiterhin wieder Staubecken, und soweit von ihnen aus berieselt werden kann, weite Ackerflächen. Eine Hacienda — ein schön, in modernem Stil gebautes Herrenhaus — und Reihen gleichförmiger, aus Adobe gebauter Arbeiterhäuschen. In den Thüren neugierige Kinder und freundlich grinsende Männer und Weiber. Weiterhin wechseln wieder öde Strecken und Weideland mit Ackerflächen. Bäume sieht man kaum. Und so geht es stundenlang weiter, bis endlich aus dem Grün spärlichen Baumwuchses die weiss getünchten Häuser und das rosa Kirchlein von Ojuelos auftauchen. Wir rasseln in den Hof des Hotel de las Diligencias generales, wo wir Quartier und Essen finden.

San Luis, d. 5. Febr. 1888. — Heute früh 5 Uhr ging es weiter. Wieder endlos lange über die Hochfläche, die Landschaft in nichts von der am Abend zuvor durchfahrenen sich unterscheidend, als höchstens dadurch, dass die Nopal-Büsche sich mehren. Der Staat San Luis Potosi ist berühmt durch seine Tunas (Kaktusfeigen), die nirgends so gut gedeihen wie hier. Grosse Schafheerden sieht man vom Wege aus. Und in der Ferne deutet das frische Grün am Fusse der Hügelketten an, dass dort auf bewässerten Flächen junge Saat aufspriesst. Der Weg ist meistens hart und gut; nur wo Arroyos durchfuhrtet werden müssen, holpert und neigt es sich bedenklich. In der Mittagsstation San Martino haben wir endlich den Rand der Hochfläche erreicht. Und nun geht es zur Abwechselung wieder einmal bergauf auf scheusslich steinigem und holprigen Wege. Sowie wir aber die Höhe erreicht haben, thut sich ein weiter

Blick auf in eine tiefe Schlucht; über die Schlucht und die Hügelketten hinweg sieht man in weiter Ferne, in breitem grünem Thal die weissen Häuser von San Luis. Am Rande der Schlucht selbst aber, und um die vorspringenden Bergriegel sich windend, sieht man — ein in Mexico ungewohnter Anblick — eine breite, schöne, durch Steinsetzungen gestützte Kunststrasse sich hinabziehen. Die fahren wir in fröhlichem Trabe hinab. Die kahlen Berge zur Seite, die tiefe Schlucht und die Farbe des Gesteins gemahnen mich an Bilder, die ich auf dem Karst und in Dalmatien geschaut. Tiefer unten gelangen wir in das Grün unzähliger Cactusbüsche — nicht nur die eigentlichen Kaktusfeigen (nopales) gedeihen hier, in besonderer Ueppigkeit auch die säulengliedrigen Kaktusse, die man hier Garambullos nennt, und die, wie unser Mozo berichtet, ebenfalls süsse wohlschmeckende Früchte liefern. Zwischen den Cactusbüschen stehen Hütten, aus Stein gebaut, und die Strasse ist belebt von Menschen und Maulthierheerden. Endlich kommen wir an den Boden der Schlucht und an den Arroyo selbst. Und hier geht es in altherkömmlicher Weise im Flussbett selbst entlang, durch den Sand und das Geröll, bald von einem Ufer auf das andere, bald vom andern auf das erste zurück und vice versa. Bald aber biegen wir wieder von dem Flussbett ab und steigen in einem Seitenthal wieder in die Höhe. Dann geht es in einer andern Schlucht von neuem abwärts, und endlich kommen wir aus den Bergen heraus auf ebenere, aber leider Gottes durchaus nicht glattere Fläche. Ueber meist kahles Weideland jagen wir hinab, bis wir endlich die Gärten und die Vorstadthäuser von San Luis erreichen.

Hier haben wir im Hotel San Fernando leidliches Unterkommen und bei dem hiesigen Vertreter des Hauses Rapp, Sommer & Co., Herrn Gumbrecht, freundliche Aufnahme gefunden. Leider erfahren wir, dass die für uns bestimmten Empfehlungsbriefe gestern nach Querétaro abgeschickt seien. Doch will Herr Gumbrecht morgen mit uns zum Gobernador, um neue zu holen.

San Luis, d. 6. Febr. 1888. — Heute waren wir beim Gobernador, beim Direktor der Eisenbahn, die erst gebaut wird, beim deutschen Konsul und unzähligen anderen Leuten, haben Informationen geholt und einen ganzen Sack Empfehlungs- und Kreditbriefe zusammengebracht, d. h. eigentlich hat alles Herr Gumbrecht gemacht, der liebenswürdige Vertreter der Firma Rapp, Sommer & Co. hier am Ort. Wir fahren morgen früh mit der Diligence ab. Haben zwei Tage Postfahrt nach Cerritos und Ciudad del Mayz, dann drei Tage zu Pferd bis El Salto, dem Endpunkt der von Tampico heraufführenden Eisenbahn. Dann eine Stunde Eisenbahn bis Valle, dann 1—2 Tage zu Pferd nach Tancanhuitz. Du siehst, wie mühsam es ist, dorthin zu gelangen. Aber nach allem, was ich vernahm, und was ich hier im Museum sah, werden wir dort reiche Arbeit finden. Und es ist »neues Land«, das wir betreten. Ueber San Luis kann ich nicht viel berichten, da wir natürlich vor lauter Geschäften weder Ruhe noch Zeit zur Besichtigung fanden.

Los Cerritos, Estado de San Luis Potosi,
den 7. Febr. 1888.

Heute früh um vier Uhr sind wir glücklich von unserm Hotel aus abgefahren. Die Diligence war entschieden besser als die vortägige, und der Weg anfangs ebenfalls gut. Vom Mond beleuchtet, zogen Häuser und Gärten an uns vorüber. Eine Reihe kleiner Ortschaften oder Rancherien scheint hier eine der andern zu folgen. Als es Tag wurde, durchfuhren wir eine weite Ebene, die mit Nopales (Feigencactus) und blattlosen, aber ganz mit Nestern der grauen, unserer Bartflechte gleichenden Schmarotzerpflanze Tillandsia, bedeckten Mezquitebäumen bestanden war. Die Berge waren zurückgewichen; doch glaubte ich in der Ferne das Hochplateau zu erkennen, welches wir zwei Tage zuvor von Lagos aus passirt hatten. Weiterhin treten neben den Nopales säulengliedrige Cactus auf, und fast vorherrschend Sträucher der Cactus-Art, die wir bei El Paso gesehen, und die sich durch ganz dünne Säulenglieder und korallenrothe Früchte auszeichnet. Neben der letzteren erkannten wir auch bald den dunkelgrünen

Strauch wieder, der auf den Sanddünen von El Paso die vorherrschende Vegetation ausmacht, und den wir auch in den Ebenen von Chihuahua und Coahuila angetroffen. Hinter Laguna seca ging es eine Höhe hinauf, die schön mit Magueys und hohen Yuccabäumen bestanden war. Zur Seite werden Porphyrkuppen sichtbar und bald geht es auch unglaublich rasselnd und holpernd über ein Lavafeld. Jenseits desselben folgt schönes, fruchtbares Erdreich, Ackerflächen, auf denen sie zum Theil jetzt erst die reifen Maiskolben ausbrechen. Die Dörfer am Wege zeigen entschieden andern Typus, als wir von der mexikanischen Hochebene aus gewohnt sind. Die Häuser sind fast durchgängig mit Stroh oder mit den Blattbüscheln der Yucca gedeckt, und die Wände aus rohen Steinen aufgemauert. Mauern aus Steinsetzung trennen die Gemarkungen der einzelnen Ortschaften. Auf dem Wege begegnen uns schon die schweren, zweirädrigen, von Ochsen gezogenen Karren, welche die Waaren von Tampico herauf nach San Luis führen. Neben ihnen fehlen natürlich die von berittenen oder zu Fuss wandelnden Arrieros geleiteten Maulthierheerden nicht. So wechseln Strecken Oedland und fruchtbare Ackerflächen bis zu unserer Mittagsstation.

Der Blick auf die weite, grüne, von Bergen umsetzte Ebene, aus der hier und da weisse Häuser aufblicken, ist stellenweise recht hübsch. Nachdem die Kante des Plateaus erreicht ist, fahren wir in schnellem Trabe abwärts. Hier ändert sich mit einem Male die Scenerie. Hatte vorher die Landschaft trotz der warmen Sonne und der Cactusvegetation einen recht winterlichen Anstrich, so sind hier auf einmal die Büsche grün. Die Akazien, die oben nur eben die ersten Blätter trieben, sind hier voll belaubt und nicht selten ganz bedeckt mit gelben Blüthenkugeln. Neben ihnen sehen wir bald auch hohe, grüne Saat und eine ganze Menge anderes blühendes Zeug. Die Hütten am Wege sind aus Rohr aufgebaut, und braune, verbrannte Gesichter lugen aus den Thüröffnungen. Wir sind mit einem Male aus der Tierra fria in die Tierra templada — oder wenn man will, in den Anfang der Tierra caliente versetzt. Wir sind indes vor der Hand kaum in der Lage, uns dieses angenehmen Wechsels zu erfreuen, denn an der einen Thalseite einer Schlucht, an deren Boden das Stein-

geröll eines wasserlosen Arroyo zu sehen ist, jagt auf kunstgemäss angelegter, aber wie es scheint schauderhaft gehaltener, jedenfalls mehr Löcher und Steine als ebene Fläche darbietenden Strasse der Wagen mit rasender Eile abwärts, dass vor Rütteln und Stossen und Schwanken und Neigungen uns Hören und Sehen vergeht. Ein paar Stunden geht es so zwischen grünen, buschbedeckten Hügeln abwärts, bis wir endlich eine freiere Fläche und mit ihr den zwischen zwei niedrigen Kalkhügeln sich ausbreitenden Ort erreichen, aus dem ich dieses schreibe.

Unseren Mitreisenden — ein Licenciado, der eine alte Frau begleitete, und ein englisch lernender Handlungsbeflissener? — waren wir übrigens schon bekannt, wie wir vermuthlich in nicht zu ferner Zeit im ganzen Lande bekannt sein werden. In der Mittagsstation bot uns der Licenciado nicht nur von seinem mitgebrachten Mundvorrath an, sondern bezahlte auch — nach mexikanischer Sitte — die ganze Zeche, was wir — ebenfalls nach mexikanischer Sitte — annehmen mussten.

Ciudad del Mayz, 8. Febr. 1888.

Heute sind wir, wiederum 4 Uhr Morgens, mit der Diligence weitergereist. Fast der ganze Weg des heutigen Tages ging durch Buschwald — Akazien (weissblühender mezquite und gelbblühender huisache) in lichten Beständen, dazwischen Cactus (Nopal, Garambullo, verzweigte Säulencactus, die prächtige hohe Büsche bilden, und der ganz mit korallenrothen Früchten bedeckte dünnsäulengliedrige Cactus von El Paso, riesige Melonencactus und Gruppen kleinerer, welche dichte Polster am Erdboden bilden). Dazwischen ein immergrüner Strauch und unser schöner dunkelgrüner Strauch von El Paso. Der Boden ist meistens kalkig, stellenweise eine fein zerriebene weisse Erde, die in der Regenzeit einen dünnflüssigen Schlamm bilden muss. Wenigstens haben die Wagen so kolossal tiefe Löcher und Furchen im Wege hinterlassen, dass wir, um nicht jeden Augenblick zu kentern, unsern Weg durch das Gestrüpp zur Seite des Weges suchen müssen. Mittagsstation war Morita, wo wir in einer jämmerlichen Rohrhütte, aber auf weiss gedecktem Tisch vorzüg-

liche Eier, Chile con carne, vorzügliche Frijoles und vorzügliche Tortillas, dazu Tesaje, an der Sonne getrocknetes Fleisch — was unsere Kauwerkzeuge allerdings nicht mürbe machen konnten — und leidlichen, wenn auch süss gemachten Kaffee erhielten, alles für 2 Realen, d. i. ungefähr ein Franken pro Person. — Näher Ciudad del Maiz kamen wir in Schluchten, wo es auf fürchterlichen Wegen stellenweise rasend abwärts ging. Endlich landeten wir hier in der Stadt, ohne vor der Hand auch nur eine Spur von dem Mais gesehen zu haben, von dem Stadt und Thal ihren Namen haben.

In Ciudad del Mayz fanden wir das einzige Hotel — oder richtiger den einzigen Meson, so heissen hier die Provinz-Absteigequartiere — von einem Zug Soldaten besetzt, der irgend eine Conducta nach Tampico gebracht hatte und nun zurückkehrte. Unter diesen Umständen bot uns mit grosser Liebenswürdigkeit der Postmeister des Orts, an den wir einen Brief hatten, sein Haus an. Unter den genannten Verhältnissen nahmen wir natürlich das Anerbieten gern an und fanden gutes Quartier (das eigene Schlafzimmer des Ehepaars), gutes Essen und die liebenswürdigsten Gastfreunde. Wir gaben noch eine Anzahl anderer Briefe ab, und ich fing dort natürlich gleich von Antiquitäten zu reden an. Dabei stellte sich heraus, dass schon hier in der Nähe die Cuecillos anfangen. Cu ist ein Maya-Wort und heisst »Tempel« — und mit dem Worte Cuecillo, d. h. kleiner Cu, bezeichnet man hier die kleinen Pyramiden, aus Erde aufgeschüttet und mit Steinen umsetzt, welche die Fundamente der alten Wohnungen darstellen und nicht selten auch Gräber enthalten. Wir erhielten gleich hier eine schöne Vase und verschiedene andere Kleinigkeiten, aus einem dieser Gräber stammend, zum Geschenk. Der erste Anfang einer Sammlung, die hoffentlich sich rasch vermehren wird, aus einem Gebiete, von welchem kaum ein einziges Stück in den europäischen Museen existirt, und nicht einmal in dem von México. Zudem erhielten wir werthvolle Information über an unserm Wege sich findende Cuecillos, so dass wir, hoffe ich, gleich in den nächsten Tagen mit unseren archäologischen Untersuchungen werden beginnen können. Ich freue mich darnach

doppelt, dass wir diesen Weg, der allerdings länger und kostspieliger ist, nach der Huaxteca gewählt haben. Das Bild, das wir heimbringen werden, vervollständigt sich dadurch in wünschenswerthester Weise.

Platanitos, 9. Febr. 1888.

(Mittagsstation.) — Heute früh um 8 Uhr sind wir, nachdem mit einiger Mühe unser ziemlich umfangreiches Gepäck auf zwei Lastthiere vertheilt und unser Sattelzeug vervollständigt war, von Ciudad del Mayz weggeritten — von den besten Wünschen unserer Gastfreunde und, glaube ich, der ganzen Stadt, der wir wieder einmal etwas zu schauen gaben, begleitet. Zuerst an der schönen von Bergen umschlossenen und mit Mais bestellten Ebene entlang, nach der die Stadt ihren Namen hat. Weiterhin kamen wir in einen schönen Wald immergrüner Eichen und stiegen in diesen hinab zu einer zweiten kleineren, mit Mais und Garbanzos (Platterbsen) bestellten Ebene. Dann ging es wieder durch Hochwald hinauf zum Rancho Puerto de Lobos, dann auf die Höhe, an bestellten Feldern und Häusern vorbei, mit hübschen Blicken in waldbedeckte Schluchten nach dem kleinen Orte Santa Barbarita, der sich an der einen Thalseite einer Schlucht hinabzieht, welche weiter oben ebenfalls mit Eichen bestanden ist, und an deren Boden ein munteres Bächlein am Fusse steiler Felswände seinen Weg sucht. »Ganz wie in Mitteldeutschland« sagten wir. Dann ging es über eine höhere Fläche, auf der wirklicher Rasen — die kurze Grasnarbe, die wir von den Alpen der Schweiz her kennen — sich weit hinzog, und schöne Blicke in Schluchten und Thäler, Fleckchen, die mit dem lichtgrünen Zuckerrohr bestanden waren, und schöne, waldbestandene Berghänge sich boten. Von dieser Fläche aus stiegen wir in ein Thal hinab und gleich den jenseitigen Abhang in die Höhe. Hier waren wir in echtem prächtigen Walde. Hochstämme immergrüner Eichen, dicht aneinander gereiht, mit dem mannigfaltigsten grünen und immergrünen Unterholz. Die Eichen ganz bedeckt mit den langen Bärten der Tillandsia usneoïdes, oder mit aufrecht in die Höhe ragenden lilienartigen Schmarotzerpflanzen (derselben Gattung

Tillandsia angehörig). Eine hohe, gelbblühende Composite dazwischen und mannigfache andere Blumen. Palmengestrüpp, die brennend rothen Blüthen der Erythrina coralliodendron und eine Liane, ebenfalls mit schönen rothen Blüthen bedeckt. Ein Wald der subtropischen Zone, durch den wir wie im Traume ritten, dazu die prächtigen Ausblicke von der Höhe, auf Flächen und Gehänge, in tiefe Schluchten hinab und auf blau in der Ferne dämmernde Gebirge.

Rancho del Salto de Agua, 10. Febr. 1888.

Von unserer gestrigen Mittagsstation führte der Weg durch denselben schönen Wald weiter, den wir bis dahin passirt hatten. Mitte Wegs (Los Abrotos) nahmen wir in einer Rohrhütte eine recht gute Tasse Kaffee, und dann ging's in den dämmernden Abend hinein. Denn wir waren leider von Ciudad del Mayz statt um 6 Uhr, wie beabsichtigt war, erst um 8 Uhr weggekommen. Der Weg ging wieder fortwährend durch Wald; das nächtliche Dunkel senkte sich immer tiefer hinab. In dem dichten Gebüsch zu beiden Wegseiten ertönte das ununterbrochene Conzert der Grillen, und dazwischen in Pausen das Trillern der Laubfrösche. Als wir auf die Höhe kamen, sahen wir, im Dunkel sich kaum abzeichnend, eine Reihe waldbedeckter Ketten hinter einander folgend. An verschiedenen Stellen, in der Tiefe des Thals und auf den Höhen, sahen wir Feuer — Stellen, an denen man das Dickicht abbrannte, um Raum für die Saat zu schaffen; vielleicht auch Lagerfeuer, wie wir deren mehrere am Wege antrafen. Wir aber ritten schweigend auf dem Camino real (der aber stellenweise nicht sehr königlich war) weiter, bald an den Dornen des überhängenden Gebüsches uns die Gesichter zerreissend, bald unsere Pferde nur durch einen Ruck in die Höhe vor dem Stolpern und Straucheln bewahrend. Im nächtlichen Dunkel zeichneten sich die ragenden Stämme mächtiger Fächerpalmen ab. Und durch die Luft schwirrten, blitzartig oder wie eine Sternschnuppe vom Himmel sich abhebend, die Glühwürmchen — es war ein märchenhafter Ritt! Endlich, endlich tauchten Bananen am Wegrande auf. Nun muss der Rancho nahe sein, dachten

wir, und »ya llegamos« riefen auch unsere Arrieros. Aber es war nichts. In unendlichen Schleifen ging es immer wieder durch Wald, durch Wasserläufe und Schlamm und über Steingeröll immer tiefer hinab, und immer wärmer umhauchte uns die Luft der Tierra caliente, bis wir endlich — unmittelbar neben uns — Häuser, eine Gesellschaft lagernder Carreteros und eine Kuh, mitten im Wege liegend, antrafen. Das war der Rancho Huamuchil, unser Nachtquartier. Ein Nachtquartier fanden wir auch, d. h. ein Zimmer mit Tisch, Stühlen und zwei Bettgestellen (zwei Böcke, welche ein rahmenartig aufgespanntes Stück Zeug hielten). Das war alles. Zu essen gab es nichts, d. h. es war schon spät und die Wirthin hatte keine Lust, das Feuer noch einmal anzufachen. Wir machten daher von unseren mitgebrachten Vorräthen eine Flasche Vermouth und eine Büchse Lunch Turkey auf, die wir — ohne Brod, das hatten wir leider vergessen mitzunehmen — rein aufzehrten.

Heute morgen schickten wir unseren Arriero und unseren Mozo mit dem Gepäck weiter nach dem Rancho de Naranjos. Wir selbst ritten hierher, um den — allerdings bisher nur hier im Lande berühmten Salto de Agua zu sehen. Der Weg führt in einer schmalen Picada an dem einen Gehänge einer Schlucht sehr allmählich in die Höhe. Links und rechts wunderbarer Wald, der echte, rechte Tropenwald. Allerhand Laubbäume, die ich nicht kenne, theils mit harten, dunkelgrünen, lederartigen Blättern, theils mit einem Laub, das dem unserer Bäume näher verwandt ist, Akazien mit kolossalen wurmartig oder nach Art einer Schlingpflanze sich krümmenden Dornen, — in welchen fast regelmässig Ameisen hausend anzutreffen sind*), wovon wir uns des öfteren zu überzeugen Gelegenheit hatten — Palmen, theils Hochstämme, theils unmittelbar aus dem Gebüsch aufschiessende riesige Fächerblätter; Bambuse und eine Fülle des mannigfaltigsten,

*) Bekanntlich hat Schimper nachgewiesen, dass diese Pflanze (Acacia glomerulus) in einem eigenthümlichen Verhältniss zu den Ameisen steht. Sie bietet in ihren Dornen den letzteren eine Wohnstätte und in besondern drüsenartigen Gebilden eine der betreffenden Ameisenart erwünschte Nahrung. Die Ameisen ihrerseits schützen dagegen die Akazie vor den Angriffen der das Laub zerstörenden Blattschneiderameise.

theils blühenden, theils nicht blühenden Gestrüpps, durch eine ebenso grosse Mannigfaltigkeit von Schlingpflanzen zu einem stellenweise undurchdringlichen Dickicht verwebt. Der Weg war jetzt glücklicherweise etwas aufgetrocknet, sodass wir auf den höheren Wegstellen lustig und bequem vorwärts reiten konnten. Aber die unzähligen Stellen, an denen von der Bergseite herunterrinnende Bächlein den Weg kreuzen, waren auch jetzt noch zum Theil undurchdringliche Sümpfe, sodass wir mehrfach rechts und links ausbrechen mussten, um eine passirbare Stelle zu finden. Aber schön sind gerade diese Stellen. Man sieht unter dem dicht verwebten Gebüsch im dämmernden Dunkel das klare Wasser herabrinnen, blühende Büsche neigen sich bis zum Wasserspiegel, bunte Vögel fliegen zwitschernd auf, und prachtvoll gefärbte Schmetterlinge flattern schwerfällig über den Spiegel. Als wir die Passhöhe erreicht hatten, sahen wir eine Anzahl bewaldeter Berge vor uns liegen, im Grund eine Reihe schöner Bäume. Diese bezeichnet, wie wir später sahen, den Fluss. Wir erreichten bald den Rancho, wo wir den Administrador nicht zu Hause trafen, aber bei seiner jungen Frau freundliche Aufnahme fanden und einen Muchacho bekamen, der auf ungesatteltem Pferde voranreitend uns den Weg zum Salto führte.

Ueber Triften und Felder führt der Weg zunächst an den Fluss, dessen klares hellblaues Wasser hier noch ruhig im Schatten mächtiger und mit riesigen Tillandsienbärten behangener Sabinos dahinfliesst. Das zarte helle Grün dieser Coniferen — die im Laub fast an Mimosen erinnern — contrastirt prächtig mit dem Grau der lang herabhängenden Tillandsien und dem Blau des darunter fliessenden Gewässers. Wir bogen bald nach rechts vom Fluss ab und ritten zunächst auf furchtbar holperigem, steilen Fusspfad durch dichtes Gebüsch abwärts. In dem feuchten Schatten wuchern hohe Farren (Venushaar), Fiederpalmen, Bambuse und mannigfaltiges Schlinggewächs. Am Fusse des Abhanges trafen wir eine mächtige Bananenpflanzung, deren Stämme ganz in rinnendem, aber von dichtem Grün erfüllten Wasser standen. Die alten Blätter waren leider durch den Frost, der im Dezember vergangenen Jahres hier eingetreten, braun und zerfetzt. Aber aus der Spitze schossen lichtgrüne junge Riesenblätter hervor,

Jenseits dieser Pflanzung ging es wieder durch feuchten Wald, in dessen Dickicht die Staude Coyolli, von bananenartigem Ansehen, mit grossen rothen Blüthen, förmliche Wälder bildete. Und endlich kamen wir, heraustretend, an den Wasserfall, dessen Brausen wir schon lange vernommen. Hier bot sich uns ein Bild, das an Schönheit wohl nicht seinesgleichen auf der Erde findet. Von einer Felswand, die hoch vor uns aufragt, und deren Kamm ganz mit dichtem Tropenwald bedeckt ist, stürzt in mächtigem breiten Strahl, einmal aufstauchend, eine weisse Gichtmasse herab, aus dem gewaltigen Trichter zu ihrem Fuss steigt der Wassernebel hoch in die Höhe, und unmittelbar davor, den Trichter unserm Auge verbergend, fällt in anmuthigen schönen, geradezu künstlerisch angeordneten Cascaden, die hellblaue Wassermasse herab, zu beiden Seiten eingerahmt von dichtem, überhängendem Gesträuch und mächtigen Hochstämmen, zwischen denen Lianen reizende Festons und Guirlanden bilden. Wir setzten uns auf die Terrassen, die der zur Regenzeit mächtig anschwellende Strom ausgewaschen, und schauten auf das klare Wasser, das neben uns herabfloss, und das unvergleichlich schöne Bild vor uns, und fühlten, dass hier jede Beschreibung erlahmt, und auch der Pinsel des grössten Künstlers nur eine schwache Ahnung von der wirklichen Schönheit geben kann.

Station Labra oder El Salto, 13. Febr. 1888.

Wir waren vorvorgestern, um ein vollständiges Bild von dem Fall zu erhalten, noch von oben bis dicht an denselben herangeklettert. Man hat hier kein so schönes abgeschlossenes Ganze vor sich, wie bei der Ansicht von unten. Aber man sieht, wie mächtig die Wassermasse ist, die herabtost, wie gross der Trichter ist, in den sie sich hineinbohrt. Man sieht eine Anzahl Cascaden, die der Fluss noch oberhalb des eigentlichen Falles bildet, und man sieht den Fluss, am Fusse der Felswand, die er herabstürzt, sich wie ein schönes breites Band weithin durch das dichte Grün des Urwaldes hinziehen. — Nach dem Rancho zurückgekehrt, trafen wir Don Benito, den Administrador, an — einen etwas wortkargen, ernsten Mann, der aber aufmerksam auf alles hörte,

was wir ihm von uns und unserm Lande erzählen konnten, und freundlich auf all' die unzähligen Fragen Bescheid gab, die wir an ihn richteten. Wir assen mit ihm zu Mittag: Zopa de arroz (trockener, mit etwas Fett und Knoblauch gekochter Reis), Caldo con filitos (Bouillon mit Fadennudeln), Papas (kleine, in Scheiben geschnittene und in Fett geschmorte Kartoffeln), Frittata de huevos (Mittelding zwischen Rührei und Setzei), Frijoles (schwarze Bohnen) — zu allem natürlich die nie fehlenden Tortillas. Nachher ritten wir auf demselben Wege wieder zurück nach Huamuchil.

Unterhalb Huamuchil biegt das Wässerlein, das an dem Boden der Schlucht herabrinnt, die wir am Morgen nach Salto de Agua heraufgeritten waren, nach Osten um, um sich späterhin mit dem Flusse des Salto de agua zu vereinigen, der hier Rio de Naranjos heisst — unzweifelhaft wegen der vielen wilden oder vielmehr verwilderten Orangebäume, die an seinen Ufern, wie in der ganzen Gegend wachsen, und die, voll mit den goldgelben Früchten behangen, eine der schönsten Zierden dieser Wälder bilden. Der Weg thalabwärts gleicht dem, den wir aufwärts ritten, nur ins Grosse übersetzt. Zur Seite des Weges fliesst in tiefer Felsrinne das klare Wasser des Baches. Farren wuchern üppig an den feuchten überhangenden Wänden, und die Zweige der hohen Bäume, von beiden Seiten übergreifend, bilden ein förmliches Dach über ihm. Der Wald ist im übrigen derselbe wie der, den wir heute Morgen sahen — dieselbe Wildniss üppig aufschiessenden Unterholzes und des mannigfaltigsten Rankenwerks. Neben hohen Fächerpalmen sehen wir hier auch, aus dem andern Holz aufschiessend, wunderlich verzweigte Stämme von Drachenbäumen. Weiterhin zieht sich der Weg einen steinigen und spärlicher mit Akazien bewaldeten Hügel in die Höhe. An dem jenseitigen Fusse des Hügels, in der Ebene des Thals, das der Rio de Naranjos bildet, beginnt ein prächtiger Palmenwald, der bis an das Ufer des Flusses selbst sich hinzieht. Wir passirten diesen und kamen — gerade zur Zeit, mit einbrechender Dunkelheit — an den Fluss, dessen zwei breite Arme wir durchritten; das kristallhelle Wasser ging den Pferden bis an den Bauch. Drüben trafen wir unsere Leute in dem Rancho schon unserer wartend. In einer der Hütten fanden wir auch leidliches

Nachtquartier. Es war natürlich nur eines der landesüblichen Häuser — Jacal nennt man sie: die Wände aus Rohrstäben, welche senkrecht neben einander gestellt und durch Lianen zusammengebunden werden. Die Fugen zwischen den Stäben sind beinahe so gross wie die Stäbe selbst, sodass die Luft überall frei hindurch kann. Darüber ein sehr fest und schön geflochtenes Dach in elliptischer Form, aus Sparren und Reifen von Rohr, an welche aussen dachziegelförmig sich deckend die breiten Blätter der Fächerpalme gebunden werden. Aussen hat das Dach übrigens frappante Aehnlichkeit mit unseren Strohdächern. Vorn steht das Dach weiter vor, sodass eine Art Verandah gebildet wird, unter welcher behaglich und frech grunzend eine Anzahl Schweine liegen. Im Innern ist in der hinteren Hälfte des Hauses ein Bodenraum abgeschlagen, zu welchem schräg durch die vordere Hälfte des Hauses ein mit Einschnitten versehener Palmenstamm, der als Leiter dient, hinaufführt. Dicht an der Thür ist durch Rohr und Binsen ein Verschlag hergestellt: das eheliche Schlafgemach, mit einem Rohrgestell, auf dem eine Matte liegt, als Bett. Um die Wand herum hängen verschiedene Binsenkörbe (tompiates), Flaschenkürbisse u. a. m. An der einen Wand des Hauses und an einem der Innenpfosten lehnen Säcke mit Mais. Vom Dachbalken herab hängen zwei Stricke und an diesen ein Holzrahmen mit einem aus Schnüren hergestellten sackartigen Netz. Darin liegt allerhand Unterlage und darauf in seinen Windeln ein Kind. Ein Stoss setzt das ganze Ding in pendelnde Bewegung — eine einfache und praktische Wiege. An der einen Wand ein Stück Zeug mit buntem Flitter und ein paar Heiligenbildern und einem kleinen Holzsims davor, auf welchen man Lichte stellen kann — der Hausaltar. Flaschen und Krüge und der Metate, der Stein, auf dem Mais gerieben wird, vervollständigen den Hausrath. — Für uns gab es als Gastbetten ein paar grosse Rohrgestelle, mit einer Matte darauf. Das war ein hartes Bett, aber man hätte schon schlafen können, wenn es nicht von Flöhen geradezu gewimmelt hätte. Zur Abwechselung schrie das Kind einmal, dann ging der Mann einmal heraus, und die vor der Thür liegenden Ferkel benutzten die Gelegenheit, kamen grunzend herein, stahlen von dem am Erdboden liegenden Mais ein Maul voll und rannten

grunzend eiligst wieder hinaus. Lange vor Tag stand ich auf und machte mir etwas zu thun, und früh weckte ich meine Leute, um fortzukommen.

Ich hatte gestern Abend von dem Wirth erfahren, dass es in dem Palmenwald am anderen Ufer des Flusses einige Cuecillos gäbe. Unter Zusicherung eines halben Dollars als Entgelt, versprach er, uns als Führer dorthin zu geleiten. So ging es denn in früher Morgenstunde wieder zurück durch den Fluss und gleich links in den Palmenwald hinein. Wir hatten lange zu reiten, aber der Weg war prachtvoll. Ein schwerer schwarzer Boden, der stellenweise noch von Feuchtigkeit gesättigt war, eine zähe, schwarze, knetbare Thonmasse bildend, durch welche die Pferde auf dem schmalen Pfade nur mit äusserster Anstrengung vorwärts kamen. Links und rechts, unabsehbar und undurchdringlich die dichten Bestände hoher Fächerpalmen, zwischen ihnen aus dem Boden die Riesenblätter des jungen Nachwuchses aufschiessend; die Blätter übrigens gewissermaassen ein Mittelding zwischen Fächerblatt und Fiederblatt, indem das ganze Blatt zwar Fächerform hatte, aber eine Mittelrippe stark markirt war. Azaleenartiges Strauchwerk und ein immergrüner Strauch mit ligusterartigen Beeren, aus denen, wie der Führer mittheilte, eine Agua fresca hergestellt wird. Und blühende Ranken und Stauden überall. Besonders schön waren natürlich die Stellen, wo wir kleine Arroyos oder Regenrinnen passirten. Hier bildete das Dickicht geradezu geschlossene Wände und prachtvoll markirten sich darin die Gruppen fruchtbehangener Orangenbäume. Die Cuecillos, die wir suchten, erwiesen sich als geschlossene, kreisförmige Steinsetzungen verschiedener Höhe und Grösse, einer darunter von ziemlich ansehnlicher Höhe, einer kleinen Pyramide gleichend; die Wände mauerartig aus Steinsetzungen gebildet. Das Erdreich, das die Steinsetzungen füllt, enthält Topfscherben, auch einen Spindelstein aus Thon fanden wir darunter. Ordentlich aufgraben konnte ich keinen, da es mir an Werkzeugen und Menschen fehlte.

Zum Mittag ritten wir zum Rancho zurück. Und nach der Siesta brachen wir auf, um noch einige Leguas des langen vor uns liegenden Weges zurückzulegen. Da sich das Laden der

Thiere etwas verzögerte, ritten wir voraus. Der Weg geht zunächst durch ähnlichen Palmenwald, wie wir am Morgen auf dem andern Ufer durchritten. Nur werden die Bestände hier lichter. Einige offenen Stellen kommen vor und auf denen sieht man die prachtvollsten Gruppen aus hohen Palmen und jungem Palmengestrüpp gebildet, wie durch die Hand eines geschickten Landschaftsgärtners zusammengestellt. Einige Cuecillos trafen wir auch hier an. Das ganze jetzt fast menschenleere und von Urwald bedeckte Thal war ohne Zweifel in alter Zeit dicht mit Ansiedelungen besetzt. Wir galoppirten vorwärts, da es schon dunkelte. Und hier passirte uns zum ersten Male auf der Reise ein wirklicher Unfall: C.'s Sattel hatte sich gelockert und beim Galoppiren rutschte er seitwärts herunter, und C. und das Pferd kamen natürlich zu Fall — glücklicherweise beide, ohne Schaden zu nehmen. Der Sattel wurde wieder aufgeschnallt, ich zog ihn fest und wir ritten jetzt langsameren Tempos weiter. Es wurde bald völlig dunkel, und da der Weg über Gras führt, das mit Bäumen locker bestanden war, so gingen die Wagenspuren natürlich sehr auseinander, und es war nicht gerade leicht, in dem Dunkel den Weg im Auge zu behalten. Stellenweise wurde der Weg auch sehr schlecht, voller Löcher und sumpfig. Und ritt man heraus auf die Seite des Wegs, zerrrissen einem die Dornen Gesicht und Kleider. Wir dankten Gott, als wir in der Ferne Licht sahen und gleich dahinter den ärmlichen Rancho antrafen (Los Estribos), den wir als Nachtquartier ausersehen hatten. Bald nach uns kamen auch unsere Leute mit den Lastthieren an. So waren wir geborgen. Zu essen gab es zwar nichts, und ein Haus, wo wir schlafen konnten, war auch nicht da; aber wir hatten eine Blechbüchse mit Huhn und eine Flasche Vermouth und die alte Frau im Rancho kochte Kaffee. Unter der Verandah des Hauses legten wir uns nieder, Koffer und Gepäck daneben aufgestapelt. Die Nacht war sternenhell und wir schliefen leidlich.

Früh am Morgen brachen wir auf, da noch eilf Leguas vor uns lagen. Der Weg ist anfangs recht hübsch: Grasflächen und Palmen, das Gras hoch und nicht von dem Grün unserer Wiesen, sondern gelblich und durch die vielen trockenen Blätter da-

zwischen vollständig bunt (tigerfarben) aussehend. Links und rechts hatten wir Blicke auf die bewaldeten Ketten, die das Thal einschliessen. Dann ging es wieder einmal über steinige Kalkhügel oder über weite Grasfluren, auf denen Vieh weidete. Eine einzige Ortschaft passirten wir (Los Charcos), wo eine ganze Gesellschaft Mexikaner, Männlein und Weiblein, welche die Nacht durch getanzt hatten und vollständig betrunken waren, uns mit aller Gewalt festhalten wollten, damit wir mittanzen sollten, — und einen kleinen Rancho (Espirito Santo), wo wir Mittag machten. Gegen Abend hatten wir noch eine lange, sehr böse Wegstrecke zu passiren. Eine weite Wiese und tief von den Wagen zerfahrener, mehr Löcher und Rinnen als Flächen zeigender Weg. Doch kamen wir auch darüber glücklich hinweg und landeten, wiederum im Dunkeln, hier, wo wir in einem sonderbaren Gasthaus — ein Jacal mit grosser Verandah, auf einer Lona (Holzböcke mit Stoff bespannt) uns zur Ruhe niederlegen konnten.

Tancanhuitz, d. 22. Febr. 1888.

Labra oder El Salto ist eine Eisenbahnstation und eigentlich als Ort erst in Folge der Eisenbahn entstanden; früher war es ein Rancho, jetzt gleicht es einem Lagerplatz. Die Maulthierzüge und die mit Mäulern bespannten Karren, welche Waaren von San Luis herunterbringen, werden hier von der Bahn abgelöst und nehmen die von Tampico heraufkommenden Waaren mit zurück. Wann diese Bahn einmal bis San Luis fertig gebaut wird? quien sabe? Der wüste Ort liegt am westlichen Ausgang des Cañons, in dem der Rio de Naranjos durch die Berge bricht. Er liegt ziemlich tief, auch auf der andern Seite von Bergen umgeben, Wald im Thal und Wald auf den Höhen, und nach dem Regen der vergangenen Tage Sumpf und Schmutz. Wir waren in einem Hause untergebracht, das unter dem üblichen Palmenblattdach ein Zimmer mit, und ein so zu sagen Zimmer ohne Wände beherbergte. Die Wände, wo sie existirten, aus Bambusstäben, theilweise mit Lehm verstrichen. Wir schliefen in dem Zimmer ohne Wände auf einer Lona (zwei Böcke mit Zeug bespannt) ziemlich schlecht, assen Tortillas, Frijoles und

Eier, und hofften am nächsten Tage weiter nach Gallinas zu kommen, wo wir von Don José M. Rascon Information über alles Mögliche erhofften. Herr Rascon, oder Don Pepe, wie er allgemein im Lande genannt wird, ist Besitzer des ganzen Thals des Rio de Naranjos vom Salto de Agua und Huamuchil bis herunter nach Labra, und des benachbarten parallelen, aber kleineren Thals von Gallinas. Es ging uns diesen Tag schlecht. Wir sollten einen Güterzug bis Crucitas benutzen und dort Pferde nehmen, aber die Maschine kam nicht. Und als wir über letzteren Punkt Gewissheit hatten, war es zu spät, in El Salto Pferde zu beschaffen. Dazu trat wieder Regen ein, sodass wir ziemlich betrübt uns Abends wieder in demselben Lokal zu Bett legten, d. h. C. in dem geschlossenen Zimmer (wo die Señora und ein Paar Babies schliefen), ich auf dem Feldbett in der offenen Verandah. Nichts destoweniger schlief ich gut und ziemlich ungestört von den Schweinen. Die Pferde sollten um 7 Uhr fertig sein, waren es aber erst gegen zehn. Und wir brachen endlich auf, allein, der Mozo mit den Mulas de Carga sollte nachkommen. Zuerst versuchten wir auf dem Eisenbahndamm zu reiten. Das ging nicht, denn die Pferde — jämmerliche Schinder — waren ängstlich auf dem ungewohnten Terrain, und wir kamen an Lattenbrücken, die wir zu Pferde nicht passiren konnten. So ritten wir zurück und suchten uns den Camino carretero auf, welcher sich als eine schmale Spur von Schmutz und Pfützen erwies, die durch Wald und Dorngebüsch wieder an den Eisenbahndamm führte. Da der Eisenbahndamm immer noch besserer Weg schien, ritten wir wieder auf denselben hinauf, sahen uns aber alsbald zwischen unpassirbaren Gräben gefangen. An einer Stelle, wo es trocken schien, brach ich mit dem Pferde bis an den Bauch ein, so dass ich nur schleunigst herunterspringen und das Pferd mit Mühe heraussreissen konnte. Endlich trafen wir eine Stelle, wo die Gräben passirbar waren, und wir suchten nun unsern Weg längs des Bahndammes, bald auf der einen, bald auf der andern Seite desselben. Der Wald wurde, als wir etwas von El Salto wegkamen, lichter und trockener. Die Sonne schien warm, die gelben Akazien dufteten. Hätten wir bessere Pferde gehabt, so wäre es ein ganz lustiger Ritt

gewesen. Wir passirten eine steinige Barranca und kamen von der Eisenbahn weg und gleichzeitig in dichteren Wald — und das bedeutet in dieser Jahreszeit »mucho lodo« — zähen, kaum passirbaren, knetbaren schwarzen Thon, in welchem die Pferde nur mit äusserster Anstrengung und hart am Rande, längs des dichten Gebüsches, fortkommen. Müde des ewigen Knetens in diesem Schmutz, benutzten wir eine schmale Picada, die in der Richtung nach dem Eisenbahndamm, durch den Wald geschlagen war. Wir kamen auch bald wieder an den Eisenbahndamm und ritten längs desselben über das Geröll, das von den kürzlich erfolgten Felsensprengungen herrührte. Endlich kamen wir an eine Art Haus oder Schuppen, wo wie es schien, einige Angestellte der Bahn wohnen. Hier passirten wir wieder eine Barranca, und erfuhren, dass ein Weg rechts um den Hügel durch »mucho lodo« durch den Wald nach Crucitas führe, dass man aber auch links um den Hügel auf dem Eisenbahndamm dorthin gehen könne. Wir entschlossen uns zu letzterem, bereuten aber bald unsern Entschluss, denn der ganze Damm der unfertigen Bahn war neben den Schienen mit Haufen von scharfkantigen Schotter bedeckt, über welchen die unseligen Thiere hinwegmussten. Zum Schluss hatten wir noch die Annehmlichkeit, um eine Ecke biegend, eine angeheizte Lokomotive nicht weit vor uns zu sehen — an einer Stelle, wo nicht auszuweichen war. Glücklicherweise stand sie. Wir kletterten mit möglichster Eile vom Damm herunter und hatten auch gleich die Häuser von Crucitas vor uns, wo wir in einer der Rohrhütten ganz vorzügliche Tortillas bekamen, die zu einem mitgebrachten Huhn (Conserve in Blechbüchse) vorzüglich schmeckten. Hier erfuhren wir von einem Buben, dass es nach Gallinas »ziemlich weit« (lejecitos), und von seiner Mutter, dass es nach Gallinas »ganz nahe« (cerquita) sei, sowie dass der Weg hart, trocken und gut sei. Wir glaubten von dieser Auskunft das, was uns am Angenehmsten schien, sahen uns aber bald in unserm Glauben arg betrogen. Zuerst ging es freilich fröhlich durch dichten Palmenbestand über trockenen Wiesengrund weiter. Dann aber kamen wir an eine Barranca, die zwischen zwei hoch aufragenden Waldbergen in die Höhe führt. Der Weg war anfangs leidlich, und unter dem dichten über-

hängenden Gebüsch und den hohen Bäumen — viel immergrüne, mit grossen lederartigen Blättern — die Kühle erquicklich. Bald wurde aber der Weg unangenehm steinig. Zur Seite im dichten Walde flog schwerfällig ein grosser Hühnervogel auf. Dort fiel prasselnd eine Frucht zur Erde. Immer aufwärts ging es weiter. Zu den Steinen gesellte sich bald dicker Schmutz, und hier war an den Wagenspuren zu sehen, dass dieses jetzt trockene Bett des Waldbaches in der That als Camino carretero dient. Mit vielen Windungen führt der Weg endlich auf die Höhe. Prächtige Büsche von Cycaswedeln — die Blätter, die man bei uns als Palmenblätter auf das Grab legt — ein blattloser aber mit grossen schönen weisen erythrinaartigen Blüthen bedeckter Baum, und von der Passhöhe ein Blick auf die gegenüberliegende Thalseite — der Steilabfall des Hochplateaus, bis zum Gipfel mit Wald bedeckt, aus dem bald einzeln, bald in dichtern Beständen die hohen Wipfel der Palmen herausragen. Ebenso langsam und mühselig, und auf ähnlichen Wegen und durch ähnlichen Wald ging es herab, bis wir endlich Palmengestrüpp und dahinter die Felder lichtgrünen, hohen, blühenden Zuckerrohrs der Hacienda erreichten.

Tanquanhuitz, d. 22. Febr. 1888.

Wenn ich in meinen Briefen aus Miacatlan oder Xochicalco über die schlechten Wege geklagt habe, so nehme ich alles zurück, denn nach denen, welche wir während der letzten Zeit durchritten haben, sind es wahre Promenadenwege! Zum Theil — und wohl nicht zum geringsten — ist der Regen schuld daran, welcher dies Jahr viel länger anhält als sonst wohl, denn es heisst überall: »año extraordinario«. Freilich ist es hier überhaupt sehr feucht; nur drei Monate hindurch trocken und auch dann des Morgens stets starker Nebel. Die fette Erde kommt hinzu, um das Land zu einem der fruchtbarsten zu machen; es gleicht einem Garten, aber einem wilden, denn es wird nicht viel kultivirt. — Als wir nach dem nassen Tage in Labra und dem mühseligen Ritt durch Sumpf und Wald Dienstag Nachmittag in Gallinas ankamen, war der Himmel schon wieder dunkel, und wir froh, ein festes Dach vor uns zu wissen. Von Menschen

war weit und breit nichts zu sehen, das ganze Thal war erfüllt von Zuckerpflanzungen, zwischen denen sich ein Flusslauf durch Bäume markirte; nur die schmalen Schienen, welche zwischen den Rohrfeldern entlang liefen, und auf denen das geschnittene Rohr zur Presse befördert wird, deuteten uns den Weg an, welchen wir verfolgen mussten. Da unsere faulen Gäule zu keiner schnellen Gangart zu bewegen waren, so dauerte es eine ganze Weile, ehe wir den Fabrikschornstein verheissungsvoll vor uns auftauchen sahen. Vor uns entrollte sich das Bild der Hacienda, welches nicht den behaglich geschäftigen Eindruck machte, der uns vom Staate Morelos her im Gedächtniss geblieben war, sondern den des Werdens. Gerade vor uns, wo das Thal sich zur Barranca zu verengen begann, lag das stattliche Fabrikgebäude, kahl und langweilig, mit grossem schwarzen Schornstein; rechts herüber zog sich auf hohen Bogen und Pfeilern eine Wasserleitung, welche vermuthlich in einer im Bergwald verborgenen Schleuse ihren Anfang nahm. Auf einem Hügel, wenige Schritte von dem Fabrikgebäude entfernt, lag eine Anzahl landesüblicher, aber augenscheinlich neuer und grosser Otate-(Bambus-) Häuser mit Palmendach. Rechts und links wurde an neuen Häusern, an der Wasserleitung, an den Schienen gebaut und gearbeitet. Es sah aus, wie eine neue Niederlassung im Urwald. — Man empfing uns mit der angenehmen Nachricht, dass Don Pepe (Herr Rascon) nicht zu Hause wäre, sondern vorgestern Abend nach Huamuchil geritten sei, aber direkt durch den Monte (Wald), so dass wir ihm gerade aus dem Wege gegangen waren. Trotzdem war es selbstverständlich, dass wir blieben, vielleicht auch einige Tage blieben, um den Herrn zu sprechen und das schlechte Wetter abzuwarten. — An die eine Seite der Fabrik — »Ingenio« wie man hier sagt — ist ein niedriger Flügel angebaut, welcher eine Art Allerweltzimmer: Bureau, Fremdenzimmer, Aufbewahrungsort, enthält. Hier wurden zwei Betten für uns hergerichtet, d. h. auf die Lona eine Matratze gelegt (Bettwäsche, Kopfkissen, Decken u. s. w. befanden sich in Don Pepe's verschlossenem Zimmer), aber es war doch bei dem Gewitter, welches gegen Abend ausbrach und dem die ganze Nacht hindurch unaufhörlich herabströmenden Regen ein wohlthuendes Gefühl, ein festes Ob-

dach zu haben; und die Matratze und die Möglichkeit, sich ungesehen an- und ausziehen und waschen zu können, war uns ein langentbehrter Komfort. Wir wurden um 6 Uhr zum Abendbrod gerufen, welches wir in Gesellschaft des technischen Leiters der Fabrik — eines hübschen und intelligenten Cubaners — und des Mayordomo (Gutsinspektor), eines seit langer Zeit im Lande lebenden Deutschen, welcher aber besser spanisch als deutsch spricht, einnahmen. Als Speiseraum diente, wie hier landesüblich, die durch das breit vorspringende Palmendach des Herrenhauses (d. h. in diesem Falle nur das Haus, in welchem der Herr wohnt) gebildete Verandah. Auf dem Hügel, welchen ich vorher erwähnte, befindet sich dieses Haus. Ein langer Jacal, ein aus Bambus, Baumwurzeln, Holzbalken und Palmenblättern kunstvoll und fest zusammengefügter Bau, welcher ein Zimmer für Herrn Rascon, eins für jeden der beiden Beamten und eine Tienda (Kramladen) enthält. Auf der einen Längsseite zieht sich die breite Verandah hin, ihr gegenüber befindet sich, ebenfalls landesüblich, der kleine runde Jacal für die Küche, vor welchem das Federvieh und ein schöner Guacamayo (rother langschwänziger Papagei) umherspazieren. Die Verandah ist in ihrem einen Theil Speisezimmer, im andern Sattelkammer, und alles mögliche Federvieh sucht bei Regenwetter Schutz unter ihr. Der Platz für das Haus ist gut gewählt; man übersieht von hier die Fabrik, die Felder, einen Theil der Häuser, und zur Erholung schweift der Blick das Thal entlang über Berg und Wald. Das einzige, was dieses Gehöft vor den anderen auszeichnet, ist die Länge des Hauses und der sorgfältige Lehmbewurf der Innenwände, welcher aber von den frisch ausschlagenden Bambusstäben nicht sehr respektirt wird, da dieselben ihre Sprossen hindurchtreiben und die Wand zu einer lebenden machen. — Spät am Abend kam Petronilo mit der Carga an; die versprochenen Maulthiere hatten nicht geliefert werden können, sondern nur zwei Esel; der Koffer war von einem Manne den ganzen Weg her auf dem Kopfe getragen worden. Da es uns nicht sicher erschienen war, ob Petronilo überhaupt an diesem Tage die nöthigen Thiere würde erhalten können, so hatte ihm E. für ein etwaiges weiteres Nachtquartier etwas Geld gegeben;

ebenso erhielt der Mann, welcher den Koffer getragen, ein Trinkgeld. Dafür erlebten wir die Ueberraschung, am nächsten Tage einen sehr betrunkenen Diener zu unserer Verfügung zu haben, den wir auf eine Matte packten, im Zimmer einschlossen und seinen Rausch ausschlafen liessen. Er ist nämlich nur brauchbar, so lange er kein Geld in Händen hat. — Den nächsten Morgen führte uns der Cubaner in die Fabrik und zeigte uns diese mit grossem Stolz. Es ist eine grossartig eingerichtete Zuckerpresse und Siederei und dabei eine Werkstatt, in welcher sich ein Vorrath aller einzelnen Maschinentheile findet, weil bei einem Zerbrechen eines oder des andern sonst Monate vergehen würden, ehe derselbe ersetzt werden könnte, denn Gallinas ist weltentrückt. Was für Fleiss und Energie und Geld muss die Einrichtung dieser Anlage gekostet haben! Früher stand die Presse da, wo der Bergweg ins Thal einmündet; wenige Schritte davon führt eine aus Bambusstäben konstruirte, höchst malerische Brücke, welcher zwei lebendige Bäume als Pfeiler dienen, über den Fluss nach dem Pueblo Gallinas. Vor einigen Jahren brannte die alte Hacienda ab, und Rascon entschloss sich, sie an dem Orte, wo sie jetzt steht und wo er das Wasser mit stärkerem Druck hinleiten kann, in ihrer neuen Gestalt wieder aufzubauen. Die erste Zucker-Hacienda der Huaxteca, welche alle Errungenschaften der Neuzeit zu ihrem Vortheil benutzt. Man sah die Nothwendigkeit ein, auch die Arbeiter in der Nähe zu haben und beschloss, das Dorf ebenfalls zu verlegen. So ist man denn jetzt dabei, die nöthige Anzahl Häuser herzustellen, und es ist eigentlich eine ganz neue Niederlassung. Man muss bedenken, dass die ganze Gegend stark bewaldet, unwegsam und wenig bevölkert ist, vom Weltverkehr abgeschnitten, um zu verstehen, was all die Arbeit hier bedeutet. Es sind mexikanische Hinterwäldler, welche hier am Werke sind. — Herr Rascon langte Donnerstag Mittag an, müde und abgespannt, nass — denn es regnete immer noch — aber liebenswürdig sich wegen seiner wenig behaglichen Wirthschaft entschuldigend. Ein kleiner, nicht mehr junger Mann, in Europa gut bekannt, früher ein Mann der grossen Welt, heut ein Einsiedler, der eigentlich nur seinem Lande zu Nutzen arbeitet.

Am ersten schönen Tage ritten wir durch die Zuckerrohrfelder nach der noch unkultivirten Thalseite, wo in dem Waldgestrüpp eine Anzahl Cuecillos sich erheben — die hohen kreisförmigen durch Steinsetzungen gestützten Erhebungen, die ohne Zweifel Fundamente alter Wohnungen waren, denn in ihnen findet man überall Gefässscherben, Thonpüppchen, ganze Gefässe und andere Trastos antiguos. Sie sind in der Regel kenntlich durch die hohen Palmen, die auf ihnen wachsen, denn auf dem Schutt und dem Mist der verlassenen Wohnungen schoss der Urwald am ersten und am mächtigsten in die Höhe. Hier am Ort stand jedenfalls ein grosses Dorf, denn die Zahl der Cuecillos ist bedeutend, und wir fanden ausserdem lange Steinmauern. An Ausgrabungen war bei dem hoch aufgeschossenen Urwald, namentlich in dieser Jahreszeit und bei der kurz bemessenen Zeit nicht zu denken. So verabschiedeten wir uns denn am andern Morgen von Don Pepe und seinem intelligenten Adlatus und ritten thalabwärts, erst die Zuckerrohrfelder in ihrer ganzen Länge passirend, dann durch schönen Wald, der aus einzelnen Palmen bestand, welche durch Gebüsch und blühendes Rankenwerk zu einem Ganzen verkettet waren. Weiterhin trafen wir ganze Wälder von dem zierlichen Bambusrohr, durch gelbgrüne Farbe und die Wedelform von dem graugrünen Rohr (carrizo) sich abhebend. Bald kamen wir auf trockenen, steinigen Hügelboden, auf dem immergrüne prächtige Steineichen wuchsen und schlugen uns dann durch Wald und dichtes Gebüsch, um einen Hügel herum. In offenem Felde — hier läuft die Bergkette aus, die das Thal des Rio de Naranjos von dem von Gallinas trennt — trafen wir den Eisenbahndamm wieder, der hier noch sehr im Werden ist und machten Mittagsstation in dem Rancho S. Diegito, der die Nähe der Eisenbahn an den uns angebotenen »coffee« offenbarte. Hier erfuhren wir, dass es nach Valles beträchtlich weiter sei, als man uns in Gallinas gesagt hatte, dass aber von Buena Vista, einem grossen Rancho, den wir erreichen und wo wir zu Nacht bleiben könnten, ein direkter Weg nach Tancanhuitz führe. So beschlossen wir nur bis dorthin zu reiten und von dort die Pferde, die man uns von Gallinas mitgegeben, zurück zu schicken.

Zuerst ging es über hügeligen und waldgelichteten Boden,

dann in ein schönes, breites und tiefes Kesselthal herunter. Zur Seite waldbedeckte tiefe Gründe, waldige Höhen und lichte Flächen, die zusammen nicht selten einen parkartigen Eindruck machen. Dann klettern wir durch eine tiefe Barranca und kommen durch lichten Palmenbestand auf eine Höhe, von der aus wir einen prächtigen Blick auf das Kesselthal und die blauen waldbedeckten Berge dahinter — der Steilabfall des Plateaus, an dessen Fusse Gallinas liegt — und auf die nahe Kette vor uns haben, von der rippenartig regelmässig abgerundete kurze Ausläufer herabziehen. Wir passiren den Rancho Otates, der seinen Namen mit Recht führt. Denn zur Seite desselben im Thalgrunde ist wieder ein prächtiger ganzer Wald von den zierlichen gelbgrünen Bambussen (Otates, heissen sie auf mexikanisch). Im Rancho baten wir um Wasser, dass uns auch freundlich gewährt ward. Gleichzeitig versuchte man aber uns zu überreden, im Ort zu bleiben. Denn nach Buena Vista wäre es noch weit und »mucha piedra« und »mucho lodo«. Und in der That, sie hatten Recht. Kaum waren wir, uns rechts den einen Ausläufer in die Höhe windend, in den Wald und an den eigentlichen Passanstieg gekommen, so begann ein Weg, der wirklich aller Beschreibung spottet. Zwei Stunden lang Schmutz und Steine, d. h. — die Köpfe der in schräger Richtung den Weg schneidenden Kalksteinschichten, durch Nässe und die Tritte vieler Menschen und Pferde zerbröckelt, und durch zähen Lehm und tiefe Löcher zu einem Ganzen verkittet, über welches die Pferde ohne Sturz und ohne Beinbruch wegzubringen in der That mehr als Kunstreiterleistung und in Wahrheit mit andern als den hiesigen Thieren nicht ausführbar gewesen wäre. Eine Erfahrung scheint sich hier zu bestätigen. Man soll nie sagen, man habe jetzt den schlechtesten Weg gemacht, den es gibt. Es gibt immer noch schlechtere. So ging es, wie gesagt, zwei Stunden bergauf und bergab. Dazu drohte wieder die Dunkelheit. In dem tiefen Wald zur Seite gelbe Malvenblüthen, Schluchten links, auf dem Berghang drüben und auf dem Berghang zur Seite ab und zu ein gerodetes Feld. Endlich hatten wir von der Höhe einen Blick nach vorwärts. Eine weite waldbedeckte Fläche und in der Ferne die weissen Häuser der Ciudad de Valles, so genannt,

weil hier die beiden dem Thal des Naranjos parallelen Thäler (de la Mesilla und del Antiguo Morelos) sich vereinigen. Aber das war nur ein Ausblick. Wieder ging es im Wald und auf gleichen Wegen abwärts. Die Dunkelheit brach ein. Truppweise begegneten uns Arbeiter, die vom Felde heimkehrend ihre ärmlichen Ranchos im Walde aufsuchten. Uns war das ein gutes Zeichen, dass der Ort unserer Bestimmung nahe wäre. In der That kamen wir auch endlich aus dem dicken Walde heraus in ebenes Feld. Es ging zwischen vom Regen zerwühlten Dünen von Schiefergrus vorwärts. Gebüsch zur Seite und freieres Feld. Die Gäule, müde von der Tagereise, wollten kaum vorwärts, und C's Gaul hielt es für schicklicher, statt unter der Last weiter zu traben, sich mit der Last zur Erde zu legen. Glücklicherweise ohne Schaden für seine Reiterin. Sie ging ein Stück zu Fuss. Als aber die Schmutzstellen zu gross und tief wurden schickten wir nach dem Arriero, der mit den Lastthieren vorneweg war. Die Thiere wurden vertauscht, C. bekam einen vernünftigeren Gaul, und mit ihm rückten wir denn auch alsbald in Buena Vista ein. Hier hatten wir im Ort noch eine schwierige Passage durch einen Bach, dann fanden wir in einem der Häuser des Orts Unterkunft, Futter für Menschen und Pferde, freundliche Wirthe und ein Nachtlager unter der Verandah hinter dem Hause, auf Lonas, für welche die Wirthe uns noch ihre mit gestickten Ueberzügen versehenen Kopfkissen hergaben. Pferde bekamen wir, zwar nicht bis Tancanhuitz, aber bis nach S. Miguel, vier Leguas von Buena Vista, oder vielmehr bis nach Ojital, einem unweit davon am Rio Verde gelegenen Ort, von wo die Pferde am selben Tage wieder zurück in Buena Vista sein konnten.

Buena Vista liegt frei und luftig in offenem Felde. Bestellte Aecker und Buschwald ringsum. Nach dem wilden Wald, den wir passirt, war es uns keine geringe Erquickung. Der Weg ist eben, aber schon hier fingen die bösen Stellen im Walde an. Niederungen, die von dem vergangenen Regen noch voll von Feuchtigkeit waren und Bäche, zu denen von Menschen und Vieh zertretene Schlammberge hinabführten, und aus denen heraus ähnliche Schlammberge in die Höhe führten. Doch war der Weg, im Vergleich zu denen, die wir passirt hatten, und die

unserer noch harrten, menschlich, und wir hatten gute Pferde. Nach Ojital, das nicht direkt am Wege liegt, hatte uns unser Wirth von Buena Vista geschickt, weil es dort Cuecillos gäbe, und man in einer Barranca, Tepalcates (Gefässscherben), Jarros (Krüge) und Monos (Affen, Puppen) und andere alte Reste fände. Wir kamen auch zeitig an, mussten allerdings etwas lange auf das Mittagbrot warten, legten inzwischen unter staunender Bewunderung des halben Dorfes unsere Pflanzen um — wobei wir auch einige einheimische Namen erfuhren — und machten uns dann, unter Führung unseres Wirths auf den Weg nach dem Cuecillo. Ojital liegt am linken Ufer des Rio Verde, der in den Sümpfen östlich von San Luis Potosi seinen Ursprung nimmt und unweit von unserm Wege aus den Bergen heraustritt. Wir sahen zur Seite den tiefen Einschnitt in der hohen waldbedeckten Kette, der die Schlucht dieses Flusses bezeichnet. Der Fluss selbst ist breit und fliesst ziemlich rasch dahin. Jenseits der Uferbänke übersieht man ein breites waldbedecktes Feld, und hinter ihnen erheben sich in schönen Contouren die Berge von Tancanhuitz und Anquismon, und hinter diesen in blauer Ferne der scharfe Kamm der Sierra Gorda — an den Grenzen der Staaten Querétaro, Guanajato und San Luis. Der Name Ojital bedeutet einen Ort, wo es viel Ojite (eine Baumart, deren Laub vom Vieh sehr gern gefressen wird) gibt. Es ist ohne Zweifel ein alter Ort. In den Milpas (Feldern) finden die Kinder und die Arbeiter allerhand Thonsachen, die aber bisher achtlos weggeworfen oder zerbrochen wurden. Unsere Ankunft hat hier hoffentlich eine Wandlung zu wege gebracht. Unser Führer brachte uns erst über Aecker und Viehweiden nach einer Stelle, wo auf einer breiten ausgedehnten Terrasse ein einzelner hoher Cuecillo sich erhebt. Hier war natürlich für uns nichts zu machen. Wir kletterten hinauf, besahen die Landschaft von oben und kletterten wieder hinunter. Auf Befragen hörten wir, dass Scherben und Thonsachen an ganz anderer Stelle gefunden werden. Nämlich an der Uferbank nahe dem Dorfe, wo der Rio Verde fortwährend Erdreich herunter spült, und mit dem Erdreich die in demselben enthaltenen alten Reste. Wir liessen uns zu der Stelle führen und fanden auch dort eine ganze Anzahl hübsch bemalter Scherben, Obsidianmesser etc.

Als Zugabe genossen wir das hübsche Bild, das die mit den schön geformten Ollas auf dem Kopf zum Fluss hinabeilenden Weiber uns gaben. Es war Abendzeit, wo der mit Kalk gekochte Mais am Fluss sorgfällig ausgewaschen wird, um dann auf dem Metate gemahlen zu werden. Bei der Rückkehr ins Dorf und bei dem Ausmarsch am andern Morgen konnten wir noch eine Anzahl hübscher Sachen erhandeln — Krüge und Bruchstücke von Thonfiguren. Und ich glaube, wir haben die ganze Jugend des Dorfs mit unserm Sammelgeist angesteckt.

Der Aufbruch verzögerte sich leider, wie gewöhnlich um ein paar Stunden. Wir waren vor Tagesgrauen wach, um 6 Uhr sollte aufgebrochen werden. Da aber die Pferde erst am Morgen eingefangen wurden, so kamen wir erst um $^1/_4$9 weg. Die Folge war, dass wir von vornherein darauf verzichten mussten, noch diesen Tag nach Tancanhuitz zu kommen. Wie wir die Wege nachher kennen lernten, wäre das aber in der That auf keine Weise möglich gewesen. Wir wanden uns zunächst, nachdem wir die Felder des Dorfs passirt, wieder durch Schmutz und Wald mühselig weiter. Viel später als wir gedacht — nämlich an einem der Austrittsstelle aus dem Gebirg viel näher gelegenen Ort — kamen wir an den Rio Verde und machten, nachdem wir die Rohrhütten und die Bananenhaine des dort gelegenen Dorfes passirt, auf der breiten sandigen Uferbank Halt. Jetzt musste erst abgeladen und abgesattelt werden. Ein Canoe (Einbaum) kam vom andern Ufer herüber, in dieses wurde Gepäck und Sättel und wir selbst geladen, und die Pferde mussten durchschwimmen. Das jenseitige Ufer ist steiler Fels, waldbedeckt, nur an wenigen Stellen bietet sich Gelegenheit, hinauf zu klettern. Drüben wurde, nachdem noch die andern vier Pferde herübergeholt, wieder aufgeladen und gesattelt. Die ganze Operation des Flussübergangs nahm nicht weniger als zwei Stunden in Anspruch.

Jenseits ging der Weg in ähnlicher Weise weiter. Wir passirten das Dorf San Francisco und machten endlich müde und hungrig im Rancho Santa Pablo Halt. Wir trafen dort merkwürdig gebildete Wirthe, gutes, aber durchaus nicht übermässiges Essen (Tortillas und Mole de guajolote), Complimente und in einer Weise gebildete Preise (2 Pesos für uns

vier)*), wie wir dergleichen in ganz Mexico noch nicht erlebt haben. Um 4 Uhr erst kamen wir von dort weg und waren gegen 6 Uhr im Rancho S. Cruz. Jenseit desselben passirten wir auf wackeliger Brücke den reissenden Rio Tambaque und weiterhin den Rio de la Garita. Es dunkelte allmählich und der Weg war, wie gewöhnlich, schauderhaft. Auf dem zwischen den beiden Flüssen gelegenen Terrain stand einst auch eine alte Stadt. Eine Menge Cuecillos sollen dort in regelmässiger Anordnung sich finden. Und von den Leuten in der Umgebung wird dort viel nach Schätzen gegraben. Wir dankten Gott, als wir endlich in La Garita waren. Wir trafen einen aus Tancanhuitz stammenden, guter Familie angehörigen Mann, D. Rafael Ocaña, der seit ein paar Jahren im Rancho wohnt. Wir unterhielten uns gut mit ihm und er wies uns in das treffliche Haus, in welchem wir hier in Tancanhuitz als Gäste wohnen. Der Wirth in La Garita war ein alter Marokkaner, der als Gaukler, Seiltänzer oder so etwas ins Land gekommen, hier Christ geworden war und sich verheirathet hatte. Arabisch konnte er kaum mehr, aber es war ein schöner alter Mann von echtem Berbertypus, und er und seine Frau freundliche, nette Leute. Mozo und Arriero schliefen draussen unter der Verandah. Uns ward der geschlossene Raum der Hütte zugewiesen, wo wir uns mit Ruhe die Zecken (garrapatas) und Pinolillos ablesen konnten, die man jeden Tag zu vielen Dutzenden aus dem Walde bringt, und auf leidlichen Betten eine wirklich ganz gute Nacht zubrachten. Am Abend hatte es schon wieder angefangen zu regnen, und am Morgen regnete es fort. Die Wege wurden dadurch gerade nicht besser.

Es ging zunächst längs der malerischen Sierra de Anquismon über die verschiedenen Rippen, die von derselben ausstrahlen, und durch die verschiedenen Barrancas, welche dieselben trennen. Ein ewiges Herauf und Herunter auf scheusslichen Wegen, wahren Schlammmeeren. Wie die Pferde uns durch solchen Morast bringen konnten, ist mir noch heute ein Räthsel. Anquismon

*) Um keine falschen Vorstellungen zu erwecken, erwähne ich, dass dies das erste und einzige Mal auf unserer Reise war, wo wir wirklich übertheuert wurden. Die Leute waren in New-Orleans gewesen und hatten dorther ohne Zweifel sich neue Kulturanschauungen geholt.

ist ein grosser ausgedehnter Ort, den wir nach zwei Stunden erreichten. Unsere hungrigen Pferde waren nur mit Mühe durch den Ort zu bringen. Jenseits desselben wurde es etwas freier. Wir sahen im Wald und Gebüsch eine Masse blühendes Zeug, das uns neu war. Auf dem Wege und bei dem Wetter war natürlich an Sammeln nicht zu denken. Dann galt es aber, die hohe und steile Sierra de Tancanhuitz zu erklettern, auf schlüpfrigen, steinigen, schlammigen Wegen — die uns freilich auch wiederum durch die prächtige Vegetation und den wunderbaren Ausblick auf die weite waldbedeckte, von Bergen umsetze Ebene hinter uns entschädigten.

Nach zwei Uhr langten wir im Orte an, wo wir im Hause des Don Romolo Vidalis gastliche Aufnahme fanden.

Der Ort ist prächtig gelegen, und wir fühlen uns wohl und behaglich. Aber ich bin müde vom Schreiben, und der Courier nach Mexico soll bald abgehen. So schliesse ich.

Tanpamolon, 1. März 1888.

Tancanhuitz ist ein kleines Städtchen, Distriktshauptstadt, dessen Rohrhütten an beiden Ufern eines munteren Baches, und einiger Zuflüsse des letzteren, und an den Berghängen in die Höhe aufgebaut sind. Der Bach hat seinen Ursprung unmittelbar jenseits des Bergkammes, den man, von Anquismon und der Ebene kommend, ersteigt, und nimmt seinen Lauf nach Tanpamolon und zum Rio Moctezuma. Die Hänge an beiden Seiten in die Höhe sind grün bis zum Gipfel, Busch- und Baumwerk, Kaffeepflanzungen und Potreros — eingehegte Flächen, in denen hohes Gras und Buschwerk wächst, und in welche man das Vieh zur Weide schickt. In der Mitte des Orts ist eine Plaza — mit Steinplatten, wie sie der Berg giebt, in unregelmässiger Weise gepflastert — und auf ihr stehen zwei mächtige Ceiba-Bäume und zwischen diesen ein von zwei Steinpfeilern eingefasster Brunnen. Eine Menge Vögel (tordos) tummeln sich in den Zweigen der beiden Bäume und erfüllen die Luft mit ihrem zwitschernden Geschrei. Die Plaza selbst steigt schon etwas am Berghang in die Höhe, und um sie stehen einige Steinhäuser und auf Steinterrassen erbaute Lehm- und Palmen-

dachhäuser. Die Kirche liegt auf der anderen Seite des Baches hoch oben auf einem Vorsprung des Berghanges. Sie hat einen schönen hohen Steinthurm, ist aber ohne Dach. Vor einigen Jahren schlug der Blitz zu wiederholten Malen ein, und sie brannte ab, und da der Cura vernünftigerweise nicht wieder ein Strohdach aufsetzen will, steht sie als Ruine da. Den ganzen Ort durchzieht, vom obern bis zum untern Ende, eine mit ähnlichen Steinplatten wie die Plaza gepflasterte Strasse. Die Häuser sind sehr zerstreut längs dieses Weges. Sie sind fast ausnahmslos aus Lehm oder aus Wänden von Bambusstäben erbaut, haben breite, überhängende, aus Palmenblatt geflochtene Dächer, die vorn und hinten durch Holzpfosten gestützt, offene Veranden bedecken. Fenster giebt es nicht; nur Thüren oder durch ein Gitter von Holzstäben geschlossene Fensteröffnungen, beide durch Holzflügel verschliessbar. Aber hübsch sehen diese Hütten aus, mit der Wand von Grün dahinter, den Büschen grosser weisser Datura-Blüthen und blühenden rothen Malva-Büschen davor, oder mit den prächtigen baumartigen Büschen der goldgelben grossen Copa de oro. Ueber dem Strohdach lugt ein mit weissen Blüthen oder goldgelben Früchten behangener Orangenbaum, zur Seite an der Hofmauer streckt seine Aeste sperrig auseinander ein mit Aehren brennend rother Blüthen bedeckter Patolli-Baum (Erythrina coralliodendron), oder ein Mocoque-Baum trägt am Ende der Zweige die prächtigen Büschel grosser rosaroth gefärbter langer Staubfäden. Die aus Feldsteinen aufgesetzte Hofmauer selbst ist bedeckt mit mächtigen Fettpflanzen (Siempre-vivo) und allerhand hängendem Gesträuch, Farren wuchern an den Wänden. Und vorn fliesst über mächtiges Steingeröll der klare Bach, und Frauen, den Rebozo anmuthig um die Schulter geschlungen, steigen zu ihm hinab, die grosse Olla auf dem Kopfe tragend, um Wasser zu schöpfen. Das ganze Thal ist erfüllt von Orangenduft, und von der Frische des Grüns, das in seinem üppigen Wachsthum die Gebilde von Menschenhand förmlich erdrückt, kann sich nur ein Bild machen, der das gesehen. Ein Botaniker fände Jahre lang, ein Künstler ein Leben lang hier zu thun. Uns waren nur wenige Tage hier vergönnt, und diese wenigen noch durch den beständigen Regen uns vergällt.

Im Orte selbst giebt es in verschiedenen Quartieren Indianer. Und die Dörfer und Ranchos ringsum sind ausschliesslich von Indianern bewohnt. Die Sierra hinauf, nach Süden, in Huehuetlan, Cozcatlan und Aztlan, wohnen Mexikaner, nach der Ebene zu Huaxteca. Am Sonntag war grosser Markt, und wir konnten die Weiber in ihrer National-tracht — prächtig gestickte Ueberhänge (quechquemitl) und ein Stück Zeug um die Lenden (enagua), das lange Haar um einen rothen Kopfring geflochten — zur Genüge bewundern. Desgleichen die mannigfaltigen Waaren — sehr viel Chile (rothe Pfefferschoten), überreife getrocknete Bananen, braunen unreinen Zucker (sogenannten piloncillo) durch Rauch conservirte Orangen, Reis, Käse, Kuchen aus geröstetem Maismehl und allerhand Esswaaren. Darunter die sogenannten Zacahuil — mächtige, wie Brodlaibe ge-



Indianer von Tancanhuitz.

formte und in Bananenblätter gehüllte Pasteten aus Fleisch und Maismasse gekocht und mit Chile gewürzt. Daneben natürlich viel europäischer Schund: Zeuge, Spiegel, Ketten aus Glasperlen, Nadeln und allerhand sonstiger Flitterkram. Wir versuchten eine Photographie von dem Markttreiben zu nehmen; das war aber einfach unmöglich, weil sofort, wie wir nur Miene machten, unsern Apparat aufzustellen, der ganze Markt um uns versammelt war. Veranlasst durch unsern Wirth, Romolo Vidalis, der erwählter Richter des Orts ist, — ein schöner Mann, bräunlich und schön wie David, übrigens vermuthlich stark gemischter Abstammung — und durch den Jefe politico, brachten uns die Indianer ihre Musikinstrumente und den Apparat, den sie zum Tanz gebrauchen. Sie feiern bei ihren Tänzen immer noch die alten Zeiten, »gritan a Moctezuma«, wie man uns sagte, haben noch ihre alten Gesänge, deren Text sie aber geheim halten. Bei dem Tanzapparat spielt eine Hauptrolle ein hölzernes Pferd. Es scheint dies ein Nachklang des Eindrucks zu sein, den die ersten, von Cortez importirten Pferde auf die Eingeborenen machte. Alterthümer fanden wir am Orte nicht; doch sahen wir einige Steinfiguren aus Tanquian, die wir abformten, und eine Figur sowie einige Vasen erhielten wir als Geschenk.

Tampamolon, d. 1. März 1888.

»El tiempo va componerse«, so hiess es jeden Morgen, wenn die Sonne auch nur die leiseste Andeutung ihrer Existenz auf uns arme verregnete Sterbliche niederleuchten liess, jeden Abend, wenn ein Mondstrahl durch die Spalten der Thür sah. Aber das Wetter wollte nicht: es regnete mit Ausnahme von zwei Tagen immer ruhig fort und alles triefte. Bei jedem Sonnenblick trockneten die Zopilotes, die schönen grossen Geier, ihre nassen Flügel auf den Dachfirsten, und unsere nassgeregnete Hoffnung begann auch wieder ihre Flügel zu regen. Die Pflanzen trockneten nicht, die Molden ebensowenig; mein photographischer Apparat dehnte sich vor Feuchtigkeit, dass sich nichts mehr daran schieben liess, und ich ihm Ruhe gönnen musste; Ausflüge in die Sierra und den Monte, die durch den Anblick und die Erzählungen so verlockend wirkten, waren nicht möglich, weil die meisten

Wege bei feuchtem Wetter für Pferde oder europäisch beschuhte Füsse fast unpassirbar sind, und nur der unverwöhnte nackte Indianerfuss schnell und leicht Schmutz und Steine überwindet. Doch verlief die Zeit nicht ganz unbenutzt, wie Du aus dem vorstehenden Brief ersiehst, und man wetteiferte in Tancanhuitz in Aufmerksamkeiten für uns. Da genossen wir erstens die Gastfreundschaft des Don Romolo Vidalis und seiner hübschen schlanken jungen Frau, welche die übliche spanische und auch hier gebrauchte Redensart: »esta es su casa« (dies ist Ihr Haus) zur Wahrheit machten. Freilich ist hier Gastfreundschaft üben leichter als bei uns, weil das Leben einfacher ist. In der grossen Sala, dem Hauptraum des Hauses, wird Abends eine Lona für den Gast aufgeschlagen — Waschwasser holt er sich Morgens selbst vom Hofe, gerade wie die Bewohner auch. Zu den Mahlzeiten wird eine Elle Fleisch mehr gebraucht — (das Fleisch wird hier nicht regelrecht zerlegt, sondern in feine Streifen zerschnitten und nach der Elle verkauft; es geschieht dies, weil es sich nicht lange hält und was nicht frisch am ersten Tage gegessen wird, gleich gesalzen und getrocknet werden muss, das dünn zertheilte Fleisch aber schneller und wirksamer vom Salze durchdrungen wird) — einige Dutzend Tortillas mehr werden gebacken, einige Hände voll Bohnen mehr in den Topf gethan. Eier und Früchte werden nach Bedarf vom Hof und Garten geholt. Die Nahrungsmittel kosten sehr wenig und sind sehr gut, wenn auch die Zubereitung manchmal seltsam ist. Zumal das frische Fleisch ist sehr gut, mit dem getrockneten kann ich mich weniger befreunden. Besonders gut assen wir im Hause des Steuereinnehmers, Don Guadalupe Mora, bei welchem wir einmal zu Mittag und einmal zum Kaffee mit Tamales waren.

Ein mexikanisches Kochbuch wäre sehr interessant und lehrreich, aber für uns kaum benutzbar, weil all das, was hier den Leuten in den Mund wächst, bei uns gar nicht zu haben ist. Es ist eigentlich ein Unglück für das Land, dass die Menschen hier so bedürfnisslos sind und diese wenigen Bedürfnisse so leicht befriedigen können; es fehlt dadurch der Antrieb zur Arbeit. Es wurde uns erzählt, dass manche Familien monatlich nicht mehr als 5 reales, d. h. 2 Mark, zu ihrem Unterhalt

verbrauchen. Die Nahrung ist von der Natur bedingt und infolgedessen unterscheidet sich auch die moderne mexikanische Küche wenig von der, welche vor der Conquista, d. h. vor etwa 350 Jahren — und wer weiss wie viel länger? — hier im Schwange war. Von den Spaniern freilich erst eingeführt, jetzt aber im ganzen Lande längst heimisch geworden, sind Zuckerrohr, Kaffee, Reis und Heerdenvieh. Ersteres hat vermuthlich nur die Aenderung bewirkt, dass man heutzutage etwas mehr Dulce isst als in alten Zeiten, da der Saft des Zuckerrohres reichlicher fliesst, als der Bienenhonig (welcher übrigens auch heut noch sehr ausgiebig in der Huaxteca produzirt wird). Das Hauptnahrungsmittel war und ist der Mais. Nachdem er abgekörnt ist, wird er mit Aetzkalk gekocht, um die harte Hülse zu erweichen, nachher sorgfältig — womöglich in fliessendem Wasser — gewaschen, dann auf dem Metate (dem altehrwürdigen Mahlstein) fein zerrieben und ist nun in den Zustand, um zu den verschiedensten Dingen verwendet zu werden.

Seine Hauptbestimmung ist die Tortilla (auf mexikanisch »tlaxcalli«, auf huaxtekisch »bacan« genannt); die Zubereitung derselben ist eine Kunst und erfordert viel Arbeit. Eine Frau hat den Tag über vollständig zu thun, um den Mais und nachher die Tortillas zuzubereiten, welche die Familie verzehrt. In gut situirten Familien ist meist neben der Köchin noch eine Tortillera vorhanden. — Die auf dem Metate fein gemahlene Maismasse wird mit der Hand zu dünnen runden Kuchen geformt und auf dem Comal (dem flachen Thontiegel) über dem offenen Kohlenfeuer gebacken. Nun ist aber ein grosser Unterschied zwischen Tortilla und Tortilla: es giebt grosse, dicke, grobe und es giebt kleine, feine, dünne von sorgfältig zubereiteter Masse; werden diese letzteren heiss aufgetragen, so sind sie ungemein schmackhaft. Zur Essenszeit bekommt man stets frische Tortillas, die heiss auf den Tisch kommen. Versäumt man die rechte Zeit, so muss man mit gewärmten vorlieb nehmen, die lange nicht so gut schmecken; nur aufgebacken sind sie dann noch gut. Im Ganzen haben wir die Beobachtung gemacht, dass man von der Güte und Feinheit der Tortillas fast stets einen Rückschluss machen kann auf die Bildung und Kultur der betreffenden Familie.

Besondere Leckerbissen sind die Enchilada und die Quesadilla (mexikanisch: tlaxcapacholli). Beide sind gewissermassen eine Weiterbildung der Tortilla und verwandeln den an und für sich oft trockenen Maisfladen in eine saftige und schmackhafte Speise. Von der sorgfältig zubereiteten Chile-Sauce, welche der früher erwähnten Mole nahe verwandt ist, wird ein tüchtiger Löffel voll auf die Tortilla gethan, diese — etwa wie eine Plinze — zusammengeklappt, noch einmal auf dem Comal gebacken und die Enchilada ist fertig. — Um eine Quesadilla herzustellen, trennt man die beiden beim Backen sich bildenden Theile der Tortilla sorgsam von einander, füllt den Hohlraum zwischen ihnen mit frischem, weissem Käse, klappt zusammen und bäckt das Ganze auf. Beide Verfahren sind besonders geeignet, alte, zähe gewordene Fladen wieder essbar- und schmackhaft zu machen. — Die Gordita de manteca (huaxtekisch: »bocol«) erscheint in besseren Haushaltungen häufig zum Kaffee. Es ist ein aus der oben beschriebenen Maismasse hergestelltes Gebäck. Die Kuchen werden kleiner und dicker geformt, als für die Tortilla, und in Fett gebacken. Auch vermischt man die Masse häufig mit den vom vorigen Tage übrig gebliebenen Bohnen, oder füllt Käse oder Mandeln hinein. — Aus der Maismasse wird auch Atole hergestellt, eine Art Mehlsuppe, welche in dem grössten Theil des Landes das Frühstück der Indianerfamilien bildet. In der feineren Küche wird sie mit Kakao, Zucker, Vanille und andern Gewürzen vermischt und ist überall ein sehr beliebtes und nahrhaftes Gericht. — Die Krone aller Maisspeisen aber sind die Tamales, ein Festessen, das man werthen Gästen vorsetzt, oder bei grossen Gelegenheiten bereitet. Die Maismasse ist hierbei nur der Mantel für einen stets schmackhaften, aber ausserordentlich verschiedenartigen Kern. Dieser besteht aus Fleisch und Gemüse, aus Schweinsknöchel, Chile, süssem Reis mit Rosinen, kurz aus allem, was Geschmack, Laune und Gelegenheit nur wünschen und bieten. Als feinste Füllung gilt das Fleisch des Truthahns, des Guajolote. Um den Maismantel wird noch ein feines Maisblatt als äussere Hülle gelegt. Die Tamales werden in Dampf gekocht, indem man in einen Topf nur soviel Wasser giesst, dass einige hineingelegte grosse Steine aus demselben hervorragen, auf diese werden die

tamales geschichtet und der Topf etliche Stunden auf das Feuer gestellt. — Auf den Märkten spielt ein Tamale von Riesendimensionen — wir sahen deren bis zu etwa einem Meter Länge und entsprechend dick — eine grosse Rolle. Sie ist mit allem nur Denkbaren angefüllt und wird stückweis verkauft. Auf indianisch heisst dieses Ungethüm Zacahuil.

Den breitesten Raum aber nehmen doch die schmackhaften schwarzen Bohnen ein (sie bilden, neben der Tortilla, die eigentliche Volksnahrung durch das ganze weite Gebiet von Mexico), und als Festessen in reichen Häusern gilt, neben den tamales, der Mole de guajolote, über welchen man allein ein Kapitel schreiben könnte. Ich begnüge mich, kurz zu erwähnen, dass es schwarzen, braunen, rothen und grünen Mole giebt. — In der Tierra caliente spielen natürlich auch Bananen (platanos), Ananas, junge Nopalzweige, Chayote, Kalabasse und andre Früchte und Grünzeuge eine gelegentliche Rolle*). — Milch giebt es selten und sie wird daher als Delikatesse geschätzt: da das Vieh frei weidet, so haben die Kühe überhaupt nicht so viel Milch, wie unsere; auch muss in der Regel die Kuh, welche gemolken werden soll, erst mit dem Lazo eingefangen werden. — Eier, welche fast stets zu haben sind, scheinen sehr gering geachtet zu werden. Obgleich man sie sehr geschickt auf verschiedene Art zuzubereiten weiss, entschuldigte man sich stets, wenn sie uns vorgesetzt wurden, dass nichts anderes im Hause sei. — Hauptgetränk ist hier, in der heissen Gegend, ein dünner süsser Kaffee.

*) An essbaren Früchten ist México ausserordentlich reich. Ausser den über das ganze Tropengebiet verbreiteten Mango, Bananen und Ananas, sind vor allem die verschiedenen Arten Zapote zu erwähnen — der Chico Zapote, von dem Ansehen einer Kartoffel, aber mit wohlschmeckendem, weichem Fleisch, der Zapote prieto (der schwarze Zapote), der theils roh gegessen wird, theils mit Xerez-Wein zu einem vorzüglichen Dulce verarbeitet wird, der Zapote mamey, Zapote borracho u. a. Sodann die Cactusfrüchte — die Tuna, die Cactusfeige, und die grössere Pitayn, die Frucht von Cereus-Arten. Beide sind sehr erfrischend, erstere soll aber stark adstringirend wirken. Weiter die Granadita, die Frucht einer Passiflorce, mit starker Schale und gallertartigem Fruchtfleisch, in dem die schwärzlichen Samen eingebettet liegen. Die Aguacate oder Butterfrucht, die Frucht der Persea gratissima. Die Goayaven, die einen vorzüglichen Dulce geben. Endlich die Krone von allen, die Anona und die Chirimoya.

Die vorzüglichsten Küchengeräthschaften sind: vor allem natürlich der Metate, der Mahlstein zum Zerreiben des Mais und der Kakao- und Kaffee-Bohnen; der Comal, der flache thönerne Tiegel; der Molcajete, zum Zerreiben des Chile zu Mole und Salsa; ein oder mehrere Gefässe von mächtigen Dimensionen, »Tinaja« genannt, zur Aufbewahrung des Wassers, welches sich in dem porösen Thon sehr kühl und frisch hält. In Huejutla und in Pánuco werden diese aus dem zähen, knetbaren, grauen Urwaldthon in vorzüglicher Güte gefertigt. Töpfer sind, wie in primitiven Zeiten, die Weiber, die es aber sehr wohl verstehen, nicht nur eine gute Waare zu liefern, sondern dieselbe auch eigenthümlich und geschmackvoll zu bemalen. Endlich gehören noch zum Hausrath eine Anzahl oft hübsch verzierter, oft ganz roher Thongefässe verschiedenster Grösse; eine Anzahl Kalabassenschalen, die als Näpfe dienen; dazu ein rohes Holzgestell zur Unterbringung dieser Geräthschaften und häufig ein vom Dache herabhängendes Brett, auf welchem einige nothwendige Vorräthe liegen.

Ausser unserem Gastfreund und dem eben erwähnten D. Guadalupe Mora haben wir noch eine Reihe anderer Honoratioren des Orts kennen gelernt und haben überall viel Freundlichkeit und Entgegenkommen gefunden, was ich geneigt bin, nicht blos auf Rechnung der behördlichen Empfehlung zu setzen. Der Jefe politico, der Landrath des Distrikts, an den wir zunächst von dem Gobernador empfohlen waren, bezeigte uns seine Aufmerksamkeit durch ein Ständchen, das er uns in der Wohnung unseres Gastfreundes bringen liess, und stellte uns nachher die Pferde bis zur nächsten Station. Der Cura schickte uns Indianer, die uns die Namen der Pflanzen und ihre Eigenschaft melden sollten. Doña Gertrudis Villasana, eine Verwandte unseres Wirths, wusste uns viel vom Lande und seinen Verhältnissen zu erzählen. In ihrem Hause fanden wir ein paar Steinfiguren aus Tanquian. Sie schenkte uns eine derselben und dazu ein paar alte Webehölzer, welche sich seit ihrer Urgrossmutter in der Familie vererbt hatten, und wie sie noch heutzutage von den Indianerweibern, die nur selbstgesponnene und gewebte Stoffe tragen, gebraucht werden. Dr. Bryant, der amerikanische Arzt, welcher hier seit vier Jahren ansässig ist, sehr viel Geld verdient — nach

seiner eigenen Angabe 300 pesos, d. h. etwas über 900 Mk. monatlich, wovon er nach unserer Berechnung allerhöchstens 100 Mk. ausgeben kann, — und mit einer Eingeborenen verheirathet ist, freute sich sehr, einmal wieder englisch sprechen zu können, doch hat er viel verlernt und dafür schlecht spanisch gelernt. Er ist ein liebenswürdiger Mann, bestätigte uns die Heilkraft vieler von den Indianern angewendeter Pflanzen und beschenkte uns ebenfalls mit einem Gefäss und einem schönen Stück Holz, bat uns auch dringend, wenn wir zurückkämen, bei ihm Wohnung zu nehmen. All diese Leute hatten eine gewisse Bildung, der Arzt natürlich eine unseren Begriffen entsprechende; die anderen eine durch Zeitunglesen und auf ähnliche Weise erworbene; sie dachten alle sehr mexikanisch — republikanisch, und es war leicht, ihnen auf ihre vielen Fragen zu antworten, da sie ein gewisses Verständniss für fremde Verhältnisse bezeugten. Anders Don Pepe Ocaña, der Vater des jungen Mannes, den wir in La Garita trafen, ein derber, alter Ranchero, der in der engen Welt, in der er geboren und alt geworden war, vortrefflich Bescheid wusste, mit Verständniss und Klugheit über alle ihm vorkommenden Dinge zu urtheilen verstand und unter andern auch ein merkwürdig scharfes Auge und ein merkwürdiges Gedächtniss für die ihn umgebende Natur besass. So gab es kaum eine Pflanze, von der er uns nicht irgend eine Besonderheit mitzutheilen wusste. Aber in allen Dingen, welche nicht seinem physischen Gesichtskreis angehörten, war er von erstaunlicher Unwissenheit, fragte mit der Naivität eines Kindes, und wie einem solchen musste man ihm antworten; aber auch er war freundlich und schenkte uns einen schön bemalten Krug. — So zogen wir gestern, von allen liebenswürdig verabschiedet, zum Orte hinaus; Don Romolo und der Jefe begleiteten uns zu Pferde bis zum Ende des Ortes und überliessen uns dann dem wenig beneidenswerthen Schicksal, schlechte Wege auf schlechten Pferden zurückzulegen.

Wir verliessen Tancanhuitz noch bei ziemlich trübem Wetter. Hatten wir vorher immer die schlechten, aufgeweichten Stellen gezählt und uns gefreut, wenn wir eine davon überwunden hatten, so war gestern der ganze Weg eine einzige schlechte Stelle.

Aufgeweichter, fusstiefer, flüssiger, zäher Schlamm, glatte Steine dazwischen, und dabei fortwährend bergauf, bergab, steil, durch Schmutz, Schlamm und Steine hinab zum Arroyo und ebenso steil, durch ebenso fürchterlichen Schlamm, schlüpfrigen, glatten Lehm und rauhe Steine wieder hinauf. Ich hätte gewünscht, die ganzen Wege, die wir bisher in der Tierra caliente gemacht, abformen zu können, denn wer so etwas nicht gesehen und durchgemacht, kann sich schlechterdings keine Vorstellung davon machen. Als besondere Annehmlichkeit hatten wir auf unserm Wege diesmal noch ein paar Stellen zu verzeichnen, wo in Folge der andauernden Regen das ganze Erdreich den Berg herunter zum Fluss gerutscht war. Die mächtigen Steinfliesen waren mitten durchgebrochen und die Bäume lagen mit den Wipfeln nach unten. Aber schon war über das Geröll hinweg wieder ein Fusspfad getreten, den wir mit unseren Pferden passirten. — Im übrigen war der Weg prächtig. Es ging am Bach entlang der munter und klar über mächtige Steinblöcke dahinfliesst. Zu beiden Seiten hohe Gehänge, die, wie bei Tancanhuitz selbst, bis zum Gipfel mit Grün bedeckt sind. Ab und zu treten dieselben etwas zurück, eine Terrasse umschliessend, auf der aus dem Grün das schlichte Palmenblattdach eines Jacal hervorlugt, von Bananenpflanzen umgeben. Ab und zu bildet der Bach ruhige Stellen — oberhalb eines Salto. Dann sieht man den klaren Spiegel prächtig blaugrünen Wassers; Riesenbäume und Gestrüpp umschliessen ihn rings, und weit überhängend reichen fast bis zum Wasser hinab die zierlich gefiederten Riesenwedel des Bambusrohrs. Der Wald, den wir passiren, ist stellenweise geradezu grossartig, — der Urwald, wie er nicht schöner und prächtiger gedacht werden kann! Die Stämme der Bäume verschieden gefärbt, theils weisslich, theils roth, lichter noch als die jungen Stämme unserer Kiefern, wunderlich verzweigt, Luftwurzeln wie Taue zum Boden herniedersendend, von dicken Lianen wie von Stricken umschnürt, überwuchert von krautartigem kriechendem Gewächs, mit grossen gefingerten Blättern. Aufrecht stehen auf den Zweigen die grauen Blattbüschel der Tillandsien und die dendrophyten Orchideen, und wie Gewebe hängen herab zierliche Loranthaceen. Die Bäume selbst zum grossen Theil mit

den schönen, grossen, lederartigen, immergrünen Blättern. Viel Busch- und Rankenwerk blüht dazwischen. Und wie ein Spitzenbesatz ziehen durch das Ganze überall die zierlichen hellgrünen Wedel der Bambusstauden. — Nahe Tampamolon kamen wir aus der Enge heraus in ebenes, welliges, aber ebenso mit Grün bedecktes Terrain. Der Ort selbst — »Ort der Schweine«, bedeutet der Huaxteca Name — ist weit zerstreut über verschiedene Terrainwellen, grosse, freie Stellen umschliessend, und in ähnlicher Weise wie Tancanhuitz aus Lehmhäusern mit Palmenblattdach oder aus einfachen Rohrhäusern bestehend, in Bezug auf Schönheit der Lage aber nicht entfernt mit Tancanhuitz zu vergleichen. Schweine giebt es auch hier genug, doch machten sie sich nicht eben mausiger, als wir es schon aus anderen Orten der Gegend her gewohnt sind. Wir fanden Aufnahme bei dem Schulzen (Presidente del ayuntamiento) des Orts und, da wir nicht gleich weiter können, — es hat seine Schwierigkeit die Pferde zu bekommen, da dieselben nicht im Stall zur Hand sind, sondern erst im Monte eingefangen werden müssen — benutzen wir den heutigen Tag, unsere Pflanzen umzulegen, Papier und Sachen zu trocknen und diesen höchst nöthigen Brief zu schreiben.

Ein Urwald-Ritt bei trübem Wetter ist höchst melancholisch! Der Wald ist so dicht durch Unterholz und Schlingpflanzen, dass man nicht weiter um sich blicken kann als bis zur nächsten Wegkrümmung; jeder freie Ausblick zeigt wieder nur Wald, es ist eine Unendlichkeit wie der Ocean. Die Pferde schleichen durch den Morast, der bei jedem Schritte klatschende Töne hören lässt, als ob der Teig geknetet würde: der Himmel ist grau und droht mit einem feinen Regennebel. Kein Laut ist zu hören, als der eintönig-traurige Ruf eines Vogels; und so geht es stundenlang weiter. Ganz anders, wenn die Sonne strahlt und die Pferde gut sind. Da vergisst man die Einsamkeit über dem munteren Geschrei und Gesang all' der unendlich verschiedenen Vögel, welche die Wälder hier bevölkern und in Farben mit Schmetterlingen und Blüthen einen Wettstreit eingehen. Man vergisst Schmutz und Steine, weil die Pferde munter vorwärts gehen, und ein Gefühl von Freiheit und Kraft beseelt uns.

Schlechte Pferde auf schlechten Wegen sind geistige und

körperliche Anstrengung; gute Pferde, selbst auf mässigen Wegen, sind eine Erfrischung. So hängt die Behaglichkeit des Reisens hier vielfach von den Gäulen ab, und wir haben im Ganzen Glück gehabt: nur zweimal waren sie erbärmlich. Immer aber überwinden die Thiere mit staunenswerther Sicherheit und Kraft die grössten Schwierigkeiten, welche wir unseren besten Pferden nicht zutrauen würden. Wir sind schon halbe Centauren geworden, obgleich ich leider gestehen muss, dass ich im Begriff bin, das Reiten nach unseren Begriffen zu verlernen. Fest sitzen und ausdauernd reiten lernt man wohl, aber da man bei den langen Strecken den Sitz manchmal ändern muss, um nicht zu ermüden, so ist von kunstgerechtem Reiten wenig mehr die Rede. Ausserdem sind die Pferde nur auf Kandare geritten, gehen nur flott mit ganz losem Zügel und kennen als Hülfen nur Peitsche und Sporn. Der Mexikaner reitet ohne Schluss und steht in den Steigbügeln; die Mexikanerin — mit Ausnahmen allerdings — setzt sich auf's Pferd, nimmt den Zügel lose in die rechte Hand, um das Pferd bei gelegentlichem Stolpern halten zu können und lässt es gehen wie es will. Manchmal haut der hinter ihr reitende Mann auf das Thier, um es anzutreiben. Für längere Reisen, auf welchen man auf Traben und Gallopiren verzichten muss, um die Pferde nicht zu ermüden, ist ein Gaul, welcher Sobrepasso geht, sehr angenehm, denn die Gangart ermüdet nicht, und man kommt schnell vom Fleck. Scherzweise nennt man diese Thiere in Mexiko »Zacatecas«, weil der Rhytmus des Schrittes an diesen Namen erinnert; auch nennt man sie »Animal de cura«, weil diese Herren wohl wissen, was bequem ist.

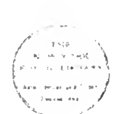
Tanquian, 3. März 1888.

Gestern sind wir bei schönem Wetter von Tampamolon weggeritten. Da unser Gepäck wieder durch Indianer — sechs an der Zahl — befördert werden sollte, und durch das Zusammentrommeln derselben, wie gewöhnlich, der Aufbruch sich beträchtlich verzögerte, so ritten wir wieder vornweg. Der Weg war anfangs famos: welliges Terrain, trockene Hügel, die Hänge der Hügel bewaldet, die Kuppen frei oder nur mit einzelnen Baum-

und Buschgruppen parkartig bestanden. In die Einschnitte und Rinnsale hinab ging es natürlich immer noch sehr mühselig durch tiefen Morast, aber über die höheren Flächen ging es schön trocken, die Baum- und Buschgruppen waren anmuthig und mannigfaltig abgerundet, wie in dem schönsten englischen Park. Auf den Grasflächen weidete Vieh; der Wald selbst: der schöne Wald der Tierra caliente, nicht so hoch wie in den tieferen Lagen, nur einzelne Palmen, aber viel blühende Ranken. Nach ungefähr zwei Leguas kamen wir in ebenes Terrain. Anfangs passirten wir Wiesenflächen, mit Strauchwerk und Baumgruppen bestanden. Glatte Pferde und schöne Rinder weideten, unbeaufsichtigt, fern von jeder menschlichen Niederlassung. Dann aber fing Morast und Sumpf an. Beim Passiren der ersten Lache kamen wir, indem wir versuchten, dem tiefsten Morast auszuweichen, vom Wege ab. Und wie es oft geschieht, in der Absicht Kehrt zu machen und zu unserer Ausgangsstelle zurück zu gelangen, ritten wir in anderer Richtung weiter, sodass wir uns plötzlich auf dem Llano, ohne Weg und Steg fanden, und ohne zu wissen, in welcher Richtung wir gekommen, und welche Richtung wir zu nehmen hatten. Nachdem wir eine gute halbe Stunde in der Irre geritten waren, fanden wir die Stelle wieder, wo wir vermeintlich Kehrt gemacht hatten und fanden von dort denn endlich auch die Lache wieder. Wir ritten nun durch den dicken Dreck und blieben so auf der Strasse, — »camino real« heisst dieser von Menschen- und Viehfusstritten in einem Brei verwandelte und zerstampfte Wiesenpfad. Und es ging nun noch eine ganze Weile so weiter: sumpfige, waldbestandene Wiese, endlos, immer gleichartig. Erst nach 1 Uhr erreichten wir einen Rancho, »de la Tierra blanca«, der einzige auf dem ganzen Wege, — Besitzthum unserer Gastfreunde in Tampamolon — wo ein alter mexikanischer Administrador, mit einer jungen, aus Italien (Gegend von Udine) ausgewanderten Italienerin verheirathet lebt. Wir bekamen dort zu essen: Tortillas, Frijoles und in Chilesauce gekochte, kürbisartige Frucht, ruhten uns aus und ritten dann weiter. Der Weg ging immer durch Monte (Wald), zum grössten Theil ein endloses Bambusdickicht, bis wir — näher an Tanquian — Potreros (eingehegte Weideplätze) und trockenes, baumbe-



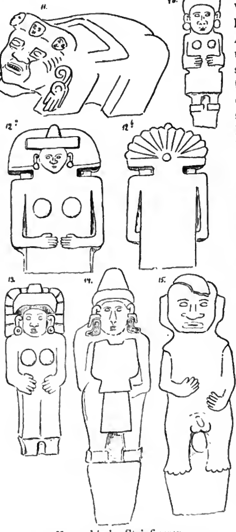
Tortillera am Mahlstein (metate).



standenes Terrain erreichten. Und bald sahen wir auch am Wege die hohen Erdhaufen (Cuecillos), die Fundamente der alten Wohnungen und ritten in den Ort ein, wo wir von dem Comisionero municipal, den wir auf der Strasse fanden, begrüsst wurden und im Hause des Schulmeisters und Gemeindeschreibers, Don Felix, freundliche Aufnahme fanden.

Tanquian, 8. März 1888.

Tanquian heisst »Ort der Vielheit, Ort der Menge« und war ohne Zweifel in alter Zeit das Centrum eines weiten und dicht bevölkerten Distrikts. Ausgedehnte Spuren der alten Besiedlung findet man meilenweit überall in der Runde. Damals freilich wohl waren die Orte von Pflanzungen und Saaten umgeben. Noch ungefähr vor zwei Jahrhunderten — wie den Grossvätern der heutigen Generation von ihren Grossvätern erzählt ward — dehnten sich weite schöne Grasfluren, meilenweit zu beiden Seiten des Flusses aus. Jetzt ist dichter wüster Wald überall aufgeschossen. Auf den aus Steinen regelmässig aufgesetzten Fundamenten der alten Wohnungen und den hohen Cues wachsen mächtige Feigenbäume, Palmen breiten darüber ihre Kronen aus Fiederblättern, Bambuse, Dorngestrüpp, von manigfaltigstem Schlinggewächs durchwuchert, bedeckt die Seiten und füllt die Zwischenräume zwischen den Cues — die Strassen der alten Städte. Und in dem Dickicht reift die wilde Limone, deren Früchte, von keinem Menschen beachtet, am Boden verfaulen. Hier und da hat man angefangen, den Wald etwas zu roden. Man zündet in der trocknen Jahreszeit das Gestrüpp an, und schlägt die angekohlten Stämme nieder. Nur die sehr grossen und dicken lässt man stehen. Die niedergeschlagenen Stämme bleiben am Boden liegen. Man begnügt sich in dem Erdreich dazwischen mit einem spitzen Stock Löcher in die Erde zu machen und ein Maiskorn oder einen Keim der süssen Kartoffel hineinzulegen, dann schiesst in dem fruchtbaren Erdreich die Pflanze mächtig in die Höhe, an Feuchtigkeit mangelt es nicht, denn die Regen kommen täglich und sind ausgiebig, und im Dezember heimst man die Ernte ein. In der jetzigen Jahreszeit sind es Stoppelfelder, so zu sagen, d. h. von Stoppeln sieht man gar nichts.



Huaxtekische Steinfiguren.
11. Palachó. — 12. Puente. — 13—16. Tanquian.
Entnommen aus meiner Abhandlung „die alten Ansiedelungen im Gebiet der Huaxteca". [Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1888. p. (451)—(459).]

Wie ein weiter grüner Buschwald sieht es aus. Am Boden liegen kreuz und quer die niedergeschlagenen angekohlten Stämme, über welche das Pferd stolpernd seinen Weg sucht. Mannshohes Gebüsch, Dornen, blühende Ranken bedecken die ganze Fläche. Ein einsamer Jacal (das Wächterhäuschen) und ein aus Bambusrohren aufgeschlagenes und von vier Pfählen getragenes Gestell, über welche die grosse blaue Winde ihre blühenden Ranken zieht — der Sitz des Wächters, von dem aus er, zur Zeit wo die Maiskolben sich entwickeln, das unnütze Gevögel verscheucht, das sonst die ganze Ernte vernichten würde. Und daneben einzelne hohe Palmen, oder mächtige Feigenbäume oder die Zapotebäume, welche eine wohlschmeckende, teigartige, aber wie eine Kartoffel aussehende Frucht liefern. Kreischend fliegen ein

Paar grüne Papageien auf, die Chachalaca lässt ihre schnatternden gurrenden Töne hören; sonst ist es still, beängstigend still. Aber wir sind in fröhlicher Compagnie. Lustig traben wir auf dem schmalen Pfade weiter. Von den Gipfeln der hohen Cues sehen wir herab auf das grüne Gefild, auf die Nachbarcues, an deren Steinmauern Farren und Buschwerk wuchern, während auf dem Gipfel Feigenbäume aufragen, auf den Arroyo, dessen Bett mit einer wahren Wildniss von Bambus angefüllt ist, und auf den hohen Monte — den Tropenwald — dahinter. — Das ist die Stadt im Urwald. Näher am Flusse sieht es freundlicher aus. Der Fluss hat sein Bett tief in die Lehmwand und die verhärtete alte Geröllschicht darunter eingegraben und fliesst schnell dahin. Eine Insel sieht man und weite Flächen jetzt trocken liegenden Gerölls. Grün an beiden Ufern, hier eine Bananenpflanzung, dort hart am Ufer eine Reihe der schönen alten, jetzt lichtgrünes zart gefiedertes Laub tragenden Sabinos- (Taxodium-Bäume). Sonst die Bäume und das Buschwerk der Potreros und des Monte. Hart am Ufer lag auch eine alte Stadt, die elenden Lehm- und Rohrhäuser des neuen Tanquian stehn direct auf dem Schutt und den hohen Fundamenten der alten Stadt. Jeder Platzregen wäscht Massen von Thonscherben, kleinen Thonköpfen und Steinmessern aus. Wenn eine im Hause nothwendige Reparatur die Bewohner zum Aufgraben des Lehms veranlasst, findet man Schalen und schöne bemalte Krüge. Die Todten können nicht zur Ruhe bestattet werden, ohne das Hausgeräth der alten Todten ans Tageslicht zu fördern. Doch die heutigen Bewohner sind indolent und unverständig. Und, selber in der dicken Humusschicht des Urwalds die alten Trastos uns zu suchen, fehlt uns die Zeit. So wächst unsere Sammlung vor der Hand nur langsam, doch werden wir bekannt, und allmählich kommen die Leute. Die Steinfiguren, die man zerstreut in den Häusern und den Ranchos findet, und die wir zeichnen und moldiren, scheinen sämmtlich aus der alten Stadt im Urwald zu stammen. Sie haben meistens einen ziemlich gleichartigen Typus. Männer und Frauengestalten, die ersteren in der Regel, zum Theil auch die letzteren mit spitzer hoher turbanartiger Kopfbedeckung. Der Gesichtsausdruck todt und leblos, doch, wie es scheint, indivi-

dualisirt. Die Meinung ist allgemein hier verbreitet, dass es Ritratos (Bildnisse) der Verstorbenen wären, die um das Andenken an dieselben lebend zu erhalten, angefertigt und aufgepflanzt wurden. Im Erdreich aufgepflanzt wurden sie jedenfalls, denn fast alle haben ein spitz zugehendes unbearbeitetes unteres Ende.

Tanquian, 13. März 1888.

Heut ist ein heller, kalter Morgen, das erste Zeichen, dass endlich wirklich gutes Wetter werden will. Es hat zwar schon oft danach ausgesehen, aber bisher hat es nie länger als zwei bis drei Tage gedauert, so dass ich allen Glauben verloren habe und die trockene Jahreszeit hier im Lande fast für eine Fabel zu halten geneigt bin; die Witterung wechselt fortwährend und schwankt zwischen den grössten Kontrasten hin und her. Bisher sind uns die Götter der Huaxteca überhaupt nicht so geneigt gewesen, als wir gehofft hatten. Vor allem haben sie uns den Streich gespielt, uns in dieses Nest zu führen. Alle Nachrichten deuteten auf Tanquian als einen Mittelpunkt alter Kultur und es ist nicht zu zweifeln, dass es auch einer war. Aber die Ruinen rings umher müssten mit Aufwand von viel Zeit und Geld aufgegraben werden, um ihre Geheimnisse preiszugeben. Die Gegend ist rings von Wald und Gestrüpp überwuchert, dass alle kleineren Reste darunter verschwinden. Was die Leute beim Arbeiten zufällig finden, werfen sie achtlos bei Seite; nur wenige hübsche Krüge sind bewahrt worden und von denen ist es zweifelhaft, ob wir sie werden erhalten können. Von den Steinfiguren sind die Meinungen ganz übertrieben: sie sind roh und schwer, werden aber in vielen Häusen aufbewahrt. Die Leute hier sind schwerfällig und bäuerisch, mehr als in anderen Orten des Landes. Die Indier wohnen weit im Lande zerstreut, und da sie spanisch nur ungern und einsilbig antworten, so ist ihnen nicht nahe zu kommen, man müsste denn die nöthige Zeit haben, um monatelang mit ihnen zu leben. — Aber solche Zeiten der Enttäuschung muss man wohl auf jeder derartigen Reise durchmachen und wir denken doch nicht ganz ohne Erfolge hier fortzureiten. Jeden guten Tag und jede sonnige Stunde benutzen wir, und so kann man wenigstens nicht von ver-

lorener Zeit reden. — Einzelheiten des hiesigen Lebens zu berichten, lohnt kaum; sie unterscheiden sich von denen in Tancanhuitz, Tampamolon und anderen Orten durch nichts. — Neulich Abend waren wir zu einer Hochzeit. Es war Civiltrauung und über alle Begriffe nüchtern. Nach der Ceremonie gab es Wein, süsses Getränk und Cigaretten, nachher kam die eigentliche Hauptsache: der Tanz. — Der Tanz in Mexico zeigt drei verschiedene Gesichter. Da ist erstens der kosmopolitische moderne Ball der sogenannten Gesellschaft, der Baile de la sala, der sich nur durch die hübsche Danza von dem europäischen unterscheidet, dann der Tanz des Volkes, der Huapango. Es giebt die verschiedensten Weisen, welche dazu aufgespielt und gesungen werden, immer aber ist die Tanzbewegung die gleiche. Tänzer und Tänzerin stehen sich gegenüber und bewegen sich nach rechts und links, nach vor- und rückwärts; sie mit trippelnden Schritten, er mit lebhaft zappelnden Bewegungen der Beine. Von Zeit zu Zeit drehen sie sich langsam um einander herum, ohne dass die Musik oder sonst etwas eine besondere Veranlassung dazu geben, wenn sie aufhören wollen, drehen sie sich zweimal um einander. Dieser Tanz hat etwas ungemein widerwärtiges, wenn er nicht graziös getanzt wird; ja er wirkt dann fast gemein; es ist ein verdorbener spanischer Fandango, wie schon der Name sagt, welcher aus Fandango verdreht ist. — Drittens giebt es noch den Indianertanz. Dieser hat ganz den religiösen und feierlichen Charakter behalten, welcher jedem Tanz ursprünglich eigen war. Die Indianer tanzen nur an grossen kirchlichen oder nationalen Feiertagen. Sie haben den Tanzschritt, den Putz und die Instrumente der alten Zeiten bewahrt.

Tanquian liegt übrigens sehr schön an dem breiten klaren Fluss, rings von Wald umgeben. Wir fuhren einige Male in kleinem Canoe stromabwärts, einige benachbarte Ranchos zu besuchen, und waren entzückt von den hübschen Bildern, welche die Biegungen des Flusses uns zeigten. Auch für unser Herbar giebt es gute Ausbeute. Und auf den schattigen Pfaden, die nach verschiedenen Richtungen durch den Wald gehn, jagen wir den Schmetterlingen nach, die hier im Land allerdings nicht um Blüthen gaukeln, sondern mit Vorliebe und in den grössten

Schaaren auf den Kothhaufen zu sehen sind, welche die Pferde und Rinder auf dem Wege hinterlassen haben.

Einer Plage habe ich noch nicht Erwähnung gethan, welche diese Streifereien im Walde im Gefolge haben, obwohl sie arg genug ist, und obwohl man schon in Querétaro uns von dieser Plage, als einer mit dem Namen Huaxteca untrennbar verbundenen erzählt hatte. Das sind die Pinolillos und die Garrapatas, d. h. die kleinen und die grossen Zecken. Im Waldlande wohl seit alten Zeiten einheimisch, haben sie, durch die ungezählten Viehheerden, welche sich jetzt in demselben umhertreiben, in erschreckender Weise überhand genommen. Man kann keinen Schritt in den Wald thun, ohne Dutzende derselben heimzubringen. Und in manchen Strichen sind auch die Häuser voll von ihnen. Das ganze Land kratzt und juckt sich hier, und die allgemeine Unterhaltung in müssigen Stunden ist, die Zecken sich aus der Haut zu ziehen. Von ihrem Garrapatero, ihrem »Zeckenlande« sprechen die Leute, wenn sie ihrer Heimath erwähnen.

Von den wirthschaftlichen Verhältnissen und dem ganzen Zuschnitt des Lebens in diesen Waldorten ist es schwer für uns, sich einen Begriff zu machen, und wir sind noch lange nicht so weit, ergründet zu haben, was eigentlich die verschiedenen Gestalten, die wir um uns sich bewegen sehen, und die in den über das Areal des Dorfes zerstreuten Adohe- und Rohrhäusern wohnen, treiben, und wovon und wozu sie leben. Der Haupterwerb besteht jedenfalls in der Viehzucht, in der Aufzucht von Pferden und Rindern. Aber man bekommt wenig von diesem Besitz zu sehen. Das Vieh weidet zerstreut in den Wäldern, oft weit entfernt von den Ansiedelungen. Die Wälder selbst aber sind deshalb kein herrenloses Gut, sondern wohl begrenzter Besitz einzelner oder ganzer Communen. Wie in unsern deutschen Gebirgen, sind es wohl Angehörige weniger Familien, die, seit Jahrhunderten an der Stelle ansässig, diesen Besitz unter sich vertheilt haben. So in Tancanhuitz die Ocaña, in Tampamolon die de Santos, in Tanquian und Tepemiche die Zuñiga. Verschiebungen kommen natürlich vor. Die einen Familien dehnen sich aus, wachsen und gedeihen, die anderen kommen zurück und

sinken auf tiefere gesellschaftliche Stufe. Hier in Tanquian waren die beiden Hauptvertreter dieser Classe D. Antonio Zuñiga, der gegenwärtige Presidente del ayuntamiento, und sein Vorgänger Don Ramon, der allerdings seinen gewöhnlichen Aufenthalt nicht in Tanquian selbst, sondern in dem benachbarten Rancho Cofradia hatte. Der erstere war nicht mehr als ein Bauer, plump, wenig scharfsinnig und misstrauisch. Ohne die active Hilfe des Gemeindeschreibers, unseres Wirthes, Don Felix, wäre es ihm kaum möglich gewesen, die Geschäfte seines Amtes zu führen. Anders Don Ramon — ein ehrenfester, dabei praktischer und kluger Mann, stellte er sich uns als einer der besten Vertreter seiner Klasse dar, und schien, auch ohne amtliche Stellung, in allen Gemeindeangelegenheiten das letzte und entscheidende Wort zu führen. Er besitzt in der Cofradia ausgedehnte Potreros — und zwar Potreros der besseren Sorte, welche nicht bloss Klärungen im Walde darstellen, sondern mit Zacate sembrado bestellt sind, dem langen, süssen, nahrhaften Gras der Tierra caliente, das, einmal angesät, 10—15 Jahre hindurch sich immer wieder erneut. Neben diesen heerdenreichen Grossgrundbesitzern scheint noch eine Klasse kleinerer Besitzer zu existiren, die aber meist im Walde in einzelnen Ranchos zerstreut leben und auf kleineren Klärungen Zuckerrohr und an den Berghängen Kaffee anbauen. Der eigentliche Ackerbau dagegen liegt fast ausschliesslich in den Händen der Indianer der Gegend, und die Bewohner des Orts müssen hungern, wenn die Indianer einmal keinen Mais und keine Bohnen und keinen Chile auf den Markt bringen — was nicht selten geschieht, da die Indianer wenig über ihren eigenen Bedarf hinaus bauen. Von Handel und Wandel ist wenig zu spüren. Eine Tienda besitzt der Ort allerdings. Aber in ihr ist ausser Schnaps, Vermouth de Torino, Sardinen in Blechbüchsen, Seife, Lichten und Streichhölzern kaum etwas zu haben. Nur an den Wochenmärkten, die in jedem grösseren Ort — und zwar an jedem Ort an einem andern Tage der Woche — abgehalten werden, erscheinen Händler, welche verschiedene Zeuge, Schnüre, Bänder, billige Eisenwaaren und Sattelzeug vor den kauflustigen Augen ausbreiten. Wie gering aber die Anzahl der Kaufgegenstände ist,

mag daraus ersehen werden, dass das bischen Handwerkzeug, das ich bei mir führe, besonderes Aufsehen erregte, und dass ich meinem Wirth meinen vorläufigen Dank dadurch auszudrücken im Stande war, dass ich ihm ein paar Nägel in die Lehmwände des von ihm bewohnten Hauses schlug. Man glaube übrigens nicht, dass die obige Aufzählung der Erwerbszweige auch eine Orientirung für die Beschäftigung der Leute giebt. Wenn Jemand des Morgens sein Pferd sattelt, so erhält man, auf Frage, bisweilen die Antwort, dass er in den Wald reite, um nach seinem Vieh zu sehen. Gewöhnlicher dagegen heisst es, er wolle gehen, sich einen Hahn ansehen, der an dem und dem Tage mit dem und dem Hahn kämpfen solle, oder er wolle einen Verwandten besuchen, oder er müsse zu einem Baile. Zu welchem Zwecke dagegen die Leute von dem Ende des Dorfes zu jenem gehn, was von den Gruppen besprochen wird, die in der Tienda einander ablösen, und was es soviel in dem Gemeindehause zu thun giebt, wo die Leute in hellen Haufen beisammen stehn, ist mir noch nicht klar geworden. Allerdings hat augenblicklich der Ort wohl nicht ganz seine gewöhnliche Physiognomie. In vier bis fünf Wochen hat der Ort seine Fiesta, er feiert den Namenstag des Ortsheiligen. Zu dem Zwecke wird das Dorf schmuck gemacht, d. h. das im Laufe des Jahres rings um die Häuser hoch aufgeschossene Gestrüpp wird mit dem Machete abgeholzt, und die Dorfstrasse wird geebnet, um als Rennplatz zu dienen. Denn das Hauptereigniss dieses Tages ist, neben Hahnenkämpfen und Indianertänzen, ein Pferderennen, an dem sich sämmtliche umliegenden Ortschaften betheiligen. Die erste Frage auch, die man hier an uns richtete, war, ob wir bis zu der Fiesta blieben, was wir leider verneinen mussten. Denn wenn wir auch langsamer, als wir gedacht, hier vorwärts kommen, und wenn auch jeder Schritt, den wir in einer Richtung thun, uns zeigt, dass überall hier in der Runde alte Reste unter dem Urwalde vergraben liegen, so werden wir doch wol kaum so viel Zeit diesem einen Orte widmen können.

VI. Die Huaxteca. 2) Von Tanquian nach Tampico und zurück.

San Vicente Tancuayalab — Die Stadt im Walde (Chilitujú) — Der Stein von Tantojon — Tanjuco — Miradores — Pánuco — Geldnoth — Ankunft in Tampico — Chila — Palachó — El Cu und Chacuaco — Puente — Cerro de Nahuatlan — Tempoal — über Corrozal und Cofradia nach Tanquian.

San Vicente Tancuayalab, 19. März 1888.

Ich schreibe Dir heute aus einem Ort, der, unweit von Tanquian, 5 Leguas stromabwärts an der Strasse nach Tampico gelegen ist. Da wir im Ganzen wenig von Ruinen zu zeichnen und zu studiren finden — denn was überirdisch zu sehen ist, sind nur die aus Steinsetzungen bestehenden Fundamente der Tempel und Paläste, die sogenannten Cues und Cuecillos —, so müssen wir uns darauf beschränken, eine Sammlung von Kleingegenständen, Töpferwaare, Krügen, Scherben, anzulegen. Zu letzterem gehört aber Geld. Und da die Leute hier Bankbillets weder kennen noch nehmen, und ein Kreditbrief für den Steuereinnehmer von Tancanhuitz wirkungslos blieb, da derselbe seine Kasse leer hat (!), so sind wir genöthigt, — da wir selbstverständlich nicht mit einer Maulthierlast Silbergeld ins Land rücken konnten — schleunigst nach Tampico zu gehen und dort Geld zu holen. Wir haben uns in Tanquian beritten gemacht — auf Pump! Pferde gekauft: einen strammen Schimmel für mich (35 ps. = 150 Frcs.), ein niedliches kleines, langmähniges Indianerpferd für C. (28 ps. = 112 Frcs.), ein Pferd für den Mozo (15 ps. = 60 Frcs.) und ein Pferd für die Carga (20 ps. = 80 Frcs.), die wir, wenn wir aus dem Lande gehen, mit hoffentlich möglichst

wenig Verlust zu verkaufen gedenken. So sind wir vor einigen Tagen von Tanquian weggeritten, ein Stück des Weges escortirt von unserm Gastfreund und einem andern Bürger des Orts, der uns wohl von Gemeinde wegen (als Vertreter des Ortsvorstandes) als Ehrengeleit mitgegeben worden war. Der Weg führt durch Wald, der wenig Bemerkenswerthes bot; die Wege sind jetzt glücklicherweise schon etwas aufgetrocknet. Wir passirten einige Ranchos, wo viel Vieh in eingehegten Potreros weidete und auch etwas Zuckerrohr gebaut ward, kamen dann wieder durch ein Stück schönen, hochstämmigen, von Schlinggewächs durchwucherten Tropenwald und trafen gegen Abend hier ein.

Der Ort bietet ebenfalls wenig Bemerkenswerthes; die aus Bambusrohr und Palmblatt erbauten Häuser sind über eine weite Fläche zerstreut; Unkraut wuchert dazwischen, der gelbe distelblättrige Mohn (Argemone mexicana) und der strauchartige Puzual. Eine grössere viereckige Unkrautfläche stellt die Plaza dar. In der Mitte derselben ein Dach, unter welchem an Markttagen die Verkäufer sitzen. An den Seiten vier bis fünf Häuser und die Kirche, ein — im landesüblichen Stil aus lehmbeklebten Bambusstäben erbaut, mit aus Palmblatt geflochtenem Dach und einem freistehenden Glockenthurm — Holzgerüst mit spitzem Palmblattdach. Wir fanden in dem Hause des Steuereinnehmers D. Manuel Maria Puebla gastfreundschaftliche Aufnahme. Die »Sala«, in der wir einquartirt wurden, hat freilich keine Decke. Man sieht Deckbalken, die eine Art bodenlosen Bodenraum abgrenzen, und darüber die Sparren und das Palmblattgeflecht des Daches. Ein paar alterthümliche Kommoden und ein wackeliger Tisch stehen an einer Seite und zeugen von Cultur. Ein Tisch in der Mitte. An den Wänden ausserdem die landesüblichen Betten — zusammenklappbare, aus einem aufgespannten Stück Zeug bestehende Lona, und ein festes Holzgestell, mit Kuhhaut bespannt, kurzweg als Catre bezeichnet —, eine grosse Kiste und ein nicht minder grosser Topf mit Mais, ein Tisch mit einer Anzahl Schmalztöpfe, eine Mulde voll getrocknetem Fleisch und allerhand Unrath. Aber die Betten sind gut, mit Matten und Tigerfell belegt, und der Wirth spendet zu der landesüblichen Cena (Tortillas, Blanquillos d. i. Eier, Frijoles und Kaffee) noch eine Flasche

St. Louis'er Bier! — aus Tampico; alle Kultur kommt hier im Lande aus Tampico. Unser Gespräch dreht sich, ausser unseren Reiseerlebnissen und allerhand Europäischem, auch bald um die Antiquitäten des Landes. Und da erfahren wir, dass hier in einer Entfernung von 5—7 Leguas ein Berg, Chilitujú genannt, sich befinde, auf dem ausgedehnte Reste einer alten indianischen Poblacion zu sehen seien — Mauern und Strassen und Steinbilder (Monos d. h. »Affen« hier im Lande genannt) und Scherben, Krüge und allerhand Chucherias (Kleinigkeiten). Schon etwas misstrauisch gemacht durch das, was wir sonst im Lande gesehen, fragen wir eindringlich, ob das alles über der Erde zu sehen sei, oder ob man erst graben müsse, und erhalten bestimmten Bescheid, dass es oben licht und frei sei, und dass das alles oberirdisch zu sehen. Nach mancherlei Bedenken — die im Wesentlichen auch durch die fast erschöpfte Reisekasse dictirt waren — entschliessen wir uns doch, der Sache näher zu treten und kommen auch glücklich um 11 Uhr des andern Tages fort, nachdem wir unser Tragthier mit Decken und Kochgeräth und einigen Vorräthen von Tortillas und Eiern und Mais für die Pferde beladen, und einen berittenen und mit dem Machete bewaffneten alten Montero als Führer und Begleiter miterhalten.

Der Weg führt anfangs auf dem breiten, zur Zeit immer noch etwas schlammigen Camino real, der von hier nach Tamuin, d. h. also direct nach Norden geht. Wald zu beiden Seiten. Mitten im Wege und im Wald zur Seite sind die halbvermoderten Stämme einer alten zerstörten und nicht wieder hergestellten Telegraphenleitung zu sehen. Der Draht selbst liegt, Fangschlingen für die Pferde bildend, in dem Schlamme des Wegs. Niemand hier im Lande giebt sich die Mühe, dieses gute und so nützliche Material auch nur aufzuheben*). Weiterhin wird der Wald dürrer, Akazienbüsche treten auf und bilden

*) Nachträglich erfahren wir, dass diese anscheinende Nichtachtung guten brauchbaren Materials ihren sehr bestimmten Grund hat. Da lange Zeit regelmässig der Draht von den Telegraphenleitungen gestohlen ward, half man sich in der Weise, dass man jeden, in dessen Hause ein Stück Telegraphendraht sich vorfand, aufknüpfte. Seitdem vergreift man sich nicht mehr an diesem fiskalischen Gut.

schliesslich fast ausschliesslich den Bestand. Dazwischen wieder in Menge Pferde und Rindvieh. Dumm und starr lassen sie auf dem Wege den Reiter dicht herankommen, trollen dann schnell auseinander und schauen ebenso dumm und starr dem Reiter nach. Wir passiren mehrere Arroyos. Zur linken Seite werden Hügelzüge sichtbar, mit Wald bestanden, der in der Ferne ein graues, fast silberglänzendes Ansehen hat. Die Hügelzüge divergiren etwas von unserem Wege und nehmen weiterhin an Höhe zu. Endlich kommen wir in ein Gebiet, wo Gruppen schöner Fächerpalmen lichte Bestände bilden, und zwischen ihnen Akaziengebüsch und das hohe bunte (grün, roth und gelblich gefärbte), breitblätterige Gras der Tierra caliente. Hier zeigt uns der Führer einen mächtigen, breiten, waldbestandenen Rücken: das ist der Cerro, nach dem wir zielen. Wir reiten noch eine ganze Weile weiter. Dann erklärt der Führer, wenn wir nach dem Cerro wollten, müssten wir jetzt links abbiegen und den Camino real verlassen. Gut, sagen wir, gehen wir zum Cerro. So reiten wir wohlgemuth in das Gras hinein — es war mittlerweile halb vier Uhr geworden —, bald geht es durch Buschwerk, Akazien und anderes Zeug, Volten machend um die Gruppen hoher und niedriger Fächerpalmen, die dicht aneinandergereihte Inseln in dem Meer von Gras und Buschwerk bilden. Alles duftet, der Himmel ist klar, und auch die Pferde brechen munteren Schritts sich Bahn durch die Stauden, die fast über unseren Köpfen zusammenschlagen. Das dauert indes nicht lange; das Buschwerk verschränkt sich vor uns. Unser Führer muss zum Machete greifen, und links und rechts die vorstehenden Zweige niederhauend oder einen Stamm durchhauend, der quer vorliegend den Weg versperrt, uns eine Bahn durch das Dickicht brechen. Schrittweise kommen wir vorwärts und nach jeden drei bis vier Schritt muss wieder minutenlang gehalten werden, um ein grösseres Hinderniss aus dem Wege zu räumen. Immer wilder, immer dicker und verschränkter wird das Gehölz. Alle Aufmerksamkeit müssen wir zusammennehmen, um hier einem Baum oder einem vorstehenden Ast auszuweichen, dort von den fürchterlichen Dornen Hemd und Haut loszumachen, hier tief bis zum Sattelknopf uns bückend unter einem quer vorliegenden Baumast

durchzukommen oder — ein ernsterer Fall — wenn das Pferd sich in den wie Schnüre biegsamen und wie Taue starken Lianen gefangen hat und ängstlich und scheu links und rechts in das Dickicht will, es mit Ruhe und Schnelligkeit loszumachen. — So dicht ist der Wald, dass das untere Gezweig aus Mangel an Licht abgestorben ist und dürr und starr und unbiegsam Knie, Kopf und Arme doppelt bedroht. Und hässlich ist das alles. Kein Ausblick — nur ab und zu sieht man durch das dichte Gesträuch die hohen Laubkronen mächtiger, weissberindeter Bäume. Als besonders erschwerender Umstand treten bald, zuerst in einzelnen Flecken, dann den Erdboden ringsum und vollständig bedeckend, die dicken Stauden der schmalblättrigen, stacheligen Wald-Agave der Tierra caliente auf — Vasuche werden die Früchte derselben genannt — und unser Führer muss absitzen und einen Weg durch dieselben hauen, denn die Pferde sind zwischen den mit Reihen scharfer Stacheln am Rande besetzten Blättern nicht durchzubringen. An Richtung halten ist nicht zu denken, denn der Führer biegt bald links bald rechts aus, um nur dem ärgsten Dornenzeug aus dem Wege zu gehen. Immer dunkler wird der Wald, immer dunkler wird der Himmel. Schon lange hatten die Grillen angefangen zu singen, und schon schossen die Glühwürmchen durch das Walddunkel. Schliesslich erklärt der Führer, hier müssten wir die Nacht bleiben, wir könnten nicht mehr weitergehen. Verirrt hätte er sich nicht, der Berg wäre ganz nahe, aber es wäre schon Nacht, wir könnten nicht mehr weiter gehen. Unser Aerger war nicht gering, denn abgesehen davon, dass der dicke Wald keinen angenehmen Lagerplatz bot, so war nicht einmal Wasser für Menschen und für Pferde zur Stelle. Doch was half's? Resignirt sattelten wir ab und fingen an, uns häuslich einzurichten. Bald loderte auch das Feuer am Fusse des Baumstammes in die Höhe. Und als unsere Pferde vergnügt von dem mitgebrachten Mais schnurpsten, wir selbst, auf Matten und Decken gelagert, die in der heissen Asche erhitzten Tortillas, nebst ein paar Eiern und gepfefferter Büchsenzunge (potted tongue), mit einem guten Schluck Vermouth de Torino begiessen konnten, da war uns wieder wohl. Durch die dichten Laubkronen über uns schimmerte der gestirnte Himmel,

Massen von Glühwürmchen leuchteten in dem Dickicht auf. Einzelne Vogelstimmen und ein in Absätzen sich hören lassendes zischendes Geräusch. »Vielleicht ein Tejon« (Dachs, d. h. ein Nasenbär), sagte unser Führer. Der Urwald ist schweigsam. Und schweigend streckten wir uns zur Ruhe nieder.

Als der Morgen graute, waren wir wach. Unser Führer kletterte einen Baum in die Höhe, um zu erspähen, auf welcher Seite der Berg läge; doch der Morgennebel hinderte ihn am Ausblick. So machte er sich denn auf den Weg, um in der Richtung, die wir zuletzt verfolgt hatten, weiter den Weg zu suchen. Wir gaben indess den Pferden die zweite Ration des mitgebrachten Mais. An ein Frühstück für uns war nicht zu denken, da kein Wasser für den Kaffee vorhanden war. Nach einer Stunde kam der Führer wieder. Er hatte den Berg nicht gefunden. Und da vorn, sagte er, wäre der Wald so dick und wüst; alles todt, kein Thier zu hören. Es wäre besser, umzukehren und an einer andern Stelle den Einbruch zu versuchen. So galt es denn, unsern gestern gemachten Weg wiederzufinden. Aber siehe da, sowohl links von der zuletzt eingehaltenen Wegrichtung, wie rechts davon, waren frisch gehauene Pfade. Wir waren am Abend vorher in dem Dickicht einfach im Kreise herumgeritten. Wir glaubten indess, an der einen Stelle unsere gestern eingehaltene Wegrichtung zu erkennen und machten resolut Kehrt. Bald mehrten sich auch die Anzeichen, die wir wieder erkannten. Und nach einer halben Stunde munteren Ritts waren wir aus dem Walde heraus — eine Strecke, zu der wir am Abend vorher zwei und eine halbe Stunde gebraucht hatten. Der Führer machte an einer kleinen Pfütze Halt und meinte, hier könnten wir unsern Kaffee machen. Wir aber ängstlich, unser Ziel zu erreichen, sagten: nur vorwärts, auf den Berg; oben giebt es ja Wasser und Ojite (Pferdefutter), dort können wir ruhen. So ging es denn wieder in den Wald hinein, und nun wiederholte sich das Spiel von gestern. Wir waren bisher immer in dem guten Glauben gewesen, dass der Mann eine bestimmte Spur, die zum Berge führe, kenne. Nun stellte sich heraus, dass dem nicht so sei, sondern dass er vielmehr in dem Dickicht nach Gutdünken die Richtung einzuhalten suchte. Wir stellten ihn

energisch zur Rede, mit der Absicht, falls er nicht bindende und befriedigende Erklärung gäbe, einfach umzukehren und Berg und alte Poblacion da zu lassen, wo sie sind. Doch unser Führer erklärte, er kenne den Wald so gut wie sein Haus, und da wir gerade in dem Augenblick eine alte Fussspur fanden, von der der Führer versicherte, dass es ein alter Colmenero Weg sei, der zum Berge führe — Colmena heisst der Bienenstock, Colmeneros nennt man die Leute, die in dem Walde die Stöcke wilder Bienen aufsuchen, und der Berg Chilitujú ist berühmt wegen der Menge und der Güte seines Honigs —, so liessen wir uns überreden und folgten dem Führer weiter. Doch auch diese Spur verlor sich wieder. Und weiter ging es in fortwährenden Volten durch die Vasuche, das stachelige Agavengebüsch. Aergerlich stürmten wir von neuem auf den Führer ein. Doch jetzt erklärte er, wir wären am Fusse des Berges und zeigte uns das Steingeröll; und er hatte Recht. Nach einigem Weiterreiten kamen wir an einen Arroyo, den wir nun aufwärts verfolgten. Bald fanden sich im Bett desselben auch einige Stellen, wo noch etwas Wasser übrig geblieben war. Hier machten wir Halt, tränkten die Pferde und kochten — es war inzwischen reichlich Mittag geworden — unsern Morgenkaffee, den wir noch lukullisch mit Tortillas (in der heissen Asche gewärmt), Eiern und Resten unserer Conserven verstärken konnten.

Dick war der Wald noch, aber es ging doch aufwärts. Und wenn auch fortwährend mit dem Machete Bahn gehauen werden musste, so hofften wir doch, bald unser Ziel, die in dem Zauberwald verborgene alte Stadt mit ihren Tempeln und Palästen, zu erreichen. Es kam indess wieder anders. Der Weg führte immer an dem Felsenbett des Arroyo in die Höhe, durch dichtes Unterholz, durch Dickichte von Bambus und mächtiges Schlinggewächs. Bedenklich war schon, dass der Führer von Zeit zu Zeit nach dem Arroyo ritt und kopfschüttelnd zurückkehrte; bedenklich war ferner, dass es nach stundenlangem Reiten immer noch aufwärts ging, und es wieder schon anfing, zu dunkeln. Wir drangen in den Führer, wo denn die indianische Poblacion läge, und erhielten verwirrte Auskunft: es wären drei Berge und zwei Arroyos und auf dem mittleren der drei Berge zwischen den zwei Arroyos

läge die Poblacion. Augenscheinlich wusste er aber nicht, wo der mittlere der drei Berge eigentlich lag, und an welchem der beiden Arroyos wir in die Höhe ritten. Als wir an eine Stelle kamen, wo viel Ojite Bäume wachsen — deren Laub ein treffliches und gern gefressenes Pferdefutter liefert —, erklärte er, dass wir die Nacht bleiben müssten. Und wir konnten nicht anders als uns fügen, obwohl der Platz sonst schlecht zum Lager war (steiler, waldbestandener Abhang) und es keinen Tropfen Wasser an der Stelle gab. Die Rücksicht auf die Pferde war aber ausschlaggebend. Ich stürmte noch durch Dorn und Dickicht eine halbe Stunde abwärts, um zu sehen, ob nicht an irgend einer Stelle in dem Bett des Arroyo ein Tropfen Wasser zu finden sei. Vergebens — wir mussten ohne Wasser mit den Resten des Mundvorraths, welcher in wenigen Tortillas bestand, unser Abendbrod herstellen und legten uns, bekümmerter als den Tag zuvor, zur Ruhe.

Früh am Morgen des andern (dritten) Tages waren wir wach. Unser Führer ging wieder voran, den Weg zu suchen und unser Mozo sagte, er wollte im Bach aufwärts suchen, ob er nicht eine Stelle mit Wasser träfe. Wir freuten uns, dass wenigstens unsere Pferde reichlich und satt zu fressen hatten und schleppten ihnen noch mehr von den buschigen, dunkelbelaubten Ojite Zweigen heran. Unser Mozo war inzwischen auf die schlaue Idee gekommen, an einer feuchten Stelle des Arroyo zu graben. Und als er bis zu einer gewissen Tiefe gegraben, sammelte sich in der That ein bischen schlammiges Wasser an, das wir vergnügt mit unserm Löffel in den Kaffeetopf schöpften und jubelnd uns daran machten, zu einem kräftigen Morgenkaffee zu verarbeiten. Unser Führer kehrte indess zurück mit der Nachricht, dass die indianische Poblacion ganz nahe wäre, — allerdings auf einem andern Gipfel, als er den Tag zuvor angegeben. Nachdem wir das Loch im Arroyo noch erweitert und mit dem Wasser, welches sich nach und nach angesammelt, und welches einen fast süssen Geschmack hatte, unsere Flaschen gefüllt, ritten wir den steilen Abhang, an dem wir gelagert, in die Höhe und trafen auch alsbald Massen von Topfscherben und weiterhin Mauerwerk, das in zwei Absätzen den Berg umzog und oben drei

rechtwinklige Terrassen — von ungefähr 30 Schritt in der Länge und 10 Schritt in der Breite. Das war die alte indianische Poblacion, — ohne Zweifel eine ansehnliche Stadt in alter Zeit, aber keine Tempel, keine Paläste (oder nur die Fundamente derselben), keine Strassen, keine Steinfiguren; die einzig vorhanden gewesene war schon längst herunter nach Tampico geschleppt, und was von Scherben und Töpferwaare in dem Waldboden zu sehen war, alles ziemlich rohes Zeug. Dabei dicker Wald auf allen Seiten, der keinen Schritt vorwärts zu gehen erlaubt; überall musste mit dem Machete Bahn gehauen werden. Der Führer schleppte uns noch den ganzen Berg herum, ohne dass sonderlich etwas Neues zu sehen war. Möglich, dass auf den anderen Gipfeln noch mehr vorhanden war; wir konnten nicht daran denken, uns dahin noch Bahn zu brechen. Wir kochten einen Kaffee, der uns als Mittagbrod dienen musste und wandten uns zur Heimkehr. Der Führer erklärte, ein schnellerer und besserer Weg führte am andern Arroyo abwärts; in ein bis zwei Stunden könnten wir am Camino real sein. Wir bedachten, dass der Arroyo unter allen Umständen einen guten Wegweiser thalwärts liefert, und folgten dem Führer den steilen Abhang hinab. Und nun ging es erst durch das Dickicht steil abwärts, dann gemächlicher durch ebensolche Wildniss. Das Machete kam keinen Augenblick zur Ruhe, und schrittweise, jede Minute anhaltend, kamen wir vorwärts. Endlich gingen wir in das Bett des Arroyo selbst herab und kamen hier stellenweise auch schneller vorwärts. Aber immer und immer wieder versperrte ein umgestürzter Baum oder undurchdringliches Dickicht den Weg. Wir mussten rechts hinauf, uns durch stacheliges Agaven-Unkraut hindurcharbeiten und links wieder in das steinige Flussbett herab, und wieder links hinauf, durch ebensolches Dickicht hindurch und wieder rechts herab. Bald fanden sich einzelne Wasseransammlungen in dem Bett — ein Zeichen, dass wir die Ebene erreicht hatten. Aber in endlosen Windungen ging es immer und immer in derselben Weise weiter. Fünf bis sechs Stunden waren wir geritten und immer noch dieselben Bäume, dasselbe Dickicht, dasselbe Agaven-Unkraut zu beiden Seiten des Baches. Es dunkelte und noch war keine Aussicht, aus dem Walde herauszukommen. Wieder

mussten wir uns entschliessen, in dem Walde zu nächtigen. Mit Noth und Mühe erreichten wir ein Plätzchen, wo ein bischen kümmerliches Gras unter den dichten Bäumen wuchs, das den Pferden wenigstens etwas zu knabbern gab. Im Dunkeln stolperte unser Mozo mit den Pferden zu einer Stelle, wo er sie tränken konnte; wir kochten unsern Kaffee — das war alles, was es gab. Dann wurden die Pferde angebunden, nachdem mit Sorgfalt die Stellen ausgesucht worden, wo sie allenfalls etwas abzuweiden fanden, und wir streckten uns auf unseren Decken nieder. Durch das dichte Gebüsch schimmerte der Mond, aus der Ferne tönte das Geschrei des wilden Truthahns, und antwortend ertönte hier und da das bellende Geschrei irgend eines Raubthieres und Murren und Fauchen — wohl von der Tigerkatze herrührend, die in diesen Wäldern häufig ist. Mir aber ging es durch den Kopf: Wie wenn wir bei den endlosen Volten und Abschneiden der Bachkrümmungen in eine Gabelung gerathen und nun anstatt auf den Camino real zu, nach irgend einer andern Richtung in das weite und unbewohnte Waldgebiet hinein uns bewegten?!

Am andern Morgen ganz in der Frühe waren wir wach. Der Führer ging wieder voran. Inzwischen sattelten wir die Pferde und machten alles zum Abmarsch fertig. Der Führer kehrte zurück mit der Nachricht, dass er zwar nicht an den Camino real, aber an eine Stelle gekommen war, wo eine Vereda, von Pferden und Rindern getreten, zum Wasser herabführte; der folgend müssten wir irgendwo und schneller als am Arroyo herauskommen. Das war ein Hoffnungsstrahl! Es ging noch eine gute Viertelstunde mühselig im Arroyo vorwärts, dann kamen wir an eine Wasserlache. Und hier führte allerdings ein fester getretener Fusspfad zum Wasser herab, und die Spuren von Rindern und Pferden waren um das Wasser herum zu sehen. Wir folgten dem Fusspfad, auf dem wir schnell vorwärts kamen, da nicht erst Bahn gehauen zu werden brauchte. Bald wurde auch das Gehölz lichter, Akazien und anderes trockenes Gesträuch traten auf und endlich kamen wir heraus auf eine offene, palmenbestandene Grasflur, ähnlich der, von der aus wir den Weg zum Berge gesucht hatten. Noch wogten die Morgennebel über den Gruppen hoher Palmen in der Ferne, aber in der Nähe blitzte

der Thau auf dem bunten Grase in den Strahlen der schon warmen Sonne, und unser Herz hüpfte, denn jetzt waren wir der Noth entronnen. Wir erreichten auch bald den Camino real, allerdings an einer Stelle weit hinter der, an welcher wir drei Tage zuvor denselben verlassen. Noch gab es eine Strecke von 9 Leguas mit hungrigem Magen und hungrigen, müden Gäulen zurückzulegen — bei der brennenden Sonne kein leichtes Stück Arbeit! Doch erreichten wir bald nach Mittag das Dorf, wo man schon sich anschickte, Leute auszusenden, uns zu suchen. Mit Bedauern wurden wir empfangen, bekamen zu essen und streckten unsere müden Glieder auf der Lona nieder. Das war die Suche nach der Stadt im Walde. Mühsam genug war sie und das erreichte Ziel lohnte die Mühe nicht. Unser Führer aber erklärte den in dichtem Kreise um ihn Stehenden, wir müssten verzaubert gewesen sein, »die Alten lieben es nicht, dass man sie aufsucht«.

Tampico, 28. März 1888.

Nachdem wir uns den Nachmittag noch von den Strapazen unserer Chilitujú - Expedition ausgeruht und dem Führer die — für die geleistete Arbeit allerdings nicht übermässige, aber in Anbetracht unserer schmalen Kasse sehr hohe Summe von $3\frac{1}{2}$ pesos erlegt, ritten wir am andern Morgen mit ganzen $3\frac{3}{4}$ pesos von S. Vicente ab. S. Vicente liegt an einem alten Flussbett des Rio Moctezuma, welches der Fluss, bei Hochwasser sich eine andere Bahn brechend, verliess, und welches nun zu einem todten Hinterwasser herabgesunken ist. Unser Weg führte längs dieses Flussbetts an Hütten und verhältnissmässig gut gehaltenen Gärtchen vorbei, — Wege, wie man sie bei uns auch in fruchtbarer, buschreicher Gegend antreffen könnte. Weiterhin kommt man in schönen, hochstämmigen, von Schlinggewächs überwucherten Wald. In dem Schlinggewächs macht sich die Amapola, die schöne violette Passionsblume, besonders bemerkbar. Man passirt den Ort Tancuiche, der eine kleine strohgedeckte Kirche sein eigen nennt, und gelangt endlich, immer durch Wald reitend, nach Tantojon, am Rio Moctezuma. Der Fluss ist hier nicht sehr breit, aber tief. Das linke

Ufer allmählich sich zum Fluss abdachend, das rechte steile Lehmwände. Wir passirten gleich am Nachmittag den Fluss — wieder eine Sache von zwei Stunden, da die Pferde den Fluss durchschwimmen müssen, also an dem einen Ufer abgesattelt, am andern wieder gesattelt werden müssen — und nächtigten in einem Rancho, der etwas entfernt vom Fluss, am rechten Ufer desselben, und gerade an der Stelle des alten indianischen Tantojon liegt, daher allgemein Rancho del Pueblito viejo genannt.

Man hatte uns schon in Tantojon viel erzählt von Monos (Steinfiguren), die dort im Walde zu finden seien, und insbesondere von einem Stein, der dort gefunden, und der mit Schriftzeichen bedeckt sei, die noch von keinem Menschen hätten gelesen werden können. Diese Nachricht versetzte uns natürlich in nicht gelinde Aufregung, und wir beschlossen, einen Tag daran zu geben, und diesen Stein aufzusuchen. Unser Wirth war so freundlich, am andern Morgen uns in den Wald zu geleiten. Der eine Mono war bald gefunden und in meinem Skizzenbuch verewigt — eine ziemlich rohe, aber nicht uninteressante Figur. Von dem Stein mit den Schriftzeichen wusste unser Wirth aber nichts, wollte jedoch am Nachmittag Erkundigungen einziehen. Als wir, zurückgekehrt, unsere Erlebnisse erzählten, erklärte ein alter Vaquero — der, wie es schien, als Tio und Mayordomo auf dem Gehöft lebte — wenn wir den Stein mit den Schriftzeichen suchten, von dem wüsste er wohl, wo er liege. Wir waren natürlich sofort bereit, wieder in den Wald zu gehn. Und der Mann begleitete uns. Als wir aber an der Stelle waren, wo er liegen sollte, fand er ihn nicht, und er meinte, der Stein müsste wohl weggeholt worden sein. Ich schalte hier ein, dass weder das in den Wald gehn, noch das Suchen im Wald hier so einfach ist, wie der an europäische Verhältnisse Gewöhnte vermuthen sollte. Beides bedeutet hier, mit dem Machete in der Hand durch Gestrüpp und dorniges Agavengesträuch, durch Lianen und Schlingpflanzen sich den Weg hauen, und Umsicht hat man dabei nur auf zwei Schritt vom Wege! Es war mittlerweile eine ganze Schaar von Leuten aufgeboten worden, die weiter im Walde suchten. Und als wir nach Hause zurückgekehrt waren, kamen zwei derselben mit der Nachricht zurück, dass der

Stein gefunden sei. Also endlich, dachten wir. Am Nachmittag machten wir uns zum dritten Mal auf den Weg, und fanden nun auch endlich den Stein, der vor Jahren von einem jetzt Verstorbenen dort aufgefunden war, und der, wie der Finder in Umlauf gesetzt hatte, mit unbekannten Schriftzeichen bedeckt war. Es war eine viereckige Sandsteinplatte, die, von Agaven-Gestrüpp überwuchert, in einem Loch lag, welches einst von Leuten aufgegraben war, die dort nach Schätzen gesucht hatten. Es waren keine Schriftzeichen darauf, sondern, sehr verwischt und undeutlich, der untere Theil einer menschlichen Figur, von einer allerdings merkwürdigen Arabeske umgeben. Die Zeichnung, wie sie nach Verschwendung von sehr viel Wasser sichtbar wurde, wanderte in das Skizzenbuch, aber wir hatten die so sehr gesuchten Huaxteca-Hieroglyphen wiederum nicht gefunden.

Von Tantojon führt der Camino real durch ein Despoblado von sieben Leguas nach Tanjuco am R. Pánuco. Der Weg ist ziemlich eintönig. Wald und Agavengestrüpp, Grasflur mit Palmen und wieder Wald und Agavengestrüpp. Doch gelang es uns hier zum ersten Mal, einige baumbewohnende Orchideen in Blüthe zu erhalten. Gerade zur Mittagszeit ritten wir in Tanjuco ein. Aber, trotz Mittagszeit, hielt es schwer, etwas zu essen zu bekommen. Nach verschiedentlichem Herumfragen bekamen wir endlich in einem Hause, und zwar recht gut zu essen: Tortillas, Frijoles und mit Chile gewürztes Schweinefleisch, dazu Kaffee — alles in Allem pro Mann »ein Real«, d. i. 40 Pfennige. Dazu gab es im Dorfe einige ausgegrabene Krüge, von denen wir einen erstanden. Aber, hielt es schon schwer, Essen zu bekommen, so hielt es noch schwerer, das Essen zu bezahlen. Mein Kleingeld beschränkte sich auf zwei Zwei-Realstücke, von denen das eine hier nicht als gültig anerkannt wurde. Sonst hatte ich nur Pesos, und im ganzen Dorf gab es keine Seele, die mir einen Peso wechseln konnte. Schliesslich wurde die Schwierigkeit dadurch gelöst, dass der Magnat des Dorfs mir auf den Peso fünf Real herausgab, und für drei Real, die ich noch zu bezahlen hatte, gutsagte.

Weiter zogen wir durch Wald, auf trockenem, hartem Wege. Seit wir die drei Tage im Wald umherritten, wissen wir die Vorzüge

des Camino real zu schätzen, der wenigstens einen breiten Durchhau durch den Wald repräsentirt. Wir passirten einige Strohhütten und ausgedehnte Potreros und wieder durch schönen Wald. Leider aber auch wieder lange und ausgedehnte feuchte Stellen, wo der von Menschen und Vieh zertretene fusstiefe Schlamm noch nicht Zeit gefunden, hart zu werden, und wo wir uns, hart am Gesträuch, über zähen, knetbaren, halbtrockenen Töpferthon weghelfen mussten. Von Tanjuco nach Pánuco sind 11 Leguas. Ich hoffte dieselben am Nachmittag machen zu können. Aber, aufgehalten durch die schlechten Stellen, kamen wir nur bis Miradores, einem Rancho, dessen Hütten über eine weite Wald- und Buschfläche zerstreut, nahe am Ufer des Rio Pánuco liegen. Wir fanden am äussersten Ende ein Gehöft, wo Speise für die Menschen und Futter für die Pferde zu haben war — eine Art Gasthof der Tierra caliente, d. h. das eigentliche Gastzimmer bestand in einem von Pfählen getragenen Strohdach, unter welchem eine ganze Gesellschaft Händler — Indianer, die mit dem Waarenpack auf dem Rücken, von Tampico ausziehend, die verschiedenen Wochenmärkte in den kleinen Ortschaften besuchen — auf ihren Matten ausgestreckt, rauchend und plaudernd, lagen — in dem hellen Mondschein eine ganz malerische Gruppe. Das eigentliche Gehöft dahinter hat Wände aus Bambusstäben, die natürlich von allen Seiten der Luft freien Zutritt lassen. Es enthielt eine Küche, einen Vorrathsraum und die Sala, wo zwei Betten standen — Lona mit einem Holzgestell darauf für den Mosquitero. Das Essen war vorzüglich — Tortillas, Frijoles und ein Fleischgericht mit Eiern in Schmalz und Chile gebacken, und man wies uns, als vornehmen Leuten, das eine Bett in der Sala als Schlafstätte an. Klopfenden Herzens — ich hatte gerade noch 13 Real — fragte ich des andern Morgens nach der Rechnung. Aber siehe da: Speise für den Menschen am Abend und am Morgen à 1 Real (und es war wirklich vorzüglich), machte 6 Real. Gras für die Pferde am Abend und Mais am Morgen à $1/2$ Real, machte 4 Real. Unterkunft wird nicht berechnet, da im Allgemeinen jeder unter seiner Decke im Freien schläft.

So konnten wir stolz, mit 3 Real in der Tasche, weiter ziehen. Bis Pánuco sind noch 3 Leguas. Es ging durch hübschen Wald und

weiter über Grasflur mit Akaziengesträuch. Es war heiss und wir hielten uns unterwegs botanisirend auf. So kamen wir erst in der Mittagsstunde in den Ort. Hier harrte unserer eine neue Enttäuschung. Der Gastfreund, bei dem wir vorritten, und den wir anzupumpen gedachten, war eben des Morgens weggeritten, und wir hatten ihn sogar unterwegs getroffen und gesprochen, ohne zu wissen, dass er es war. Seine Frau hatte wohl zu leben, aber kein Geld im Hause. Doch wurden wir freundlich aufgenommen, und Geld wurde am Abend auch noch beschafft. Wir erhielten 4 pesos, mit denen wir sogar des andern Tags noch eine ganze Zahl von Antiquitäten einhandeln konnten.

Pánuco ist ein alter Ort, hart am Ufer des Rio Pánuco gelegen, und der Schutt von langen Reihen von Generationen — vielleicht von langen Reihen von Jahrhunderten, ist über einander aufgeschichtet, und am steilen Flussufer legen die Hochwässer und die Regen jedes Jahr immer neue Massen davon zu Tag. Der moderne Ort ist recht freundlich. Frisch geweisste, unten bemalte Lehmhäuschen mit Dach von festen gebrannten Rinnenziegeln! Eine ganze Anzahl Tiendas, wo die verschiedensten Kulturbedürfnisse uns entgegenlachen. Uns drängt es aber vorwärts. Denn wieder war, durch die Einkäufe, Pferdefutter und Flusspassage unsere Kasse nahezu erschöpft, und noch einmal zu borgen schämten wir uns. Und da hörten wir denn, dass unterwegs noch ein Brückenzoll unserer harrte. Da ich nur noch 4 Real in der Tasche hatte, und wir 4 Pferde unser eigen nennen, so ging das Geld gerade auf den Zoll. Wir mussten also, ohne essen zu können, auf jeden Fall noch diesen Tag nach Tampico. Und es war heiss und wenig Schatten, erst Ackerflächen, dann über einige bewaldete Hügelrücken, endlich weite offene Grasfluren, und nahezu 12 Leguas! Als wir an die Brücke gelangten, ein paar elende Bretter über einen schmalen Flussarm, konnten wir vor Hitze nicht mehr weiter. Unser Mozo war so verständig, der Brückenzoll erhebenden Frau 2 Real abzuhandeln, auf unsere Rückkehr vertröstend. So konnten wir uns wenigstens in einem Rancho am Wege etwas zu essen kaufen und bis zum Nachmittag ausruhen. Dann ritten wir los. In Tamoz erreichten wir die Eisenbahn, die von Tampico nach San Luis herauf gebaut

wird, und das Ufer des Pánuco und ritten längs desselben weiter. Weite Ebene, mit grüner krautartiger Pflanze (eine Art Alant) bestanden. In Wasserlachen Mengen von Wasservögeln, darunter die schönen rosenrothen, purpurbeschwingten Flamingos. Zur Seite und in der Ferne sieht es aus wie Ränder schönen Waldes, über Wiesenflächen. Das sind aber nur die auf Luftwurzeln tanzenden Rhizophoren, die tiefe undurchdringliche Sümpfe verdecken. Endlich bekamen wir die Stadt in Sicht, deren Häuser auf ansteigendem Terrain über dem Wasser sich zeigen, ein ungewohntes freundliches und vielversprechendes Bild. Doch erwies es sich nicht so leicht, in die Stadt hinein zu kommen. Der Rio Tamesin, den die Eisenbahn an der Boca de moralillo auf langer Brücke überschreitet, war mit unsern Pferden in der späten Stunde nicht zu passiren. Wir mussten Pferde und Gepäck am Ufer zurücklassen, und nachdem wir den Flussarm mit dem Boot passirt, zu Fuss auf dem Eisenbahndamm in die Stadt pilgern, wo wir nach einer Stunde Wegs im Dunkeln und sehr müde, wie zwei Handwerksburschen, im Hause des Herrn Friedrich Schulz unsere Empfehlungsschreiben abgaben und von diesem in ein »Hotel« geleitet wurden, wo ein hübsches luftiges Zimmer mit guten Betten und sauberen Mosquiteros für uns bereit war.

Chila, d. 5. April 1888.

Tampico ist ein freundlicher noch junger Ort — auf einem Hügelrücken zwischen Fluss und Lagune gelegen, mit Landverbindung nur an einer einzigen schmalen Stelle, in der Richtung des Hügelrückens, der von Altamira herüberzieht. Die reinlichen, ganz von Häusern eingefassten Strassen ziehen sich den Hügel hinan und von oben hat man einen recht hübschen Blick über den breiten schönen Pánuco, der hier mit dem letzten östlichsten Arm des Tamesin sich vereinigt, über grünes Gefilde jenseits desselben, aus dem sich, Landmarke bildend, eine Gruppe schöner Cocospalmen erheben, und hinter dem wieder anderes Wasser, die Laguna de Tampico, folgt. Den Horizont begrenzt der breite Rücken der Sierra de Topila, und bei klarem Wetter sieht man, ganz in der Ferne, die Sierra de Jilitla, wie

sie hier sagen, d. h. den Abfall des Hochplateaus, dem wir in Tancanhuitz und Tanquian am nächsten waren.

Vor Erbauung der Eisenbahn von Vera Cruz nach México hatte Tampico eine ziemliche Bedeutung als Handelsplatz. Ein grosser Theil des ganzen Import- und Exportverkehrs ging damals über Tampico nach S. Luis und von dort weiter ins Land. Denn während Vera Cruz nur eine wenig geschützte Rhede hat, besitzt Tampico einen tiefen, geräumigen, absolut sturmsichern Hafen, der allerdings durch eine vorgelagerte Barre nicht leicht zugänglich ist. Ein Durchstich dieser Barre aber, der mit verhältnissmässig wenig Kosten ins Werk zu setzen wäre, würde Tampico zu einem der besten Häfen der Welt machen. Gegenwärtig ist Tampico ein ziemlich stiller Platz. Die wenigen Producte, die das Hinterland für den Export liefert (Gelbholz und Sarsaparrilla) kommen hier zur Verschiffung. Und die wenigen Bedarfsartikel, die das Land consumirt, und die ich früher schon mehrmals namhaft zu machen Gelegenheit hatte, werden von hier aus versandt. Wir haben acht Tage ziemlich behaglich und nicht unthätig verbracht. Bei dem deutschen Consul, Herrn Gerhard Claussen, und dem schweizerischen Consul, Herrn Friedrich Stüssy fanden wir freundliche Aufnahme. Und im Hause des D. Antonio Gutierrez-Victory sah ich eine sehr ansehnliche Sammlung von Alterthümern der Gegend und aus dem Thal von México, die mir der alte Herr, obwohl sie schon zur Hälfte eingepackt war, freundlichst wieder auskramte, mich auf dies und jenes Stück und auf seine Lieblinge unter den Stücken besonders aufmerksam machend. Ich fand namentlich schöne und interessante Stücke von den Inseln der grossen Laguna de Tamiahua und von der Gegend des alten Tampico, welches am andern Ufer des Pánuco, östlich der Laguna de Tampico, auf dem schmalen Landstreifen zwischen dieser und dem Meere gelegen ist. In der kleinen Tafelrunde, die sich Mittags und Abends in dem Esszimmer unsers Hotels versammelt, war übrigens auch Jung-Deutschland mehrfach vertreten. Besondere Theilnahme erregte ein Hamburger Schiffskapitän, der seine vor der Barre ankernde Bark verlassen hatte, um am Land seine Schiffspapiere etc. in Ordnung zu bringen, und dem nun das

Schiff davongegangen war, um bei den gerade wehenden heftigen Nortes nicht ans Land geworfen zu werden. Erst nach mehrtägigem betrübten Warten kam das Schiff wieder in Sicht, und der arme Mann konnte an Bord und der Heimath zusteuern.

Wir verliessen Tampico vorgestern mit dem Boot. Die Pferde hatten wir schon den Abend vorher nach Tamóz — Eisenbahnstation, $3^1/_2$ Leguas entfernt, am linken Ufer des Pánuco gelegen — vorausgeschickt. Die Fahrt den Fluss herauf ist recht hübsch. Das Beförderungsmittel sind die leichten flach gehenden, aus einem Baum gehöhlten Canoes. Man fährt hart am Ufer, das Ruder als Stange benutzend, nur an tieferen Stellen, beim Passiren von einmündenden Flussarmen, wird gerudert, und so kommt man ziemlich schnell vorwärts. Die Ufer bilden fast auf der ganzen Strecke eine grüne und blühende Hecke. Den Hauptbestandtheil bildet eine zierliche Mimose mit rosenrothen Blüthenkugeln — Chovén hier im Lande genannt — doch auch anderes Zeug wächst dazwischen, und alles ist übersponnen von einer Fülle grosser blühender Winden, theils rosenroth bis violett gefärbt, theils weiss mit violettem Schlund. Hier und da erhebt sich aus dem seichten Wasser ein Manglebaum (Rhizophore Mangle), auf einem Gerüst von hoch über dem Wasser aufragenden Wurzeln, ein schöner grosser Strauch, mit grossen, glänzenden, dunkelgrünen Blättern. Eine Menge abgestorbener, herabgeschwemmter Stämme liegen im Wasser. Auf den über das Wasser aufragenden todten Aesten sieht es aus, wie die schöne rothe Blüthe einer parasitischen Orchidee. Aber beim Näherkommen bemerken wir, dass die vermeintliche Blüthe sich bewegt. Es ist ein Krebs (Krabbe) mit prächtig roth und gelblich gefärbten Scheeren. Ganze Schaaren kleiner gelblich braun gefärbter Krabben treiben in den Löchern des Uferrandes ihr Wesen. Und vereinzelt sehen wir auch einen schön pflaumenblau gefärbten Krebs am feuchten Ufer in die Höhe steigen. Allerhand Stelzenvögel treiben sich am Ufer umher oder fliegen steif und schwerfällig über den Wasserspiegel. Aus dem Wasser springen riesige Fische auf, der jagende rovalo — denn auch hier (im Spanischen) gilt das Sprüchwort: »der grosse Fisch frisst den kleinen«. Zeitig kamen wir nach Tamóz und ritten hierher.

Der Name Chila hat alten Klang. Als Cortez erobernd und verwüstend von der Mündung des Pánuco aufwärts ins Land drang, traf er eine ansehnliche Stadt, Namens Chila, deren Bewohner aber geflüchtet waren. Er blieb hier und wartete ein paar Tage. Da aber die Leute keine Lust bezeugten, von selbst zu kommen, sich treten und knechten zu lassen, so brannte er die Stadt nieder und ging auf Canoes und Flössen über die Lagune im Norden derselben, um andere Bewohner und andere Städte zu »züchtigen« — wofür, wird einem wiederum schwer zu errathen. Heute knüpft sich der Name Chila an eine Lagune, die ein weites Areal im Westen der nach Norden gerichteten Strecke des Pánuco einnimmt. Im Norden dieser Lagune sind verschiedene Hügelrücken, auf deren einem — »El Cangrejo«, »der Krebs« genannt, — im Walde sich eine Reihe Cus befinden und bis vor Kurzem noch eine Reihe Steinfiguren zu sehen waren. Jetzt haben die eisenbahnbauenden Amerikaner alles ausgeraubt und nach verschiedenen Orten in den vereinigten Staaten geschleppt. Nordwärts dieser Hügelketten ist wieder eine Lagune, die Laguna de Chairel, die bis nahe an den Lauf des Tamesin sich erstreckt. Die Laguna de Chila hat einen schmalen Ausfluss, der in trockener Jahreszeit einen Theil ihres Wassers in den Pánuco entleert. In der Regenzeit ist das ganze Land zu beiden Seiten des Pànuco und von Lagune zu Lagune ein weiter See, aus dem nur die Hügelrücken und einzelne Ranchos aufragen. Und am Ausfluss dieses Verbindungsarms, dicht am Ufer des Pánuco, liegt ein Rancho, der Familie San Pedro (Enkel eines eingewanderten Spaniers) gehörig, zu dem das ganze grosse Weideland zwischen Lagune und Pánuco im Norden des Entwässerungsarms der Lagune und ausgedehnter Viehbestand gehört, und der ebenfalls mit dem Namen Chila belegt wird*). Der Besitzer dieses Rancho konnte uns am besten als Führer in diesem Territorium dienen, und darum

*) Diese Anwendung des Namens ist neu. Früher gehörten die Ländereien dieses Rancho zu dem Rancho Caracol, südlich des genannten Verbindungsarms — den Namen Caracol findet man auch auf den Karten. Nachträglich hat Erbtheilung stattgefunden, und ein Theil der Familie hat den neuen Rancho nördlich des Ausflusses der Laguna de Chila gegründet.

hatten uns Freunde aus Tampico eine kräftige Empfehlung an ihn mitgegeben. Wir fanden ein Haus voll von Leuten — Mutter, Sohn, dessen junge Frau, deren unverheirathete Schwester, Tochter, die zwar an einen Beamten in Pánuco verheirathet ist, aber, was hier garnicht ungewöhnlich, ruhig im Hause der Mutter lebt, und eine ganze Menge unklassifizirbarer Personen, Dienerschaft, natürliche Kinder, Vettern, Freunde u. s. w. Die Leute sind freundlich und leidlich gebildet. Das Haus, Lehmhaus mit Palmblattdach, hat drei Zimmer, ein vordere sonnige Verandah und eine hintere schattige, der kühlen Seebrise ausgesetzte mit dem Blick auf den mächtigen Pánuco und die Felder, Ranchos und Waldstrecken am andern (rechten) Ufer desselben. Wir erholten uns hier von den acht unangenehmen, heissen Gasthofstagen in Tampico. Denselben Abend noch machten wir einen Ausflug nach einem wegen der Menge seiner Krokodile berühmten Arm der Lagune. Und den andern Morgen ritten wir um den Nordrand der Lagune nach dem Cangrejo um den Ort der alten Poblacion zu sehen.

Es war ein schöner Ritt über die weiten grünen, theils mit Alant, theils mit Kaupen eines feinblätterigen Grases bedeckten Flächen am Rande der Lagune. Von Wasser sieht man wenig. Nur die Binsendickichte künden, wo das Wasser sich befindet. Und über die Binsendickichte hinweg zeigt unser Führer, wo ganz in der Ferne, am Horizont verschwindend, ein Paar niedrige Hügelrücken aufragen. Bis dahin reicht die Lagune. Auf den Weiden tummeln sich ganze Heerden von Pferden und Rindvieh — eiligst davontrabend, wenn unsere Begleiter, ihre Kunst zu zeigen, Lasso schwingend auf sie zu jagen. Inselartig ragen aus den Weideflächen einzelne Waldbestände, deren Bäume silbergraue Stämme und jetzt, im Beginn der trockenen Jahreszeit, herbstlich roth und gelb gefärbtes Laub haben. Kahl und trocken sieht jetzt alles aus. Aber von der Feuchte des Klimas und des Landes reden die langen grauen Bärte der Tillandsia, die von den Aesten bis herab auf den Erdboden reichen. Wir passirten die Eisenbahn, ritten ein Stück auf derselben entlang und dann rechts in den Wald hinein, auf schmalem, aber wohl betretenem Fusspfade — denn, wie wir

leider jetzt erst erfuhren, die Amerikaner waren vor Kurzem hier gewesen, hatten oben ihr Lager gehabt und hatten in Ruhe alle Steinfiguren ausgegraben und weggeschleppt. Der Wald, durch den wir ritten, gemahnte uns mit seinem Gesträuch und seinem Unterholz von schmalblätterigen stachelspitzigen Agaven an den Cerro von Chilitujú. Und etwas wie Chilitujú endete auch die Expedition. Denn oben fanden wir zwar Ojite für unsere Pferde, mitgebrachte Enchiladas und Bananen gaben ein frugales, aber wohlschmeckendes Mittagbrod. Aber von Alterthümern und von der alten Stadt sahen wir nur die Cues und die grossen Löcher, wo die Amerikaner die Steinfiguren ausgegraben hatten. Interessant war es uns freilich die Situation zu sehen. Auch fand ich Wände von merkwürdiger Form, schmale Corridore einschliessend, mit T-artig sich erweiternden Enden — Theile eines Tlachco, d. h. eines Spielplatzes, auf welchem das bei allen Völkern des alten Mexiko so beliebte Ballspiel gespielt ward. Für letzteres ward eine schwere Kautschukkugel verwendet, die nicht mit den Händen, sondern mit dem Nacken oder den Lenden aufgefangen werden musste.

Das war Alles. Aber wir hatten unserer Pflicht genügt.

Und wenigstens brauchten wir nicht zu hungern und zu dursten, wie in Chilitujú, und kamen in guter Zeit in unser freundliches Quartier zurück. Die Seele des Hauses ist die Mutter unseres Wirths, die freundliche alte Doña Leocadia. Diese würdige Dame, welcher Söhne und Schwiegertochter und all die vorher erwähnten Menschen Gehorsam leisten, hat eine Idee davon, was einem verwöhnten Europäer frommt: Sie jagt Abends die Menschen aus der Stube, in welcher wir schlafen, lässt uns einen grossen Kübel lauwarmes Badewasser mit Seife und Bastschrubber herein bringen, giebt uns sehr gut zu essen und hat uns in ihr Herz geschlossen. Allerdings haben wir diese Zuneigung zu theilen mit einem jungen kleinen Spanferkel, das, sauber gewaschen und rosig glänzend, seinen angestammten Platz auf dem Schoosse der Herrin hat. Abends hallt der Rancho von Musik, es wird Guitarre und Bigüela (ein der Guitarre ähnliches Saiteninstrument) gespielt und dazu gesungen.

Heute Morgen haben wir noch eine Expedition flussabwärts

nach dem am rechten Ufer des Pánuco gelegenen Rancho El Rodeo gemacht, wo Haufen von Scherben, von Muschelschalen und Fragmente merkwürdiger Thonpüppchen den Ort einer alten Stadt verkünden. Morgen wollen wir nach der Sierra de Topila und weiter flussaufwärts.

Pánuco, 9. April 1888.

Vorvorgestern verliessen wir Chila — leider nicht sehr zeitig. Die Sonne erhebt sich hier weniger zeitig als drüben, und die Menschen desgleichen, und mit allem Drängen und Treiben kommt man doch selten früh weg. Es galt wieder über den Fluss zu setzen. Eine Legua hatten wir bis zur Uebergangsstelle durch Gebüsch von Choven zu reiten. Dann kam das Passiren des Flusses, absatteln, abladen, und drüben wieder satteln und aufladen; — unter zwei Stunden kommt man nicht weg. Der Fluss hat auf der ganzen Strecke abwärts das gleiche Ansehen. Das Wasser fliesst jetzt klar und grün zwischen steilen Uferabstürzen aus Lehm dahin. Lehm ist auch das Flussbett, und es ist für die Pferde eine harte Arbeit, den Strich aufgeweichten, knetbaren Thons zu passiren, den das jetzt sinkende Wasser des Flusses am Uferrande hinterlässt. Auf dem andern Ufer ging es durch schönen Wald auf breitem Camino real weiter, der aber alsbald umbog und in der Richtung nach Tampico den Berg in die Höhe sich zog. Kopfschüttelnd verfolgten wir den Weg eine Strecke, da er aber immer in derselben Richtung weiterführte, kehrten wir um und holten uns einen Führer aus den Häusern an der Uebergangsstelle. Der konnte uns allerdings bestätigen, dass wir auf dem richtigen Weg gewesen; aber es dauerte nicht lange, so führte er uns seitwärts einen schmalen Pfad, den wir allein nimmer uns zu gehen getraut hätten, und der endlich in einen breiteren Weg verlief, der in der Richtung von Pánuco her kam und ohne Zweifel weiter oben mit dem erst verfolgten Weg sich vereinigend, auf dem rechten Ufer des Flusses nach Tampico führt. Der Weg, den wir ritten, war im Uebrigen nicht hässlich; es ging über breite Hügelrücken mit schönen Palmen in lichten Beständen. Von der See her wehte ab und zu die

Brise, aber es war doch in diesen Mittagsstunden recht heiss. Endlich hatten wir den letzten Hügelrücken erreicht und schauten von dort in eine schmale Senke, eine Reihe von Lagunen und Flussstrecken, die in vielfachen Krümmungen zwischen waldbestandenen Hügeln verschiedener Erhebung sich hinzog. Zur Rechten ein ziemlich hoher Kamm, der westlich zum Pánuco zieht — die hervorragendste Landmarke in dem ganzen Niederland des Flusses. Zur Linken ein Berg, der steil und breit über einer von Chovengesträuch umwachsenen und von einem Halbkreis waldiger Hügel begrenzten Lagune sich erhebt — das ist der Cerro de Topila — ebenfalls Ort einer alten Poblacion, von wo eine schöne Statue stammen soll, die ich in Tampico im Hause des Herrn Candido Ramoz zu zeichnen Gelegenheit hatte, und wo noch jetzt, im Walde verborgen, die zerbrochene Statue einer »mona« zu sehen sein soll. Im Grunde üppiges Grün, das den gewundenen Lauf des Flusses verbirgt, — ein Nebenfluss des Pánuco, der der Karte nach den Namen Chicayan führen soll, aber hier allgemein als Estero de Topila bekannt ist. In der Ferne verdämmernd eine Reihe anderer mir unbekannter Kuppen und Hügelrücken. Wir ritten hinab und kamen an das Mimosengesträuch — Choven, die Mimose mit den schönen rosarothen Blüthenkugeln —, das in breitem Ring die Lagune umzieht, und, einen jetzt trockenen Desagüero passirend, kommen wir auf breiter Strasse, an mächtigen, mit Tillandsien behangenen Bäumen vorbei, an den Fluss, der schmal, aber tief ist. An seinem Ufer führte die Strasse weiter, aber, wie wir alsbald merkten, flussabwärts und in den Wald hinein. Und unserer Rechnung nach mussten wir den Orten, die wir suchten, nahe sein, und unserer Rechnung nach musste unser Weg flussaufwärts gehen. Neue Verlegenheit! Da sahen wir, uns umwendend, Häuser. Ich ritt zurück und links in den Wald hinein und erfuhr, dass die dort am Fusse des Cerro und am Rande der Lagune gelegenen Häuser in der That den Rancho Topila bezeichneten — der Ort, den wir suchten. Aber leider waren es nur ein paar ärmliche Häuser. Die Herren der Gegend — sie gehören alle der Familie Ramirez an, und an einen derselben war unser Brief gerichtet — wohnten weiter aufwärts. So müde

unsere Thiere waren, wir mussten weiter. Wir passirten den Fuss des Cerro de Topila — das steil abfallende Ende eines Hügelrückens, der zwischen zwei Lagunen aufragt — und ritten weiter am südlichen Ende der zweiten Lagune, durch üppiges Land, zur Rechten Maisfelder, zur Linken schöne Bäume mit grossen, grünen, lederartigen Blättern, von denen bis zum Boden herab die grauen Bärte der Tillandsia hängen, und frisches grünes Kräutich. Wir passirten den trockenen Desagüero der Lagune und ritten durch ähnliches schönes Weideland weiter. Zur Rechten ragt ein niedriger baumbestandener Hügel auf, mit einem Hause, das weit ins Land schaut. Hier wohnt ein Ramirez, aber leider noch nicht der richtige. Doch wenige Minuten weiter kommt ein ähnlicher steiniger, mit schönen Ojite-Bäumen bestandener Hügel; dort wohnt ein anderer Ramirez, immer noch nicht der richtige — der Neffe, Don Manuel Ramirez, und nicht der Onkel, Don Manuel Sabino Ramirez, an den unser Brief gerichtet war. Aber da der Neffe auch ein grosses Haus und Catres hat, und wir müde waren, und unsere Pferde kaum noch weiter konnten, und die Nacht nahte, so kehrten wir hier ein und baten um Nachtquartier. Der Herr war nicht zu Haus, aber ein Verwandter, der in El Barco am Pánuco wohnt und jetzt in seinen alten Tagen den Schulmeister für die Kinder der verschiedenen Ramirez macht — er hatte in seiner Jugend in Tampico im Hause eines Deutschen, Don Enrique Hermann, aus Jever, gedient, konnte bis 9 deutsch zählen und sprach, wenn er bezecht war, englisch —, der nahm uns mit einem gewissen Enthusiasmus auf und machte es zum Glück auch der Señora des abwesenden Hausherrn klar, dass wir bleiben müssten. Ich benutzte die erste Gelegenheit, nach Alterthümern zu fragen. Alsbald wurden mir verschiedene im Hofe aufgestellte Figuren aus der nahen indianischen Poblacion gezeigt. Da holte ich meine Zeichenbücher heraus, und mittels deren wurde schnell Freundschaft geschlossen. Wir blieben diese und die folgende Nacht in dem Rancho, da er der am nächsten zur alten Poblacion gelegene war, und ich schickte meinen an den Onkel gerichteten Brief, den ich natürlich nicht versäumte zu präsentiren, am andern Morgen durch einen Boten an seine Adresse.

Tam-palāx, »Ort des Truthahns«, nennen die Huaxteca, Palachó die Spanier die alte indianische Niederlassung. Sie liegt auf der die Lagune östlich des Cerro de Topila umkränzenden Hügelkette und zwar, ähnlich wie bei Topila selber, auf dem nach Süden (in die Flussniederung) vorgeschobenen Ende derselben. Es muss eine bedeutende und ansehnliche Stadt gewesen sein, denn eine Reihe mächtiger Cues — theils viereckige, theils kreisrunde — ragen dort in dem Walde, der jetzt den Hügel bedeckt, auf. Zwischen den Cues ziehen schmale Strassen





Bemalte Thongefässe aus der Huaxteca (Pánuco). Entnommen aus „Die archäologischen Ergebnisse meiner Reise in México“ Comptes rendus de la VIIème session du Congrés international des Américanistes. Berlin 1888.

hin. An dem einen Ende umgeben grosse Cues einen zwanzig Schritt im Geviert haltenden Platz, an dem andern Ende verläuft die Strasse in einen schmalen, viereckigen, von regelmässig aufgepflanzten Steinplatten umsetzten Raum mit T-artig erweiterten Enden, wie ich solchen schon auf dem Cerro El Cangrejo gesehen. Dieser Raum stellt, wie ich vorher schon sagte, ein Tlachco dar, den Platz für das Ballspiel; die Cues sind ohne Zweifel die Fundamente der Tempel und Paläste. Ausserhalb der Region der Cues folgen auf den eben beschriebenen Ballspiel-Raum eine Reihe Erdhügel, zwischen denen ebenfalls schmale Strassen ziehen, und das war ohne Zweifel die eigentliche bewohnte Stadt, denn hier treten in Fülle Thongefässscherben, Bruchstücke von Metates und Obsidianmesser auf. Der vulkanische Stein, aus denen die Metates (Steinplatten, auf denen Mais zerrieben wird) gefertigt sind, und Obsidian sind weit und breit nicht zu finden. Diese Gegenstände mussten daher in alter Zeit, wie heute, aus dem Hochlande importirt worden sein. Die

Metates bildeten ohne Zweifel grosse Werthobjekte für die alte Bevölkerung. Noch heute ist ja der Mahlstein das erste, nothwendigste und kostbarste Stück der häuslichen Einrichtung. Als die alte Bevölkerung vor den eindringenden Spaniern flüchtete, vergruben sie die so schwer zu transportirenden Gebrauchsgegenstände. Man hat in dem zwischen Pánuco und Tamesin gelegenen Gebiet an mehreren Stellen an hunderte derselben ausgegraben. Bemerkenswerth ist in der Poblacion von Palachó die Regelmässigkeit der Sandsteinplatten, aus denen die Wände der Cues aufgesetzt sind. Und besonders bemerkenswerth ist, dass hier an den Ecken der Cues, wappenpfeilerartig, hohe Sandsteinplatten aufrecht eingegraben sich fanden, von eigenthümlicher Form und mit merkwürdigen Verzierungen. Einige unverzierte fanden wir noch am Ort. Die meisten aber, und insbesondere die verzierten, sind theils als Curiosität, theils als nützliches Material zur Herstellung von Steinfussböden, in die Häuser der verschiedenen Ramirez gewandert. Eine Anzahl fand ich im Hause unseres Wirths und andere in zwei Häusern in dem nicht weit von der alten Poblacion gelegenen Rancho Palachó, in welche unser Wirth die Freundlichkeit hatte, mich zu führen. Die Steine haben theils stufenförmig abgesetzte, theils in Schneckenwindungen auslaufende Enden. Bandartige Muster, in denen das Andreaskreuz, eine s-förmige Doppelwindung und der Kreis eine Rolle spielen, und reliefartig eingeritzte Figuren von Adlern. Merkwürdig sind auch einige grosse, halbkugelförmige Steine, die wir vor einigen Cues fanden und die auf der flachen obern Seite ohne Zweifel irgend welche Darstellung — Bild, Muster oder Schrift — hatten. Leider ist der Sandstein so weich, dass die Zeichnung jetzt vollständig verwischt und unerkennbar ist. Auf der Plaza stand eine sonderbare Steinfigur, die ich im Hause unseres Wirths noch sehen und zeichnen konnte, eine nach Art einer Kröte auf dem Bauche liegende menschliche Figur. Ueber der breiten Stirn ein Band, das als Verzierung drei menschliche Gesichter zeigt — menschliche Gesichter als Verzierung fand ich auch auf dem Torso eines weiblichen Thonpüppchens von Pánuco — und als Ohrgehänge Büschel nach Art einer menschlichen Hand. Die Figur ist männlichen Geschlechts, wie gewisse mit peinlicher Sorgfalt

ausgearbeitete Theile zeigen, die man uns lachend wies. — Auch die Thonfigürchen von Pánuco, die übrigens meist weiblichen Geschlechts sind, sind mit der gleichen peinlichen Sorgfalt gearbeitet. Ueber die Bedeutung der erwähnten Steinfigur kann ich vor der Hand nichts angeben.

Wir verliessen das Haus unsers Gastfreundes, das übrigens recht hübsch gelegen ist — ein in México ungewohntes Bild, auf dem Hügel, mit seiner Umgebung von Wald, Wiese und See — und ritten durch fette Weiden zunächst zum Fluss, wo es wieder eine langwierige und in der brennenden Sonne nicht gerade besonders angenehme Passage gab. Weiterhin meist über offenes Weideterrain zum Rio Pánuco, dann längs desselben — oder nicht weit von ihm — auf breitem sonnigen Camino real, vor Hitze etwas stöhnend, hierher, wo wir um 3 Uhr Nachmittags glücklich ankamen und von unsern Gastfreunden — Don Pablo war wiederum nicht zu Hause, wohl aber seine Frau — freundlich willkommen geheissen wurden.

Tanquian, 21. April 1888.

Wir verliessen Pánuco vor nunmehr neun Tagen, und zwar um vier Uhr Nachmittags. Denn da, zwei Leguas entfernt, auf unserm Wege ein Fluss zu passiren ist, so wollten wir diese Passage nicht in den heissen Vormittagsstunden zu bestehen haben. Der Weg — es ist der Camino real nach Ozuluama, den wir verfolgten — führt zunächst zwischen Gärten und Potreros an den Rand einer hübschen, waldumstandenen Lagune. Dann durch lichten Wald und Weideterrain. Allerhand halb oder ganz trockene Wasserarme, von dem schönen rosenrothen, das ganze Jahr hindurch blühenden Chóven umsäumt, sind an den Seiten des Weges zu sehen. In dem Baumschlag spielen Mezquite, Palmen und ein mit einer Fülle weisser Blüthen behangener Baum — ahau-té »Königsbaum« heisst er im Lande — eine hervorragende Rolle. Der Untergrund ist blumig. Oft sieht es aus wie eine weite Wiese, von weiter nichts als der gelbblühenden Manzanilla — eine Art Chrysanthemum, die wie das persische Chrysanthemum ebenfalls Ruf hat, ein vorzügliches

Insektenpulver — »bueno para las pulgas« — zu liefern. Noch zu guter Zeit kamen wir an den Estero, wie hier die Lagunenarme und lagunenartigen Flussstrecken gewöhnlich genannt werden, und es ergab sich, dass derselbe ohne Schwierigkeit zu durchreiten ist. So kamen wir noch mit dem letzten Tageslicht zu den Häusern am jenseitigen Ufer — dem Rancho El Cú —, wo wir etwas Mais für unsere Pferde, gutes Essen und behagliches Nachquartier auf dem Fussboden der Küche fanden und sogar noch am Abend und am andern Morgen für wenig Geld ein Paar recht hübsche Alterthümer einhandeln konnten. Denn auch dieser Platz war, wie die meisten jetzt bewohnten in der ebenen Huaxteca, eine alte Ansiedelung. Die Nacht war stürmisch, und durch die Otate Stäbe des Häuschens, in welchem wir schliefen — die Küche liegt regelmässig in einem besondern Häuschen hinter dem Wohnhause oder zur Seite desselben — pfiff der Wind. Doch wir schliefen leidlich, und der Morgen war schön.

Wir ritten durch ähnlichen lichten Wald, wie wir am Tage vorher passirt hatten, dann durch dichteren Wald nach dem Rancho Chacuaco, ebenfalls eine alte Niederlassung, wo, wie man uns in El Cú gesagt hatte, vieles zu finden sei. Die Cues sahen wir auch in dem Walde und ebendort und in den Potreros Massen von Scherben und Obsidianmessern. Da aber die ortsansässigen Leute sich nicht die Mühe genommen, die Sachen, die sie finden, aufzulesen und aufzubewahren, so war hier keine Ernte für uns. Wir fütterten die Pferde und stärkten uns selbst und ritten in den Nachmittagsstunden weiter. Der Weg — Camino real — geht erst durch Weiden und prächtiges Baumbusgebüsch, letzteres zum Theil in Blüthe. Dann durch den dichten Wald der Ebene, dicht und unschön eben wegen seiner Dichte, weil die an einanderstossenden Laubkronen den untern Zweigen alles Licht entziehen, und darum unten alles dürr und welk und zerbrochen aussieht. Nur die Flechten wuchern üppig in der feuchten Atmosphäre und am Boden breitet die rothspitzige Agave ihre zusammenhängenden stachligen Dickichte. Der Weg war schwierig zu finden. Denn bald ging es links ab, bald ging es rechts ab. Glücklicher Weise trafen

wir diesmal — eine seltene Ausnahme — mehrere Mal Leute auf dem Weg, die uns bestätigen konnten, dass wir richtig gingen. Zu guter Letzt indes, als wir schon ganz nahe zu sein glaubten, ging der uns genau beschriebene Weg um einen Sumpf herum, in abweichender Richtung endlos weiter. Und wieder fing es an dunkel zu werden. Und immer weiter durch dicken Wald. Schon verzweifelte ich daran, überhaupt ein Quartier zu finden. Ich ging nur vorwärts, weil der breite Weg doch irgend wohin führen musste. Umkehren und den richtigen Weg suchen, wäre in der Dunkelheit eine Tollheit gewesen. Da sah ich zur Seite einen Potrero und nicht weit davon einen Rancho, und, heranreitend, erfuhr ich, dass wir in der That auf dem richtigen Wege waren. Das cerquita »ganz nahe«, was uns die zuletzt gefragten Leute geantwortet hatten, bedeutete wieder einmal »mehr als eine Legua«, d. h. nahezu eine deutsche Meile. Glücklich kamen wir in der Dunkelheit an den Punkt, wo wir zu übernachten gedachten — Puente »Brücke« genannt, weil hier durch den Fluss ein Paar Felsenriffe gehen. Denn eine Brücke gab es hier ebenso wenig wie sonst in dem Lande. Für uns galt es nun noch, in der Dunkelheit den Fluss zu passiren. Es ist eine Furt hier, aber die Ufer gehen steil hinunter und vor allen Dingen mussten wir wissen, wo die Furt ist. Wir schrien hinüber, und endlich kamen auch Leute im Boot herüber. C. setzte im Boot über den Fluss. Wir andern mit den Pferden durch die Furt — eine harte Arbeit, da in der Dunkelheit die Pferde weder zum Wasser hinab, noch in das Wasser hinein wollten. Wir gelangten indess glücklich hinüber, und nach verschiedentlichem Suchen fanden wir auch ein Haus, wo wir zu essen kriegten — Tortillas und starkgesalzenes getrocknetes Fleisch — die Pferde im Potrero unterbringen konnten und uns selbst — allerdings leidlich schlecht, und mit vielen Garrapatas und Flöhen, zur Ruhe niederstrecken konnten. Allerdings nur niederstrecken, denn einen Stuhl gab es in dem ganzen Gehöfte nicht.

Am nächsten Morgen suchten wir einen mexikanisirten Amerikaner auf, der hier in einer Palmblatthütte wohnt und dem Geschäft des Gelbholzschlagens obliegt. Der Alte war ein famoser Kerl, mit frischen Farben und, trotz langen Aufenthalts im Lande,

des Spanischen noch wenig mächtig. Der Junge, hier im Lande geboren und mit einer Mexikanerin verheirathet, repräsentirte einen seltsamen Typus. Lederfarbenes Gesicht und lange, fast altdeutsche Nase, und in jeder anderen Beziehung gleich einem der hiesigen Vaqueros. Wir ritten in seiner Begleitung zum Cerro de Nahuatlan, — ein in der Ebene oder vielmehr in einer Hochfläche aufragender Berg, um den in alter Zeit eine ganze Menge stark besiedelter Orte lagen, — heute ärmliche Ranchos, — und der selbst augenscheinlich, in alter Zeit, Tempel und Heiligthümer und Fürstensitze barg. Wir sahen auf ihm die ragenden Cues, wir sahen die Brunnen, gewissermaassen umgekehrte Cues, zu denen von allen Seiten betretene Wege führten. Alles sahen wir freilich nicht. Man hatte uns von grossen »mesas de piedra« erzählt, die dort sich fänden, von Figuren und Zeichen, alles das sahen wir nicht. Möglich, dass es irgendwo in dem Walde steckt, aber um das alles ausfindig zu machen, hätten wir uns tagelang dort festsetzen müssen. Und das ging nicht an. So ritten wir zurück. Die Nacht brach wieder herein, ehe wir das Quartier erreichten. Hatten wir diesmal auch einen landes- und ortskundigen Führer mit, so ging es dafür auf schmalem Wege durch dichtes Dickicht. In der Finsterniss der tropischen Nacht, mit stolpernden Pferden, den Kopf bis auf den Hals des Pferdes gebeugt, um nicht an unsichtbaren Baumästen die Stirn sich einzurennen, war dieser Ritt keine angenehme Sache. Zu guter Letzt scheute noch C.'s Pferd vor einem im Wege liegenden Karren und drängte seitwärts in das Dickicht, und als ich heruntersprang, es hervorzuholen, drängte es noch weiter rückwärts, so dass ich Gott dankte, als ich C. unverletzt vom Sattel herunterhelfen konnte. Das letzte Stückchen Weg legten wir zu Fuss zurück. Es war unheimlich schwül. Die Grillen lärmten, und als wir aus dem Dickicht in die waldumgebene Lichtung, auf der die Häuser von Puente liegen, heraustraten, da blitzte die ganze Waldgrenze von Millionen von Leuchtkäfern, — ein prächtiges Schauspiel, aber unheimlich zugleich, in der rabenschwarzen Nacht dieses Phosphoresciren, dieses unruhige Durcheinanderfahren, Aufflammen und Verschwinden von ungezählten Lichtträgern.

Am nächsten Morgen hatte ich noch Gelegenheit, meine chirurgische Kunst an — einem Pferde zu probiren, das sich am Fusse arg verletzt hatte. Dann brachen wir auf in der Richtung nach Tempoal, einer Stadt, von deren Reichthum an Alterthümern man uns schon seit langer Zeit erzählt hatte.

Wie auf dem rechten Ufer des Rio de Chicayan der Cerro de Nahuatlan eine weit sichtbare Landmarke bildet, um welchen herum eine weite schöne Hochfläche sich breitet, mit Palmenwäldern, mimosenbestandenen Weideflächen, Milpas und Ranchos, so beginnt auch auf dem linken Ufer, sobald man die öde Waldwildniss der Flussniederung verlassen, ein schönes Hügelland, mannigfaltiger und koupirter, als auf dem rechten Ufer, das bis in die Gegend von Tantoyuca und weiter sich erstreckt. Die Hochfläche des rechten Ufers findet ihre natürliche Begrenzung durch die grosse Lagune, die bei Tampico beginnend bis herunter in die Gegend von Tuxpan zieht. Das Hügelland des linken Ufers fällt in die waldbedeckte Niederung des Rio Moctezuma ab und verknüpft sich weiterhin mit dem Hügelland von San Martin und Tamazunchale. Ich habe dir diese Hügel des Huaxtecalandes schon beschrieben, damals als wir sie — auf dem Wege von Tampamolon nach Tanquian — zum ersten Male passirten. Welle folgt auf Welle, Kuppe auf Kuppe, alle mit kurzer Grasnarbe und parkartig angeordneten Baum- und Gebüschgruppen. Der Mezquitebaum, die Akazie mit der breiten schirmartigen Krone, den zierlichen gefiederten Blättern und der weissen länglichen Blüthenbürste, spielt die Hauptrolle in dem Baumschlag. Daneben steht jetzt in voller Blüthe ein Baum, den sie hier Soliman prieto nennen, und der Laurel, mit dunkelgrünen lorbeerartigen Blättern und weisser nelkenartig duftender Blüthenrispe. Dass es in diesen lichten und sonnigen Buschgruppen an blühendem Schlinggewächs nicht fehlt, brauche ich nicht hervorzuheben. Hier erfreuen das Auge wiederum insbesondere die verschiedenen Arten der Winde — blau, violett, rosa und weiss — und daneben eine blaue Blüthentraube, Bejuco de caballo im Lande genannt. Und prächtig contrastirt damit die Panuquera, mit ihrem rothen Fruchtgehäuse, aus dem die glänzend schwarz und weiss gefärbten Samen hervorsehen. Diese Hügel sind bald kahler, bald reicher

mit Baumvegetation bedeckt. Zwischen den Hügeln fliessen, von dichtem Walde eingesäumt, Arroyos, oder breiten sich schöne stille, von Bambusen, Palmen und ganzen Mauern von Grün eingefasste Lagunen. Das Wasser ist klar und süss. Und von der Höhe, wo die Ranchos liegen, steigen die Frauen und Mädchen herab, den Krug auf dem Kopf und die Schale mit gekochten Maiskörnern in der Hand, um im Wasser den Kalk, mit dem die Körner gekocht waren, auszuwaschen, und mit dem unentbehrlichen Labsal, das man hier doppelt schätzen lernt, die Reihe von Töpfen, die in jeder Küche zu sehen sind, zu füllen. Ein besonderes landschaftliches Bild bieten die weiten Palmenwälder, welche die trockeneren Stellen der Ebenen und die niedrigeren Hügel überziehen — das Mittelglied zwischen der Flussniederung und der Busch- und Baumvegetation der Höhen. Es ist die schöne Fächerpalme, die ich schon aus dem Thal des Rio de Naranjos beschrieben habe, im Lande kurzweg als »palma« bezeichnet, während andere gefiederte Blätter tragende Arten durch Spezialnamen (corroz, coco, palma real) unterschieden werden. Mit der Palme ist fast regelmässig vergesellschaftet, dichtes buschiges Unterholz bildend, ein Strauch mit lederartigen dunkelgrünen Blättern und blaubeerartiger essbarer Frucht — der Capulin, dessen Bild und Namen mir schon seit lange aus den Hieroglyphen der mexikanischen Städtenamen bekannt ist. Dorniges Kleingesträuch wächst dazwischen, in der Ebene vielfach auch statt des Capulin der dornige Huizache und das hohe bunte Gras der Tierra caliente. Still ist es in diesen weiten menschenleeren Waldungen. Im Winde rauschen die starren Blätter der Palme, die Chachalaca erhebt ihr knarrendes, schwatzendes Geschrei, Kaninchen hüpfen über den Weg, am Palmstamm herab läuft ein Tejón-Paar (der niedliche, neckische, zutrauliche Nasenbär) und in der Luft fliegen, stets kreischend und stets zu zweien, die schönen grün und roth gefiederten Papageien.

Wir kamen wieder leidlich spät von Puente weg, gelangten aber noch zur Mittagstunde nach Pais Avel, einem Rancho auf hügeligem Terrain, hübsch und frei gelegen und ebenfalls Ort einer alten Poblacion. Sie hatten gerade dort ein Schwein geschlachtet, und das frische Fleisch und das frische Blut gab ein

leckeres Mahl, wie wir es seit langen Tagen nicht gehabt. Wir blieben dort, besorgten unsere Pflanzen, wuschen die Tepalcates (Scherben) und gingen am Abend zur Lagune herunter — ein prächtiger, stiller, waldumstandener See — uns zu baden.

Am andern Morgen ritten wir weiter, über hügeliges Terrain, durch lichten Palmenwald stark ansteigend, zunächst zum Rancho Tres Palmas, da wo die Wege nach Tantoyuca und Tempoal sich theilen. Der Ort ist hoch gelegen und der Blick über die waldbestandene Ebene, aus der auf allen Seiten Berge und Hügel aufragen, ist prächtig. Aber der Ort ist berüchtigt wegen der Menge Zecken (garrapatas) und Sandflöhe (niguas), die es dort gibt. Sandflöhe kriegten wir glücklicher Weise nicht. Aber Zecken gab es hier, wie in Paisavel und in dem ganzen Lande, fortwährend zu Dutzenden abzulesen. In den Nachmittagsstunden ritten wir weiter. Wir passirten zunächst einen Arroyo, der im felsigen Bett zwischen Bambusgebüsch dahinfliesst; jetzt natürlich nicht fliesst, nur in einzelnen tieferen Stellen des Flussbettes ist auch während der trockeneren Jahreszeit Wasser zu finden — die Reservoire für alle umliegenden Ranchos. Dann ging es schön über Hügel und lichten Palmwald weiter. Der Weg war hier, wie an der ganzen, an diesem Tage durchrittenen Strecke prächtig. Doch schwierig war es wiederum, zur Zeit ein Nachtquartier zu erreichen. Gerade im Abenddunkel passirten wir einen Bach, zu dem eine Brücke herunterführte — d. h. über den Kothabhang zum Bett des Flusses herunterführte, nicht etwa über denselben — und kamen bald darauf an einen Rancho, wo wir übernachten konnten.

Am andern Morgen ging es erst über hoch gelegenes offenes Weideterrain, mit vielen Ranchos zu beiden Seiten des Wegs, dann, von der grossen Tantoyuca-Strasse abbiegend, rechts hinunter nach Tempoal. Tempoal ist auf dem hohen rechten Ufer eines Flusses gelegen, des Rio de Tempoal, der dem Rio Moctezuma, dem Fluss von Tanquian parallel, fliesst, und nicht weit unterhalb Tempoal mit dem letzteren sich vereinigt. Es ist ein, durch seine Lage hervorragender Ort, der schon seit alten Zeiten besiedelt war. In den Wasserrinnen, die die tropischen Regengüsse in dem hohen Ufer des Flusses einreissen, kommen Mengen von Alterthümern zu Tage — Mahlsteine (metates), Henkelkrüge

aus schönem weissen Thon, — theils unbemalt nnd von Melonenformen, theils in Thier- oder Menschengestalt und eigenthümlich bemalt —, dreibeinige Schüsseln, Thonpüppchen u. a. m. So konnten wir denn hier eine reichliche Ernte machen. Wir kauften allein an Spindelsteinen an 150 Stück zusammen, zum Theil zierliche und mit merkwürdigen Mustern versehene Stücke. Der Rio de Tempoal ist bis weit hinauf schiffbar, ebenso wie der Fluss von Tanquian und andere Zuflüsse des Pánuco. Im Sommer kommen sogar Dampfschiffe bis nach Tempoal, um an den verschiedenen Stellen das im Walde geschlagene Gelbholz zu holen. Und das ganze Jahr hindurch gehen Canoes nach Tampico hinunter und werden, wenn die Flüsse viel Wasser und also eine schnellere Strömung haben, auch als Reisegelegenheit benutzt. Wir schickten unsere erworbenen Schätze ebenfalls auf diesem Wege nach Tampico hinunter.

Von Tempoal ausziehend, musste erst wieder der Fluss passirt werden, dann ging es in schönen Wald hinein. Bei guter Tageszeit erreichten wir Corrozal. Der Name ist ebenso wie Ojital, Zapotal, Cafetal gebildet; Corróz heisst eine fiederblätterige Palme, deren Früchte gegessen werden. Der Ort wird als Rancho bezeichnet, ist aber ziemlich ausgedehnt und hat sogar seinen eigenen, wenn auch kleinen Wochenmarkt. Wir schliefen unter dem mächtigen Vordach eines Hauses, welches eine Art Posada darstellte. Die Catre brach unter uns zusammen zum Ergötzen einer Schaar Jungen von jeder Altersstufe, welche sich — ich weiss nicht, ob berechtigt oder unberechtigt — unter der Verandah umhertrieben. Nachdem der Schaden wieder ausgebessert war, dachten wir zu schlafen, aber es entlud sich ein furchtbares Gewitter mit strömendem Regen. Mit dem wenig tröstlichen Gedanken an verregnete Waldwege schliefen wir endlich ein. Die Regenzeit bereitet sich hier in diesen der Küste so nahen Gegenden, langsam vor, deshalb müssen wir auf alle weiteren Reisepläne in dieser Ecke verzichten und aufs Hochland zurück. Von Corrozal ging es am nächsten Morgen wieder bis zum Rancho La Cofradia, wo wir mit einem alten Bekannten, dem Don Ramon, Gruss und Handschlag tauschten und hieher weiter trabten. — Hier wurden wir freudig, wie Heimkehrende begrüsst.

VII. Die Huaxteca. 3) Von Tanquian bis México.

Ueber Tepemiche nach San Martin — das Baden — Huejutla — die Sierra — bis Zacualtipan — die Region der Kakteen — bis Atotonilco el Grande — mit der Post nach Pachuca — Nachklänge.

San Martin Chalchicuauhtla
23. April 1888.

Wir verliessen gestern Tanquian, von dem Ortsvorstand, Don Antonio Zuñiga und unserm Gastfreund Don Felix bis nach Tepemiche begleitet. Nachdem wir den Fluss passirt hatten, ritten wir auf dem jenseitigen Ufer zunächst eben und in dichtem Walde weiter. Es ist der so oft beschriebene, aus einer Fülle mannigfaltigen Baum- und Buschwerks zusammengesetzte Wald der Ebene, von dem doch keine Beschreibung ein rechtes Bild geben kann. Am Fuss der Hügelkette liegt ein kleiner Rancho, an dem wir vorbeireiten; hier sind im Urwald eine Reihe Cues verborgen. Gelegentlich eines früheren Ausflugs von Tanquian aus, habe ich mir dieselben näher angesehen. Es sind zwei grosse dicht nebeneinanderstehend und ringsum eine Menge kleinere. Der eine der grossen hat Wände von Steinsetzungen, viereckige Gestalt, und es führten an den zwei gegenüberliegenden Ecken Treppen in die Höhe. Auf der Höhe des Cu stand ein Steinbild, ich sah noch das Loch, in welchem es stand. Aber übermüthige Hände stürzten es herab, es liegt nun zerbrochen am Fusse des Cu, der Kopf fehlt, Arm und Unterleib sind verstümmelt. Die Indianer pflegen, wo sie eine Statue im Walde finden, dieselbe zu verstümmeln. Dann, sagen sie, habe sie keine Macht mehr über sie. Ausserdem fand ich noch auf der Höhe den Untertheil einer Statue von der Grösse eines Kindes. Sobald man den Rancho verlassen, beginnt ein schöner hochstämmiger Wald,

bald geht es aufwärts längs eines Arroyo, und zu beiden Seiten sieht man auf eine von grünem Abhang umsäumte Wildniss von Bambus, überwuchert von dem prächtigsten blühenden Schlinggewächs — ein echtes tropisches Bild. Der Weg ist schauderhaft und führt steil in die Höhe, aber bald kommen wir an eine Stelle, wo auf quelligem Terrain eine Menge Zapotebäume wachsen — prächtige Bäume mit büschelförmig stehenden, glänzenden grünen Blättern und wohlschmeckender Frucht von der Farbe einer Kartoffelschale — und wo die lasttragenden Indier auf uns warten. Steiler geht es hinan, aber der Anstieg ist nicht von langer Dauer. Auf der Höhe, die wir erreichen, steht ein Kreuz — die Territorialgrenze zwischen den Gemeinden Tanquian und Tepemiche bezeichnend. Dann folgt abwärts eine Strecke dichter Wald und recht schlechter Weg, längs eines Arroyo. Im Walde fallen wiederum die massenhaft dort wachsenden Zapotebäume auf. Jenseits des Waldes kommen wir auf Hügelterrain, mit lichtem Baumwuchs bestanden, wie ich Dir es oben beschrieben.

Tepemiche ist ein Rancho, dessen ausgedehnte Territorien im Besitze weniger Familien sich befinden, die hier, wachsend und sich vermehrend — keiner geht ausser Landes — allmählich zu einem Pueblito sich herausbilden. Schon haben sie, seit einigen Monaten, einen Markttag sich angeschafft, der wie man uns sagt, wöchentlich an Bedeutung zunimmt. Die Lage des Orts ist hübsch. Eine kahle mit kurzem Gras bestandene Höhe, über welche hinweg, sich kreuzend, ein Paar Landstrassen ziehen. Auf dieser Höhe eine Gruppe schöner Bäume. Die Häuser — wenig an der Zahl, aber stattlich — über den Abhang und in den Thalschluchten zerstreut. Die Höhen ringsum grün, lauter Potreros und zwar, wie man hier sagt, Potreros de zacate sembrado, d. h. nicht bloss abgeholzte Lichtungen, auf denen man wachsen lässt, was will, sondern es ist Gras gesät, — nicht das Gras unserer Wiesen, sondern ein hohes, fast rohrartiges Gras, das aber vom Vieh gern gefressen wird. Das einmal Gesäte reicht für zehn bis zwanzig Jahre aus. Man brennt nur jedes Jahr einmal ab, dann schiessen aus dem Boden die Halme frisch grün wieder auf. Da aller Reichthum

hier im Lande aus Vieh besteht, so repräsentiren diese Potreros ein ansehnliches Kapital. Aber wie leben die Herren dieses Kapitals! — Wie der ärmste Ranchero. Sie essen Tag für Tag Tortillas, Frijoles und Chile con carne. Für die Milch zum Kaffee wird jeden Morgen die Kuh mit dem Lazo eingefangen. Stube und Haus ohne allen Schmuck. Und das ganze Leben ohne jeden Schmuck, ohne Sinn für etwas Höheres, Besseres, Anderes. In ihrem Garrapatero — Zeckennest, wie sie selbst ihr Land nennen — werden sie geboren, leben und sterben. Jahr aus, Jahr ein sitzen sie dort, ohne über den engen Umkreis hinauszukommen. Sie kaufen und verkaufen Pferde und Rinder, reiten meilenweit in die Runde zu jedem Baile (Tanz), zu jeder Boda (Hochzeit), zu jeder Funcion (Namenstag des Ortsheiligen) und ereifern sich für Pferderennen und Hahnenkämpfe. Der Mozo, zu Pferde mit dem Hahn unter dem Arm, ist eine stehende Figur im Lande. Kein Buch, keine Zeitung kommt in das Haus, und die meisten setzen unter ihren von einem Schreibkundigen geschriebenen Namen einen Schnörkel, der die Unterschrift vertritt.

Von Tepemiche führt der Weg zunächst durch Potreros, dann durch Wald, dann zwischen grünen Höhen hin, bergauf, bergab, über eine Menge Rücken und durch schmale Thäler, in deren felsigem Grunde krystallhelle Bäche fliessen. Das Ansteigen überwiegt das Absteigen, und endlich geht es scharf bergan über Höhen, von denen aus der Blick nach beiden Seiten in die Tiefe schweift — über ein Meer von Grün, aus dem überall die bescheidenen Palmenblattdächer von Indianerhäuschen hervorlugen — die Ebene ist menschenleer, aber in der Sierra sind überall Leute zu finden — und dahinter auf die mächtige Wand der Sierra Madre, die hier wie eine Mauer vor uns aufsteigt — passirbar nur auf Indianerpfaden —, während weiterhin grotesk geformte, zerrissene Gipfel aufsteigen — das ist die Gegend, durch welche unser Weg auf das Hochland führt. Steiler führt der Weg bergan über einen schmalen Grat aus Schiefergruss — schon hier fielen mir, wie weiterhin mehrfach, die durch Sprünge vielfach zerspaltenen Schieferplatten auf, die stellenweise ganz das Ansehen eines regelmässigen Steinpflasters hervorbringen —, dann überschreiten wir die Höhe und alsbald liegt vor uns, im

schönen Bergthal, zwischen grünen Höhen der Ort, aus dem ich schreibe — San Martin Chalchiquauhtla. Einst lag, drei Leguas entfernt, auf steiler Höhe ein Königssitz, der weithin in der Runde die Sierra hinauf und bis in die Ebene hinab die Gegend beherrschte. Die Spanier und die Mönche verlegten den Ort in die Tiefe, an das Ufer des Arroyo. Er ist noch immer einer der ansehnlicheren Orte der Huaxteca, und wir segneten ihn, denn hier, seit langer Zeit, wurde es uns wieder geboten, mit Messer und Gabel zu essen, und auf sorgfältig zubereiteter Lona — je eine für jede Person — unsere müden Glieder zur Ruhe zu strecken.

San Martin Chalchiquauhtla (S. Luis Potosi),
d. 23. April 1888.

Wir dachten bei unsrer Abreise von Mexico am 1. Februar, spätestens Ende März zurück zu sein; nun muss ich schon ein spätes Aprildatum über meinen Brief setzen und es müssen wenigstens noch acht Tage vergehen, ehe wir in Mexico sind. Die Idee, von hier aus noch einmal zur Küste hinunter, nach Tuxpan, Papantla und über Veracruz zurück zu gehen, haben wir aufgeben müssen, da es hier zum Reisen schon zu warm wird und wir ohnehin noch einen sechs bis siebentägigen Ritt übers Gebirge vor uns haben, ehe wir die Eisenbahn erreichen, welche uns in wenigen Stunden nach Mexico führt. Ein volles Vierteljahr und eine ganze Menge Mühe und Kosten werden wir dann der Huaxteca gewidmet haben. Ob mit Gewinn und Erfolg, muss sich erst zeigen. Ohne manche Enttäuschung ist es nicht abgegangen, und es ist das nur ein Beweis mehr dafür, wie wenig bekannt dieses reiche, wenig bevölkerte und schwer zu bereisende Land ist. Kaum von Ort zu Ort waren die nöthigen Informationen zu erhalten, und in Mexico selbst hatte man uns die verkehrtesten Rathschläge gegeben. Für eine zweite Reise in diesen Gegenden hätten wir viel gelernt. — Das Reisen im Lande ist nicht theuer, da man entweder Gastfreundschaft geniesst, oder für sehr geringes Geld ausreichende Kost erhält — eine Mahlzeit wird pro Person mit 1 real (40 Pf.) bezahlt —

und Nachtlager gar nicht gerechnet. Meist zogen wir vor, selbst wenn uns das Innere des Hauses zur Ruhe angeboten wurde, unter der Verandah zu schlafen, denn jetzt bringen selbst die Nächte kaum noch Erfrischung, dagegen fast regelmässig starke Gewitter, welche jedoch die Temperatur keineswegs abkühlen, eher erhöhen; nur ganz früh Morgens, wenn der Himmel bedeckt ist, pflegt ein Lüftchen etwas Erfrischung zu bringen. Nach den heissen Mittagsstunden aber ist ein Bad in den späten Nachmittagsstunden eine köstliche Erfrischung. Die Leute sprechen hier von kaltem Wasser, aber die Arroyos und Flüsse sind so erwärmt, dass es wie ein laues Bad den Körper umspült. Schönere und poetischere Plätze als hier die klaren Gebirgswässer zum Baden bieten, wird man wohl in der ganzen Welt vergeblich suchen. Die vom Wasser glatt geschliffenen Steinplatten, die stufenartig abgespülten Ufer, das grüne Laub der Sabino-Bäume und Bambusbüsche von blühenden Schlinggewächsen übersponnen und das durchsichtig grüne Wasser vereinigen sich zu einer Märchen-Scenerie. Die Mädchen und Frauen, welche den Mais waschen und die Krüge füllen, oder Wäsche reinigen, versäumen selten in der heissen Zeit die Gelegenheit zum Baden und erfrischen die schlanken Glieder; braune Buben platschen im Wasser, Rinder und Pferde werden zur Tränke geführt. Aber es giebt auch ganz einsame Stellen, wo die Fische munter spielen, und diese bevorzugen wir. Die Mexikaner sind sehr ängstlich und behaupten, Baden brächte Calenturas (unter diesem Namen geht jede von fieberhaften Erscheinungen begleitete Krankheit, wie z. B. Wechselfieber, Schüttelfrost, Schnupfenfieber, gastrische Zustände), die Indier dagegen baden mit Leidenschaft und sehen überhaupt stets sehr sauber aus in ihren weissen Hemden; die Frauen mit den schön gestickten Schultertüchern und engen, kurzen, rockartig um die Hüften geschlagenen Tüchern (manta enrollada, sonst auch Enagua genannt). Hier am Fusse der Sierra, und schon seit Tepemiche, ist das aztekische Element bereits wieder überwiegend; die Huaxteca bevorzugen den dichten Wald der Ebene. Diese Sierra steht schon seit dem Tage, da wir von Tepemiche nach San Martin ritten, wie eine lockende Fata Morgana vor

uns. Lockend, denn schon auf ihren diesseitigen Abhängen beginnt die Tierra fria.

Huejutla, d. 27. April 1888. — Von San Martin geht der Weg zunächst im Thal, längs des Arroyo, der zwischen Felsstufen und grünem Buschwerk klar dahinfliesst. Das Bett enthält, entsprechend der felsigen, aus geschichtetem Stein bestehenden Unterlage, bald flachere Stellen, wo über mehr oder minder geneigte Flächen das Wasser schnell dahinfliesst, bald ruhigere, tiefere Stellen, sogenannte Pozos (Brunnen), wo am Fusse der Felswand, von Grün beschattet, die schönsten Badeplätze sich bieten, zu denen man auf Stufen, die durch Auswaschung des geschichteten Gesteins entstanden, hinabsteigt. Wir passirten den Bach und steigen rechts in die Höhe, über breite lichte, sonnige Höhen, von denen aus schöne Blicke auf die nähere Umgebung und die mauerartigen Wände der hinter den grünen Hügeln aufragenden Sierra Madre sich bieten. Bald liegt eine breite, von Busch und Grün erfüllte Niederung vor uns, aus der verschiedene Höhenzüge aufragen, und die durch eine mächtige, anscheinend zusammenhängende Höhenkette begrenzt ist. Hier kommen wir, durch Wald reitend, an einen Fluss — ein Arroyo in grösserem Massstab, mit felsigem Bett, schönem klarem grünem Wasser und prächtigen lichtgrünen Sabinos an seinem Ufer. Es ist der Fluss von S. Pedro Tuxtepec. Das Pueblito liegt eine halbe Legua abwärts von unserm Wege. Diesseits des Flusses sahen wir eine Anzahl Cues, die Reste einer alten Poblacion und jenseits desselben liegt auf der Höhe ein Rancho, der noch den Namen der alten Niederlassung trägt — Tamocal. In San Martin hatten wir, weil der Weg von jetzt ab über Stein und Fels geht, sämmtliche Pferde beschlagen lassen. In der Ebene und namentlich in der nassen Jahreszeit gehn alle Pferde ohne Eisen. Dabei hatten sie aber dem einen unserer Pferde die Nägel in das Weiche des Hufes geschlagen, so dass wir in Tamocal nicht mehr weiter mit ihm kamen. Wir mussten dasselbe und einen Theil der Carga dort zurücklassen und ritten am Nachmittag mit den andern Pferden weiter. Der Weg führt immer noch über Höhen

und durch schönen Wald. Absteigend kamen wir an den Rancho Cuxtitla, wo in der Ebene weite schöne Potreros sich befinden. Das Haupterzeugniss der Huaxteca ist Vieh, und Huejutla ist der Punkt, von wo aus das Vieh, das oben in den Llanos (Hochflächen) und in der Hauptstadt gebraucht wird, expedirt wird. Der ganze Umkreis von Huejutla ist daher voll von Potreros, auf denen man das Vieh erst eine Weile sich mästen lässt, ehe man mit ihm den langen und beschwerlichen Weg über die Sierra antritt. Jenseits Cuxtitla ging es noch eine Weile eben und im Walde weiter, bis wir, einen andern Fluss überschreitend, die Potreros des Rancho von Santa Cruz erreichten. Wir erhielten hier bei freundlichen Leuten gutes Nachtquartier unter dem frei auf Pfosten ruhenden Strohdach des Portals, und setzten am andern Morgen unsere Reise fort.

Um nach Huejutla zu gelangen, musste die hohe Hügelkette überschritten werden, die ich vorhin erwähnt. Der Weg ging über die Ausläufer derselben bergauf, bergab, sehr beschwerlich bis zur Passhöhe, und dann noch eine ganze Weile ebenso beschwerlich bergab. Wunderlich nehmen sich die Milcahuales, die Stoppelfelder, aus, welche die Höhen zu beiden Seiten des Weges überziehen. Aus einem Meer von Grün ragen, regelmässig und dicht neben einander gestellt, die dürren Stengel der Maisstauden heraus, so dass man von Grün umrankte Weinpfähle vor sich zu haben glaubt. Endlich kamen wir aus den Höhen heraus und in ebeneres Gefild und gelangten noch früh am Vormittag nach Huejutla — dem Ausgangspunkt der Strasse nach Pachuca und Mexico, am Fuss der Sierra Madre, und wie San Martin zwischen grünen Höhen und am Ufer eines klaren, an Badeplätzen reichen Arroyo gelegen. Wir müssen uns hier einen andren Mozo und Beförderung für einen Theil der Carga suchen — eine schwierige Aufgabe. Schon den dritten Tag sitzen wir hier, und noch sind wir nicht am Ziel. Doch haben wir auch hier gute Freunde gefunden, den Vorsteher des hiesigen telegraphischen Bureaus, Don Francisco Javier Llanas, dem die ganze Strecke des Telégrafo federal — es gibt hier Staats- d. h. Bundestelegraphen und staatliche, d. h. von den einzelnen Staaten gebaute und unterhaltene Telegraphenleitungen — bis nach der

Hauptstadt Pachuca hin unterstellt ist. Er hat trotz seiner Jugend schon eine (durch Kriege) vielbewegte Beamtenlaufbahn hinter sich und hat den ganzen fünf Tage langen Weg über die Sierra, den wir vor uns haben, mit Familie — Frau und kleinen Kindern — zu Pferd zurückgelegt. Er ist uns in unsern Nöthen ein treuer Berather, ein höflicher, gefälliger und verständiger Mann, der die besten Charakterseiten des Mexikaners der höheren Gesellschaftsklasse uns vor Augen führt.

Zacualtipan, 3. Mai 1889.

Am 29. vorigen Monats verliessen wir Huejutla. Statt des Mozo und des Lastthieres, die in Huejutla nicht aufzutreiben waren, führten wir vier Indier mit uns, von denen einer unsern Koffer, einer eine Kiste, die beiden anderen Kleinigkeiten trugen, und die gleichzeitig die Aufgabe hatten, für die Pferde zu sorgen — alles für vier Peso pro Mann und das Essen, — bis Pachuca.

Von Huejutla führt der Weg zunächst eine kleine Strecke in dem zwischen grünen Hügeln eingebetteten Kessel, in welchem Huejutla liegt. Alsdann in die Höhe. Man muss ein paar Höhenzüge übersteigen, die durch Zuflüsse des Rio de Naranjos — eines der verschiedenen Tributäre des Rio de Tempoal, bezw. des Pánuco — (Rio de la Candelaria, Rio del Venado) getrennt sind. Der Weg ist anmuthig, bald ansteigend bald absteigend, geht es zwischen Busch und Wald und über kahle Stellen, an denen der Fels, oder — was häufiger ist — der Schiefergruss zu Tage tritt, der durch Zersetzung des ursprünglichen Fels entstanden. Denn hier, in den Tropen, ist die Einwirkung der Atmosphärilien auf das Gestein eine viel energischere als in unserer Zone. Von oben sieht man in den grünen Kessel, in welchem Huejutla eingebettet liegt, auf grüne mit Milcahuales (Stoppelfeldern) bedeckte Gehänge, auf tief eingeschnittene Flussthäler und die steilen Abstürze der Sierra Madre, deren breite Kämme und rechtwinklig abgeschnittene Gipfel zum Theil in Wolken gehüllt sind. Ein frischerer Luftzug weht schon auf diesen Höhen, den wir mit Begier einsaugen. Und schon beginnt die Vegetation sich etwas zu modifiziren. Statt des Waldes der

Tiefe treten die Formen auf, die wir auf den Höhen um Tancanhuitz antrafen.

Um die Mittagsstunde waren wir in Atlapexco, einem kleinen Oertchen, das im Thal des Naranjos liegt, da wo von links ein Nebenbach — der Fluss von Hueyatla — in denselben mündet. Eine Plaza mit einem Strohdach für die Marktverkäufer und ein grosser schattengebender Ceibabaum, eine Tienda, eine Fonda und eine Anzahl über den Hang und zwischen den Gärten im Thalgrund zerstreute Häuser. Hier theilt sich der Weg. Links führt durch die Vega im Thal des Naranjos ein längerer, aber ebener Weg. Rechts geht im Thal des Rio de Hueyatla ein anderer kurzer Weg, von dem ersteren durch einen hohen Felskamm getrennt, der dann einen Pass übersteigend in Huitznopala mit dem ersten Wege sich vereinigt. Wir nahmen den Telegraph zum Führer und schlugen den letzteren Weg ein. Es geht erst eine ganze Weile im Thal, an dem buschbewachsenen Bett des Flusses entlang. Dann kommt eine Stelle, wo ein Bergriegel sich dicht an den Fluss schiebt. In der Regenzeit, wo der Fluss das ganze Bett ausfüllt, muss auf steilem Pfade dieser Bergriegel überschritten werden. Jetzt kann man über die schmale Schutthalde am Fusse desselben entlang, und der Weg führt dann im Flussbett weiter, über Stein- und Kiesgeröll, bald an der einen bald an der anderen Seite der Wasserrinne, auf welche jetzt der klar über Steingeröll dahinfliessende Fluss beschränkt ist. Bald kamen wir nach Hueyatla, einem ansehnlichen Dörfchen, dessen Häuser am rechten Ufer des Flusses um den Fuss einer hohen Terrasse zerstreut sind, welche ein steil vor uns aufragender Felskamm in das Thal des Flusses vorschiebt. Schon von weitem hatten wir, an den Gehängen der Mesa hoch über der erwähnten Terrasse, sorgfältig bestellte Aecker gesehen. Ueber den Rand der Terrasse lugen ein paar Dörfer, und ein Fusspfad führt steil an der Kante der Terrasse in die Höhe. Dort oben liegt Yahualica — ein altes Indianerdorf, einst die Grenzfeste mexikanischer Stämme gegen die Huaxteca. Viel Gold und Silber, erzählte man uns, werde dort in Minen gefunden. Dort werde auch, auf ein Stück Zeug gemalt, eine Karte der Gegend mit den Namen in mexikanischer

Sprache aufbewahrt. Auch sollen noch einige Steinmonumente zu sehen sein. Uns, reisemüden Leuten, die auch in der Fortbewegung nicht ganz unabhängig waren, insofern wir mit unseren lasttragenden Indiern rechnen mussten, lag es doch zu sehr aus dem Weg, um auf so vage Angaben hin unsere Reisedispositionen zu ändern.

Bei Hueyatla biegt der hohe Felskamm, der uns auf der linken Seite begleitete — die Scheide zwischen der Vega des Rio Naranjos und dem Bach von Hueyatla — weiter nach links um, und zwischen ihm und der Mesa von Yahualica zieht sich eine Einsattelung hin, eine Art Hochthal bildend, oder eine Terrasse, die gegen die Hänge der Mesa von Yahualica durch eine tief eingeschnittene Wasserrinne sich abgrenzt. Wir stiegen diese Terrasse in die Höhe. Der Weg ist steinig und schauderhaft. Aber der Blick ist schön auf die Felsabstürze hüben und drüben, das grüne Buschwerk, und die kleinen mit Mais oder Zuckerrohr bestellten Ackerstücke, die an dieser und jener Thalseite und hoch den Berg hinauf zu sehen sind. Von den Abhängen zur Linken rieseln eine Menge Bäche und Quellen herab, von schöner Vegetation, grünem Buschwerk und Schilf, zwischen denen aber hier und da die mächtigen Blattbüschel der Yucca aufschiessen, eingefasst. Kahlere Stellen wechseln mit Buschwald und Streifen hohen schilfartigen Grases. Ansteigend kommen wir an den Fuss des Steilabsturzes zur Linken, Hier ist eine kleine Terrasse, auf der eine Anzahl schöner schattengebender Bäume stehen, ein anmuthiges Bild, und nicht weit davon ein paar ärmliche Häuser, aus Otatestäben, deren Zwischenräume mit einer dunklen, wenig plastischen Walderde zugeklebt sind. Hier sind wir an dem eigentlichen Sattel angekommen. Rechts führt ein Weg, durch das Quellgebiet des Baches, zur Mesa von Yahualica. Geradeaus steigen wir über einen schönen Quell und weiter über gras- und buschbedeckte Flächen zur Passhöhe und gleich dahinter steil und tief in das Bett eines nach der anderen Seite abfliessenden Baches herab. Feucht und kühl ist es da unten. Begonien und Farrenkräuter wachsen an den Wegrändern. Und steil und hoch müssen wir an der anderen Seite wieder hinauf. Prachtvoll ist der Blick in die grün-

erfüllte Schlucht. Zur Linken sucht der Bach, immer tiefer sich einschneidend, seinen Weg zum Fluss. Wir aber steigen, das Thal vor Augen, in das auch wir hinab müssen, über den Bergriegel immer weiter in die Höhe, um dann, steil und schauderhaft, in Serpentinen wieder in die Thalebene hinabzusteigen. In der Ebene treffen wir den Wald wieder — und mit ihm — der Abend begann schon wieder zu dunkeln — die Leuchtkäfer und die Grillen. In gerader Linie führt der Weg durch den Wald auf eine langgestreckte, niedrige dornartig auslaufende Erhebung hin, an deren vorderer Seite ein von rechts herabrinnender Bach seinen Weg zum Fluss nimmt. Dort liegen die Häuser von Huitznopala — ebenfalls ein altes Dorf, in welchem unlängst, wie man uns erzählte, eine schön gearbeitete Steinkiste gefunden ward, mit Gold und Silber (?) und einem herzförmigen kostbaren Stein, den aber der Finder, unkundig seines Werthes, um vier Realen verschleuderte. Unzweifelhaft war das die Aschenkiste eines indianischen Häuptlings, mit dem grünen Stein, dem Sinnbild des Herzens oder des Lebens, der dem Gestorbenen in den Mund gelegt ward. Uns erzählte der Ort nichts von seiner alten Grösse. Wir fanden unfreundliche Aufnahme, nichts zu essen — kaum dass man uns erlaubte, an dem auf dem Fussboden brennenden Feuer in der raucherfüllten Küche unsern Kaffee uns selbst zu machen — und Nachtlager auf dem harten Steinpflaster unter dem vordern Portal des Hauses, in Gesellschaft von Schweinen und Hunden. Und das an der grossen Verkehrsstrasse, die aus der Huaxteca nach der Hauptstadt México führt! —

Am andern Morgen stiegen wir auf der andern Seite der schmalen niedrigen Erhebung, auf der Huitznopala liegt, in das Flussthal herab, überschritten den Fluss — Rio de Naranjos — und ritten gerades Wegs weiter auf eine Schlucht zu, die hier sich öffnet, auf beiden Seiten von hohen steilen Hängen eingefasst und hinten, anscheinend in geringer Entfernung, begrenzt durch einen nicht minder steilen und hohen Abhang, unter dessen obern Rand hoch oben eine von grünem Buschwerk gebildete Linie schräg zur Höhe führt — unser Weg, wie wir alsbald erfuhren. Am Ausgang dieser Schlucht liegt ein Dorf, Papatlatla, glaube ich, genannt. Und unmittelbar an den Häusern des Dor-

fes zieht der Weg, den Thalgrund verlassend, an dem Abhang rechts in die Höhe. Prächtig ist der Blick von oben in den grünen Thalgrund, in dem ebenfalls ein Weg entlang führt, auf den steilen, jenseitigen, jetzt im Schatten liegenden, ganz mit hohem Wald bedeckten Abhang, in die Schluchten, um die der Weg herum führt, und aus deren dämmerndem Dunkel die Gipfel hoher Bäume, die prächtigen Blattkronen der Papaya und andere schöne tropische Vegetationsformen aufragen, und hinauf in die oberen Fortsetzungen der Schluchten, wo in dem dichten Baumschatten Farren und anderes Kräutich üppig gedeihen. Vor sich hat man immer den steilen Hang, unter dessen oberem Rand der grüne Strich schräg in die Höhe führt. Rückwärts gewendet, sieht man jenseit des Flussthales die hohe mauerartige Wand der Mesa, und rechts davon die Einsattelung, die wir am vorhergehenden Tage überschritten. Der Weg geht fortwährend scharf bergan. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden Steigung kommt vor uns, ein anderer, bis zum Gipfel mit Milcahuales bedeckter Abhang in Sicht, und alsbald gelangen wir auf einen Grat, von dem aus wir links in die Schlucht hineinsehen, an deren Thalseite wir in die Höhe stiegen, rechts aber in einen obern Abschnitt des Thales des Naranjos, mit der mauerartigen Wand der Mesa dahinter, und einem freundlich im Grunde liegenden Dorf — Apetlaco, glaube ich, genannt. Nach der scharfen Steigung ruhen hier, am Fusse einer bewaldeten Kuppe, unsere Träger von der Anstrengung aus. Und auch wir lassen unsere Pferde ein wenig verschnaufen. Weiter geht es steil in Serpentinen bergan, dann, links uns wendend, abwärts und bald wieder aufwärts über einen schmalen Grat, und schräg unterhalb der höchsten obern Kante desselben in die Höhe. Der Grat trennt die Schlucht, in der wir aufstiegen, von der tief eineingeschnittenen obern Thalspalte des Naranjos, die auf der Karte den Namen Cañada de Mixtla führt. Auf einer schmalen sattelförmigen Einsenkung, an der einige Häuser stehen, und wo aus dem Thal zu unserer Linken ein anderer Weg in die Höhe führt, überschreiten wir den Grat, und erreichen, auf schauderhaftem Wege weiter reitend, Yatipan — Station des Telégrafo federal und ein nicht unansehnliches Oertchen, das Fonda, Hufschmied und

einen kleinen Marktplatz aufweist, auf dem Chile, in Dulce gekochte Früchte, Eier, Salz, getrocknetes Fleisch u. a. zum Verkauf ausgeboten werden.

Von Yatipan aus führt der Weg — einer der sonderbarsten Gebirgswege, die es in der Welt gibt — über die Kuppen und die die Kuppen verbindenden schmalen Grate, welche die Scheide zwischen der eben erwähnten Cañada de Mixtla und dem eben so tief eingeschnittenen Oberlauf des Rio Garcés, des Flusses von Chicontepec bilden. Es besteht so der Weg in einem ewigen Aufsteigen und Absteigen, in dem aber naturgemäss für uns das Aufsteigen überwiegt. Die Aufstiege und ebenso die Abstiege sind grässlich steil, und die Wege schauderhaft. Theils ist es ein röthlicher fester Lehm — das Zersetzungsprodukt feldspathhaltiger Gesteine — in den in der nassen Jahreszeit (die hier fast das ganze Jahr herrscht — auch wir hatten in den Mittagsstunden Regen und Gewitter zu verzeichnen —) die gleichmässigen Tritte der Pferde und Maulthiere eine Art Geleis getreten haben, d. h. quer über die Strasse verlaufende Vertiefungen, so dass die ganze Strasse eine Folge von erstarrten Kothwellen oder Kothschwellen gleicher Amplitude darbietet, deren Vertiefungen meist mit Wasser angefüllt sind. Dann wieder sind es schlüpfrige Gehänge, mit grösseren und kleineren Blöcken festeren Gesteins, zwischen denen die Pferde in der grössten Gefahr sind, die Beine zu brechen. Oder aber das geschichtete Gestein bildet Treppen, die die Pferde leidlich gut hinaufklettern, aber ungern und ungeschickt hinabstolpern. Endlich aber muss man — und das sind die gefährlichsten Stellen — auf den glatten ebenen Schichtflächen des schieferartigen Gesteins — Lajas heissen sie hier im Lande — hinab oder hinauf. Hier zogen wir es in der That vor, abzusteigen und unsere Pferde den Weg allein suchen zu lassen. Eine Anzahl Ranchos und einzelner Häuser sind an diesem Wege oder unfern desselben zerstreut. Und nach beiden Seiten blickt man in die gewaltigen Thalspalten hinab. Tief im Grunde fliesst der Fluss, und Wege führen auch im Thal entlang. Die Hänge sind zerfurcht. Bald parallel neben einander, bald fächerförmig auseinander laufend, ziehen die Rippen hinab, und Steilabstürze engen hier und

da das Thal bis auf eine enge Spalte ein. Grüner, blühender Wald und üppige Maisäcker sind in der Nähe zu sehen, und Grün bedeckt auch die Gehänge — Wald und Busch und Ackerflächen, denn die Sierra ist stark bevölkert und gut kultivirt. Ueberall lugen — hüben und drüben und aus dem Thalgrunde — die einzelnen Häuser und freundliche Oertchen hervor, wie Spielwerk im Grunde des Thals und an den Gehängen aufgebaut.

Bald hinter Yatipan passirten wir den ersten der eigenthümlichen schmalen Grate — so schmal, dass kaum die Wegbreite auf ihm Platz findet. Nach beiden Seiten fällt das Erdreich steil ab zu Thalschluchten, die ihrerseits wieder in die beiden grossen Thalspalten sich öffnen. Trotz der Steilheit sind die Hänge des Grats sorgfältig kultivirt, und am Anfang bezw. Ausgang desselben stehn auch hier schon — wie wir weiterhin fast regelmässig bemerkten — einige Häuschen. Dann geht es in der beschriebenen Weise weiter, bergauf, bergab, meist durch prächtigen Wald, in dem die Laubhölzer der Tierra caliente durchaus vorherrschen. Die Hänge sind quellig. Dicht am Wege schiessen in dem dichten Dickicht die hohen Stengel der Coyolli auf, mit ihren grossen bananenartigen Laubblättern, den hochrothen Hochblättern und gelben in Rispen geordneten Blüthen. Wir hatten die Pflanze zuerst in dem sumpfigen Erdreich am Fuss des schönen Wasserfalls unweit Huamuchil, weiterhin vielfach am Ufer des Naranjos und dann noch an dem Bach von Tancanhuitz angetroffen, während wir in der ganzen ebenen Huaxteca uns vergebens nach ihr umsahen. Am Rancho El Cumbre — ebenfalls auf schmalem Grat und gerade über der Stelle gelegen, wo im Thalgrunde, wie Häuschen aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut, die Hütten von Tlacolula sichtbar werden, beginnt der Weg etwas besser zu werden. Man steigt hier eine etwas breitere, oben tafelförmig sich ausbreitende Höhe hinan, die nach der Seite des Flusses von Tlacolula steil abfällt. Diese steilen Wände weisslichen Gesteins, denen gegenüber auf der anderen Thalseite ähnliche Steilabstürze nahe treten, das Thal des Flusses auf eine enge cañonartigen Spalte reduzirend, bilden eine weithin sichtbare Landmarke. Und prächtig ist der Blick in die Thalspalte und an derselben vorbei über die Kämme und Grate, die wir

erstiegen, auf die hohen Wände, die jenseits des Thals des Naranjos aufragen. Es ist eine Gebirgslandschaft von eigenartiger und grossartiger Schönheit — Gebirgslandschaft der regenreichen Tropen. Kein ewiger Schnee, keine oder wenige kahle schroffe Wände, grün vom Scheitel bis zur Sohle. Aber entsprechend der ungleich grösseren erodirenden Kraft, den die tropischen Regengüsse auf den felsigen Kern des Gebirges ausüben, unglaublich zerrissen und zerfurcht, und die Thalspalten von furchtbarer Tiefe. Auf der Höhe der Kuppe liegt ein Rancho — Los Linderos de Tlacolula, oder kurzweg Los Linderos genannt — dessen Häuser weit ins Land schauen. Ihn hatten wir zum Nachtquartier ausersehen. Gerade zur Zeit, d. h. mit Sonnenuntergang, langten wir an, erfuhren aber, dass es dort kein Futter für die Pferde und keinen Mais gibt, und dass wir, um beides zu finden, uns noch ein Stück weiter zu bemühen hätten. So ging es denn im Dunkel wieder in den Wald und wieder in die Höhe. Wir hatten uns das Haus genau beschreiben lassen. Aber unglücklicherweise kamen wir gerade in den Nebel hinein. Und als nach halbstündiger Wanderung das Haus, das »ganz nahe« (cerquita) sein sollte, noch immer nicht erreicht war, mussten wir wohl glauben, dass wir im Nebel an demselben vorbei getappt. Dem war aber doch nicht so. Es war die alte unsichere Zeit- und Distanzbestimmung, die uns auf dieser Reise schon so manchen Kummer gemacht. Glücklich erreichten wir das Haus und fanden freundliche Leute, eine Catre für uns in geschlossenem Zimmer — bei dem feuchten Nebel da draussen und unserm etwas erkälteten Zustande eine sehr angenehme Sache — und Mais für die Pferde, den wir am andern Morgen, eingedenk des genossenen Guten, gern etwas theurer bezahlten, als es sonst im Lande üblich ist.

Am andern Morgen ging es am Berghang durch prächtigen Laubwald zunächst ziemlich eben weiter. Der Bestand wird in überwiegender Weise von Eichen gebildet, durch deren schöne Kronen wir hinab in die Tiefe sahen. An den Wegrändern und den moosbewachsenen Felsen begegnen uns zum ersten Male wieder europäische Formen — eine Salbei und die Prunelle, anscheinend die echte Prunelle unserer Waldwiesen, und über dem

Gesträuch hängt, hier mit Blüthen, dort mit Frucht beladen, eine rankende Brombeere. Freudig begrüssen wir die alten lieben Bekannten, und mit Lust athmen wir die schöne kräftige Waldluft ein, die wir dort unten so lange hatten entbehren müssen. In diesen Höhen und an dieser den regenbringenden Winden ausgesetzten atlantischen Seite des Hochplateaus von México entwickelt sich in der That eine Waldvegetation, die ganz an die unserer Gebirge erinnert. Wir blieben nicht lange auf ebenem Pfad. Absteigend, durch Wald, in dem aber jetzt massenhaft Kiefern — echte wahrhaftige Kiefern auftreten, gelangen wir auf einen andern schmalen Grat, über dessen Abhänge die Häuschen des Ortes Otlamalacatle zerstreut sind. Die Häuser sind reinlich, fester gefügt, als es unten Stil ist, und jedes hat sein Gärtchen, in welchem Geranien und Rosen in voller Blüthe stehen.

Jenseit desselben geht es wieder in die Höhe. Zur Linken haben wir quellige Abhänge, auf denen hohes Gras und Kräutich stehen. Zur Rechten Kiefernwald. Der Anstieg ist stark und andauernd. Auf der Höhe treffen wir ein Haus und rechts führt der Weg unterhalb der obersten Spitze weiter. Den steilen Abhang hinunter zieht eine frisch gerodete Milpa, aus der noch einzelne verkohlte Stämme aufragen. Und hart am Weg begegnen uns — hier zum ersten Mal — mächtige gefiederte Wedel tragende Baumfarren. In schönem Wald, in dem eine Unmenge Zeug blüht, ein baumartiges Solanum, ein schöner rothblühender oleanderartiger Strauch u. a., und in dem eine wahre Wildniss von Farrenkräutern sich entwickelt, geht es weiter und wieder abwärts auf einen ähnlichen schmalen Grat, wie der von Otlamalacatle, und auch hier wieder stehen einige Häuschen, und auch hier wieder geht es nach beiden Seiten steil abwärts in die tiefen Thalspalten, wo im Grunde der Fluss fliesst, genährt durch zahlreiche Wässerchen, die von beiden Seiten ihm zurinnen.

Wieder geht es, den Berghang zur Rechten, aufwärts durch gemischten Wald — Eichen und Kiefern. — Hinter uns hebt sich mächtig empor die breite viereckig zugehauene Kuppe der Linderos de Tlacolula, vor uns zur Linken schiebt sich

gegen die Thalspalte eine ähnliche, aber hinten, wie es scheint, schon an Hochplateau sich anlehnende Terrasse vor, auf der das Oertchen Pamuxco liegt. Wir liessen dasselbe links liegen und stiegen, immer den Berghang zur Rechten, aufwärts, bis wir wieder an den Rand kommen, von wo aus ein prachtvoller Blick in die jenseitige Thalspalte sich bietet, und an der dieser zugewendeten Seite weiter. Dann uns abwärts wendend, um ein breites nach rechts hinabziehendes Wiesenthal herum, auf dessen jenseitigem Abhang ein Weg aus der Tiefe in die Höhe zieht, gelangen wir zum Oertchen Matlatengo. Dass wir hier ein Dörfchen vor uns haben, ergibt sich aus dem Zustand der den Ort durchziehenden Strasse, die gepflastert und darum schauderhaft ist. Die Häuser — Stein, Holz und Schindeldach — gemahnen an heimische Gebirgsdörfer und so auch die ganze Umgegend des Orts — grüne Wiesen, die den Berghang herunter ziehen, weidendes Vieh, von Wald umschlossene grüne, grasbewachsene Thäler.

Jenseit des Orts, kommen wir, wie es scheint, schon auf Hochflächen, der Weg geht leidlich eben weiter. Zur Seite mehren sich die beackerten Flächen. Aber leider sind wir wieder im Nebel, und kein Ausblick bietet sich nach rechts oder links. An einer Höhe zur Linken aufwärts, zum Theil über quelliges Terrain, wo aus Spalten und Felswänden reichlich Wasser rieselt, kommen wir auf eine in die Thalspalte zur Rechten vorgeschobene Terrasse, auf der die Häuser und die Ackerflächen des Städtchens Tianguistengo liegen. Es ist ein ansehnlicher Ort, der eine recht hübsche Plaza, von aneinander stossenden, mit Portalen (säulengetragenen Veranden) versehenen Steinhäusern aufweist. Wir finden hier freundliche Aufnahme bei dem Telegraphisten des Orts, Don Alfonso B. Sotomayor, in einer Fonda gutes mexikanisches Essen und Tibico — Pulque de sarsa, ein süsses durch Gährung von Sarsa Saft unter Zusatz von andern Gewürz bereitetes, wenig alkoholisches, ganz erfrischendes Getränk —, sahen aber von dem Ort nicht viel, da der Nebel nicht nachliess. Der Ort hat ein gesundes Höhenklima, und die Leute haben ein frisches rothes Ansehen, aber Nebel und Regen gibt es hier fast das ganze Jahr hindurch. —

Noch denselben Nachmittag ritten wir weiter. Zunächst an der Höhe zur Linken aufwärts an bewaldeten quelligen Hängen vorbei, auf ähnlichen Wegen, wie wir sie vor dem Ort passirt. Der Nebel verzog sich ein wenig, so dass wir einen Blick auf den breiten Felsvorsprung, der die Häuser des Ortes trägt, und die Thalspalte dahinter, gewannen. Oben kamen wir auf die Mesa und wieder in den Nebel. Auf breiter lehmiger Strasse geht es zwischen Ackerflächen hindurch, das Buschwerk am Wege und alles trieft von Feuchtigkeit. Wir passirten einen kleinen Ort und stiegen dann eine kleine Schlucht hinab, die nach der grossen Thalspalte zur Linken sich öffnet. Wieder ein neues prächtiges Bild — steile, waldbewachsene Felswände, vielfach durcheinander sich schiebend, ein prächtiger Wasserfall zur Rechten, eine europäische Gebirgsscenerie von fesselnder Schönheit — an die Tropen erinnern nur die mächtigen und noch zum Theil baumartigen Farren, die eine wahre Wildniss in der nähern Umgebung des Baches und unter dem dichten Laubschatten der Bäume bilden. Wir lassen in dem Bach unsere Pferde trinken und steigen aufwärts. Zur Seite öffnen sich breite Wiesenthäler, von erlenartigen Bäumen umstanden, waldige Abhänge, die uns an den Thüringer Wald gemahnen. Dann kommen wir wieder auf die Mesa, und hier geht es durch Wald von ganz europäischem Charakter — Kiefern, Eichen, Haselnüsse, natürlich andere Arten als unsere heimischen, aber doch denselben ausgeprägten Charakter tragend. Statt des Haidekrauts unserer Wälder eine haidekrautartige Composite. — Der Weg geht zum Theil schön eben, zum Theil abwärts auf durch das Nebelgeriesel in Glatteis verwandeltem Lehmboden. Endlich haben wir eine breite Senke vor uns. Auf der anderen Seite Aecker und Potreros und die ersten Häuser; wir steigen zwischen Häusern abwärts, passiren ein kleines Bächlein und steigen wieder zwischen Häusern aufwärts, bis wir eine grosse Plaza erreichen, mit stattlichen Gebäuden und einer an der einen Seite frei und hoch aufragenden Kirche. Das ist Zacualtipan — der bedeutendste Ort, den wir seit Tampico erreicht. Bei dem Administrador de rentas, d. h. Steuereinnehmer des Orts, Don Emilio Ordoñez, fanden wir freundliche und gute Aufnahme und streckten freudig — zum

ersten Mal seit langer Zeit — unsere Glieder auf weicher Matratze zur Ruhe nieder.

Pachuca, 6. Mai 1888.

Zacualtipan soll — nach dortigen Angaben — Abkürzung von Tetzacualtipan, d. h. Ort der tetzacualli, der Steineinfriedigungen, d. h. der Cues bedeuten, deren es hier in der Umgegend und auch weiterhin an dem Abhang der Sierra Madre z. B. in der Umgegend von Molango, eine ganze Menge geben soll. Ich habe keinen gesehen, weiss also nicht, ob sie denselben Charakter tragen, wie die Cues der Ebene. Die Bevölkerung der Sierra war jedenfalls schon in alter Zeit, wie heute eine andere als die der Ebene. In der Ebene sitzen die Huaxteca. An den Abhängen des Gebirges, von Tancanhuitz herüber über Tepemiche bis nach Chicontepec und weiter bis nach Orizaba, sitzen echte Mexikaner. Was uns als Merkwürdigkeit gezeigt wurde, war die sogenannte Casa de piedra, eine in dem weichen Stein der Gegend ausgearbeitete Klausnerwohnung, die zwei Zimmer und daneben ein Temazcal, eine Badestube, aufweist. Die Leute geben es für eine Antigüedad aus und sagen, dass es früher dort eine ganze Menge ähnlicher, jetzt zerstörter, gegeben habe. Ueber der Thür der Wohnung aber ist ein Kreuz eingemeisselt, und neben ihr die Figur eines Mannes in spanischer Tracht.

Wir mussten in dem Ort zwei Tage bleiben, weil wir genöthigt waren uns telegraphisch — durch einen Giro auf Mexiko — Geld zu besorgen, und die Antwort in Folge der Zerstörung der Linie, — Zacualtipan ist Station des Telégrafo del Estado de Hidalgo — ausblieb. Wir mussten erst unsere indischen Peones nach Tianguistengo zurückschicken, wo eine andere Telegraphenlinie (Telégrafo federal) Station besitzt, und von dort aus die Antwort ertelegraphiren. So unangenehm das war, so dankten wir doch Gott, dass uns das Missgeschick nicht an einem andern Ort passirt, denn wir waren in Zacualtipan gut aufgehoben. Und der Ort ist gesund und reizend gelegen. Ueber eine von Schluchten durchzogene Hochfläche zerstreut, über welche an der einen Seite bewaldete Höhen ragen, während an der andern Seite eine tiefe Thalspalte sich zieht, jenseit deren der mauerartige Abfall einer

andern Mesa sichtbar ist. Wälder, Wiesen, Getreidefelder ringsum. Sonnenröschen (Helianthemum), Tausendgüldenkraut (Erythraea), Mastkraut (Sagina) auf den Waldwiesen. Und eine Fülle blühender Rosen an den Hecken und in der Nähe der Häuser. — Endlich erhielten wir das Geld und konnten weiter reiten. Es geht zunächst durch Waldthäler und dann eine Höhe hinan. Der Weg an der einen Seite von Wald, an der andern Seite von einem Getreidefeld begrenzt, jenseit dessen wieder Wald den Abhang hinabzieht. Wir kamen auf die Höhe, und da ändert sich mit einem Schlag die Scenerie. Der Wald ist wie weggeblasen. Nur einzelne verkümmerte Bäume begleiten uns noch ein paar Schritt weit. Vor uns aber dehnt sich eine weite felsige Platte, mit kümmerlicher Vegetation und den wohlbekannten Formen der Agave und des Cactus. Jenseit ragen kahle Höhen auf. Zur Linken zieht eine breite Senke in die Thalspalte hinab, an deren anderer Seite der mauerartige Abfall einer ähnlichen kahlen Mesa sichtbar ist. Und hinter ihr gerundete hohe Gipfel, in denen wir die Formen wieder zu erkennen glauben, die sich uns beim Anblick der Sierra Madre von der Ebene aus zeigten.

Wir passiren zunächst die Häuser eines Dorfes — San Bernardo — die Häuser zerstreut, geschlossene Steinhäuser mit Fenzen von Organos (Säulenkaktus). Dann winden wir uns um die erwähnten kahlen Höhen herum, passiren eine flache ebenso kahle Vertiefung und nun heisst es absteigen in das Thal, das wie ein grünes Band tief unten zwischen den kahlen Felsen sich hinzieht. Der Abstieg ist leidlich steil und holperig. Ueber weissliches Kalkgestein, das theils glatte, breite Flächen uns bietet, theils in Geröllmassen sich anhäuft, theils von dem Tritt der Pferde und Maulthiere zu Pulver zerstampft ist, geht es abwärts. Die Hänge zu beiden Seiten kahl, nur die Kakteen gedeihen an der brennenden Felswand und gerade jetzt stehen sie in Blüthe — der breite blattartig verästelte Nopal (fighe delle Indie) mit schönen gelben oder orangerothen auf der Kante der blattartigen Aeste sich entwickelnden Blüthen, ein niedriger säulengliedriger Kaktus mit prächtigen grossen carmoisinrothen Blüthen, ein reichkandelaberartig verzweigter, hoher, säulengliedriger Kaktus mit kleinen weisslichen Blüthen, der hohe Säulenkaktus (organo)

ebenfalls mit kleinen weisslichen Blüthen und endlich die verschiedenen Melonenkaktus — hohe, kugelartig gewölbte, dunkelgrüne, mit gelber Blüthe im Scheitel der Wölbung und der kleine niedrige, weissfilzige Polster bildende, mit schöner carmoisinrother Blüthe. In den grossen Blüthen tummeln sich, den süssen Saft suchend eine Unmenge kleiner Fliegen und zwischen ihnen hier und da ein schön gefärbter Maikäfer. Im Schatten des Kaktus ruhte, von der Anstrengung des Steigens ermüdet, ein lasttragender Indier aus. Das ist das einzige Leben, das uns begegnet. Tiefer und tiefer rutschen und stolpern wir hinab. Noch einmal geht es über eine vorgeschobene Höhe. Schon begegnen uns weidende Esel, und im trockenen Bett des Arroyo ist durch Steineinfriedigung ein Corral hergestellt, in welchem Rinder und Esel sich langweilen. Dann steigen wir über schrecklichen Schotter hinab zu den elenden Häusern von Zapotal, Einfriedigungen von Organos, Branntweinschenken am Wege und zum ersten Mal wieder die zierlich fiederig zerschlitzten Blätter des Arbol del Perú (Schinus molle). Gleich darauf sind wir im Thal. Ueber Geröll von Flusskieseln hinweg kommen wir an den schmalen Wasserfaden, der jetzt den Fluss repräsentirt. Jenseit haben wir erst eine Steinsetzung zu erklettern, durch welche ein Bewässerungsarm abgedämmt ist, dann passiren wir einen zweiten ähnlichen Wasserfaden und langen endlich im Dorf Milpillas an, wo wir Mitagsstation machen. Das Dorf enthält grosse Häuser mit ausgedehnten Höfen, Tiendas und Branntweinschenken. Wir bekamen reichlich und gut zu essen, einige lustige hübsche Dirnen tummelten sich im Hause, denen wir natürlich sehr eingehend erzählen mussten, wer wir wären, woher wir kämen, wohin wir gingen.

Jenseit Milpillas mussten wir wieder die steile Kalksteinhöhe hinan. Dorniges Gesträuch und Kaktus, wie an der entgegengesetzten Thalseite. In mannigfaltigen Windungen gelangen wir nach zweistündigem Marsch in die Höhe, wo uns ein paar elende Hütten, mit den Blättern der Yucca gedeckt, und Schafheerden begrüssen. Von dort liegt, fast zu unseren Füssen, ein zweites grünes Thal, das Thal des Rio Grande, der in die Laguna von Meztitlan sich ergiesst. Aber furchtbar steil geht es auf

einem Vorsprung, der in der Mitte einer von senkrechten Wänden begrenzten tiefen Schlucht sich hinabzieht, in die Tiefe. Sonderbar nehmen sich die steilen Wände aus, — einzig und in fast regelmässiger Anordnung bedeckt mit den zahnstocherartig aufragenden Organos und den hohen dunkelgrünen Kugeln des Melonenkaktus. Wir steigen ab und wandern, die Pferde am Strick hinter uns ziehend, hinab. Dort unten liegt ein Meson, de Venados genannt. Wir machten dort, obwohl wir zeitig anlangten, Halt, weil weiterhin, vor Atotonilco, keine Unterkunft sich bietet.

Am nächsten Morgen passirten wir den Fluss und stiegen dann den jenseitigen Abhang in die Höhe. Die Scenerie und die Vegetation ist eine ähnliche, wie drüben am andern Ufer und auf den Höhen um Milpillas. Nur ist die Vegetation etwas reicher, mehr Strauchwerk und kleines Zeug, denn hier sind wir wieder auf vulkanischem Boden angelangt. Auch scheint es in den letzten Wochen stark geregnet zu haben, wir sehen wenigstens die Spuren der Schutt- und Schlammbäche, welche die Regengüsse hervorgerufen. Zwischen dem Gesträuch blüht eine crocusartige schöne rosa Pflanze. Der Weg geht nicht einfach den Abhang in die Höhe, — es ist der Steilabfall einer Mesa mit Schutthalde davor — sondern sich wendend über die Schutthalde hinweg, mit ebenen Strecken, wo kleine, dolinenartige, felsumschlossene Milpas hergestellt sind. Originell ist am Wege ein Gehöft — einzig bestehend aus den hohen Organos. Natürlich kann der Säulenkaktus nur Wände liefern, es fehlt das Dach. Aber eine Art Zimmer war hergestellt, an der den Weg zugekehrten Seite ein Fenster ausgeschnitten, und an der hinteren Reihe Organos ein Brett angebracht, auf dem verschiedene Schnapsflaschen standen. Das sonderbare Gehöft stellte eine Kneipe vor. Noch immer geht es scharf ansteigend in die Höhe, und endlich sind wir — nach zweistündigem Steigen — auf der Höhe der Mesa, und haben damit definitiv die Hochebene erreicht. Noch einmal wenden wir uns um, und übersehen das grossartige und eigenartige Gebirgsbild, das sich hier bietet. Weite kahle Hochflächen, in die die beiden Flüsse, welche wir passirt, tiefe von Steilbfällen begrenzte Spalten eingeschnitten haben. Jenseit des hinteren der beiden der hohe Gebirgsrand,

von dem wir herabgestiegen. Wir sehen in der Ferne, wie ein schmales weisses Band den Weg sich herabschlängeln, den wir am gestrigen Tage begangen. Aber noch über demselben ragen Kuppen und Höhen auf — die Spitzen der Sierra Madre, die Zinnen der Gebirgsmauer, die steil wie eine Wand nach der heissen und tiefen Küstenebene abfällt. — Vorwärts geht es jetzt auf ebener Fläche, zwischen Aeckern, auf denen Ochsenpaare, von dem Pflüger mit langem stachelspitzigen Stock angetrieben, einen vorweltlichen, riesigen, aber nur eine kleine Eisenspitze tragenden und sehr flach gehenden Pflug durch das Erdreich ziehen. Leider sind unsere Pferde durch das ewige Auf und Ab der letzten Tage, und durch die schweren und unbequemen Sättel etwas aufgedrückt, so dass ich nicht riskire schnell zu reiten. Sonst wäre es eine Lust, auf diesen Strecken zu galoppiren. Es bleibt übrigens nicht immer eben. Gerade als wir eine Höhe erreicht, und in der Ferne eine leuchtende Masse, die Mauer der Kathedrale von Atotonilco sich uns zeigt, müssen wir über rauhen Stein hinab in das Bett eines Arroyo und jenseit ebenso rauh wieder hinauf. Nicht bald, so erreichen wir Zoquital, eine grosse Hacienda mit kastellartigem weitläufigen Gehöft, das aber jetzt zum grossen Theil in Trümmern liegt. Dann geht es schnurstracks und meist eben der lang schon uns vor Augen liegenden Häusermasse von Atotonilco zu.

Atotonilco El Grande ist ein sauberes Städtchen, auf einer Hochfläche und am oberen Rande eines schmalen tiefen Flussthales gelegen, jenseit dessen eine zerfurchte Gebirgskette — die Verlängerung der Sierra von Pachuca — aufragt. Nach der andern Seite setzt sich die Hochfläche weit fort, anscheinend zusammenhängend mit der Hochfläche von Tulancingo. Doch ist auch hier die Verbindung durch eine tiefe von mauerartigen Steilabfällen begrenzte Thalspalte unterbrochen. Das Erdreich — ein röthlicher durch Zersetzung vulkanischen Gesteins entstandener Lehm, in den die von den Bergen rinnenden Wässerlein ganze Flusssysteme gerissen — ist fruchtbar, und die ganze Gegend wohl kultivirt. Wir verkauften unsere Pferde und Sättel und setzten am anderen Tage unsere Reise mit der Post fort.

Um nach Pachuca zu gelangen, muss die oben erwähnte

Gebirgskette — die Sierra de Pachuca — überschritten werden. Die Steigung ist nicht unbeträchtlich und war uns um so unangenehmer, als die Diligence in wahrem Schneckenschritt die Höhe hinan holperte. Die Strasse ist übrigens gut. Denn auf diesem Wege werden auf schweren mit zehn Maulthieren bespannten Wagen die Erze hinabgeführt, die oben in der Sierra gefördert und weiter unten am Fuss der Berge, wo Wasser als Triebkraft reichlich vorhanden ist, in den sogenannten Haciendas de beneficio verhüttet werden. Diese der Nordseite zugewandten Abhänge der Sierra sind reichlich mit Wald bedeckt, und der Blick von der Strasse in die waldigen Thäler gemahnt uns an heimisches Gebirge. Die Orte am Wege haben ein freundliches, wohlhabendes Ansehen. Am Wege begegnen uns übrigens auch die mächtigen Fundamente grosser Hüttenwerke, die in Ruinen fielen, weil sie zu weit oben angelegt, und bei einer Veränderung des Bettes der Bach ihnen kein Wasser mehr lieferte. Nahe der Höhe des Weges liegt Real del Monte — ein alter und ansehnlicher Ort, drei Kirchen mit bunter Mosaikkuppel und schindelgedeckte Steinhäuser. Sowie man die Höhe überschritten, liegen wieder kahle Flächen vor uns. Die der innern Hochfläche zugekehrten Abhänge der Sierra sind kahl. Ueppig gedeiht nur die Agave, deren mächtige hohe Blüthenschäfte, rispig verzweigt und Bündel voll entwickelter gelber Blüthen tragend, vielfach am Abhang zu sehen sind. Kahl ist auch die wellige Fläche da unten und die Kuppen, die aus ihr aufragen. Auch auf ihnen gedeiht — aber sorgfältig in Reihen gepflanzt — die Agave. Denn dies sind die Llanos, die Hochflächen, die den besten Pulque liefern. Hier sind wir wieder auf dem bekannten Terrain. Aus den weisslichen Wolken blinken grüssend hervor die Schneemassen der beiden grossen Vulkane, und am fernen Horizont zeichnet sich als schwache Linie der Ajusco ab — der Bergkegel, der das Valle de México im Süden begrenzt. In rasselndem Trab geht es abwärts. Die Strasse ist gut und von ganzen Heerden lasttragender Maulthiere belebt. Am Abhang sind überall die Schachteingänge von Erzgruben zu sehen. Und von oben sehen wir auf eine Hacienda de beneficio herab, wo auf geebneten Flächen

Maulthiere und Pferde das fein zermahlene Erz mit Quecksilber durchtreten, um das in dem Erz vorhandene Edelmetall zu extrahiren. So erreichen wir Pachuca, das gold- und silberreiche, die Bergmannsstadt, Hauptstadt des Staates Hildalgo — ein ansehnlicher Ort, dessen Häusermassen sich weit in die Thalschluchten und die kahlen Anhöhen hinan ziehen. Hier haben wir wieder die Kultur erreicht — Pferdebahn, Gasthöfe, Läden und Restaurants. Und von hier führte uns am andern Tage die Eisenbahn durch die weiten Magueyfelder zunächst nach Irolo, und von da an den ehrwürdigen Pyramiden von Teotihuacan vorbei nach México.

Pachuca, d. 6. Mai 1888.

Die Huaxteca liegt hinter uns! Drei volle Monate haben wir ihr gewidmet — zu wenig, um über ein grosses Stück Land, welches nur zu Pferde durchreist werden kann, ein fertiges Urtheil haben zu können, zu viel, um sich einzubilden, ein solches zu haben. Wenn ich jetzt auf diese Zeit zurückschaue, so muss ich bekennen, dass sie mir in der Erinnerung viel beschwerlicher erscheint, als während ich sie durchlebte. Die schlechten Wege, die Hitze und die oft heftigen Kontraste der Witterung, die langen Ritte, die primitiven Nachtlager, all' das haben wir gut und ohne Beschwer überwunden. Für mangelnden Komfort entschädigte meist die Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Leute, für die schlechten Wege, die wundervolle Natur. Wir haben viel gesehen und manches gelernt. Wir haben nacheinander die Hochthäler der Tierra fria, die üppigen Wälder der am Abhang der Gebirge gelegenen Tierra caliente, ihre hässlichen, unordentlichen Vasuche-Wälder, ihre prächtigen Bambusgebüsche und ihre weiten sonnigen Ebenen durchritten. Wir sind von diesen wieder langsam zurückgegangen durch Wald und saftiges Weideland, durch Flüsse und über Berge, endlich von dem heissen Huejutla wieder hinaufgestiegen zur Tierra fria und gehen heute gesund, aber ein wenig müde, dem Ende dieser Reise-Episode entgegen.

VIII. Im Lande der Zapoteken.

Von México nach Tehuacan — im „goayin" nach Tecomavaca — in der Sänfte bis Huitzo — Wagenfahrt nach Oaxaca — Xoxo — Zaachila und Cuilapa — Monte Alban — nach Mitla — Mitla — die Barrancas — in's Thal des Flusses von Tehuantepec — Totolapan — ein Ritt im Flussbett — Zoquitlan — Distrikt von Tlacolula — Tracht — Teotitlan del Valle und Macuixochil — Evaristo — Etla und San Juan del Estado — von Huitzo nach Dominguillo und Tecomavaca — Teotitlan del Camino — Tehnacan.

Dominguillo, d. 22. Mai 1888.

Am vergangenen Sonnabend haben wir wiederum México verlassen, um nach Oaxaca zu gehen, das Land der Zapoteken, und die weltberühmten Ruinen von Mitla kennen zu lernen und das, was — dort, wie überall — unberühmt und unbekannt am Wege liegt: die Reste des alten Hausraths, die bescheidenen Zeugen der Kultur, die in diesen Landen herrschte, ehe noch der eiserne Tritt des spanischen Eroberers Städte und Königreiche niederstampfte und dem ganzen Land, es bis in seine Tiefen aufwühlend, eine andere Physiognomie gab.

Man verlässt die Hauptstadt mit der Bahn von Vera Cruz, die in nördlicher Richtung aus dem Thal von México heraustritt und in weitem Bogen, das Nordende der Kette umgehend, welche in ihrer südlichen Verlängerung die beiden schneebedeckten Riesenvulkane trägt, zu den Llanos von Apam führt, wo über Thal und Hügel unabsehbar die langen Reihen der Magueypflanzen sich ziehen, und grüne, mit kurzer Grasnarbe bedeckte Flächen am Rande einer Anzahl Lagunen und stagnirender Wässer sich dehnen. Weiter geht es an Apizaco vorbei, wo eine Linie nach Puebla sich abzweigt, um das Nordostende der altberühmten

Matlalcueye, der Sierra von Tlaxcala, durch die Ackerflächen von Huamantla, San Marcos, San Andres Chalchicomula, an den Südwestfuss des schneebedeckten Vulkans von Orizaba, Citlaltepetl, »Sternenberg« nannten ihn die Alten. — Hier senkt sich von der Hochfläche nach Süden ein breites Thal, das weiterhin sich schluchtartig verengt und dessen Wasser, mit einem von Süden vom Nordabhang der Centralcordillere herabrinnenden Wässerlein sich vereinigend, durch die Berge und Schluchten seinen Weg nach Osten, nach Tuxtepec, Cozumaloapan im Staate Vera Cruz und zum Golfe von Mexico sich sucht. Der Weg nach Oaxaca führt in dem erstgenannten Thale abwärts bis nach Tecomavaca, dann in dem von Süden kommenden Thal aufwärts bis hierher, Dominguillo. Von hier aus wird der Rand der Centralcordillere erstiegen, jenseits deren man das Hochthal von Oaxaca erreicht.

Den ersten Theil des Weges — von Esperanza, Station der Vera-Cruz-Bahn, bis Tehuacan — führt eine Tranvia, die an die von Mexico, wie an die von Vera Cruz kommenden Züge Anschluss hat. Man fährt früh um 6 Uhr von México ab, ist Mittags 1 Uhr in Esperanza und Abends 6 Uhr in Tehuacan. Der Weg ist anfangs ziemlich eintönig. Die Thalsohle eine breite Ackerfläche, aus der nur hier und da die bizarren Formen alter Yuccabäume sich erheben. Und zu beiden Seiten mässig hohe Hügel, kahles weissliches Gestein mit einzelnen Cactus und Yucca bestanden. Jenseits Cañada aber senkt sich der Weg stärker abwärts, die Berge zu beiden Seiten werden entsprechend höher, das ganze Thal verengt sich schluchtartig und ist mit schöner Vegetation von Akazien, Arbol de Pirú und einer gelbblühenden Bignoniacee bedeckt. Dazwischen fehlen selbstverständlich die Nopales, die breiten blattförmigen Cactus nicht — an den Blatträndern theils mit schönen rothen oder gelblichen Blüthen, theils mit Reihen der stachlichen Früchte, in verschiedenen Stadien der Entwickelung, bedeckt. Eine besondere Zierde der Vegetation bilden aber jetzt die hohen Blüthenrispen der Magueypflanze. Aus dem Bündel der bekannten Stachelblätter schiesst kerzengrade der mächtige Schaft in die Höhe, oben dünne Seitenäste tragend, auf denen kammartig dichtgedrängt die ansehnlichen gelben Blüthen sitzen. Jenseit Miahuatlan verbreitert sich das

Thal wieder. Zwischen schönen Arboles de Pirú, durch eine weite Getreidefläche, in der aber überall Bäume aufragen — wie im Rheingau, nur sind es hier keine Fruchtbäume, sondern stachelige Mimosen und die durch ihr zierliches gefiedertes Laub ausgezeichneten Arboles de Pirú, — geht es weiter und alsbald ist Tehuacan erreicht.

Der Ort liegt auf einer dürren Ebene, einer Kreideplatte, die, nur mit Akazien, Cactus und Agaven bestanden, auf dem ganzen rechten Ufer des Rio de Tehuacan sich dehnt. In das mürbe, zerreibliche Gestein drücken die Wagen tiefe Geleise und reissen die Wässer tiefe Furchen. Alle Wege, die von und zu der Stadt ziehen, sind daher leidlich schauderhaft. Eine Menge Rinnsale fliessenden Wassers durchfurchen diese Platte, die aber alle salzhaltiges Wasser führen. Die eigentlichen Ackerflächen liegen in der Thalsohle des Flusses selbst. Und dieser nahe, auf dem andern linken Ufer des Flusses, lag auch die alte Stadt. Erst die Spanier haben den Ort auf das rechte Ufer an die Heerstrasse verlegt. Es ist jetzt eine recht hübsche Stadt, mit breiten Strassen, reinlichen und ansehnlichen Häusern, Kirchen mit schönen Majolikakuppeln, einem etwas entfernt von der Stadt malerisch gelegenen Kloster, vielen Läden und dem üblichen, baumbepflanzten, von Portalen umgebenen Platz mit der Musiktribüne (zocalo). Wir mussten hier einen Tag auf die Diligence warten und benutzen die Zeit zu einem Ausfluge nach dem Ort des alten Tehuacan. Es ist ein trockener Kalkhügel, der auf dem linken Ufer des Flusses zwischen Ackerflächen aufragt. Wir fanden eine Anzahl Scherben, darunter solche, die den schönen bunten, glasirten von Cholula glichen. Von anderen Alterthümern war nichts aufzutreiben. Mehr soll auf dem Cerro colorado, einem ebenfalls auf dem linken Ufer des Flusses, etwas nördlich gelegenen Berge, zu finden sein.

Früh um 2 Uhr fuhren wir mit der Post ab, die hier den zapotekischen Namen goayin führt. Unser Frühstück nahmen wir in Nopala ein, einer Hacienda, am Ende einer schönen Getreidefläche gelegen, die ihre Fruchtbarkeit — wie hier alles Land — der sorgsam vorgenommenen Bewässerung verdankt. Einer dieser Bewässerungskanäle, von schönen Feigen-

bäumen beschattet, fliesst unmittelbar vor den Gebäuden der Hacienda vorbei Nicht bald darauf durchfuhren wir den Rio de Tehuacan, auch Rio Salado genannt wegen des starken Salzgehalts seines Wassers. Im steinigen Flussbett desselben trafen wir zum ersten Male die hohen Axochitl, — palo de agua — Bäume mit weidenartigem Laub und schöner gelber bignonienartiger Blüthe, hohes Schilfrohr und eine neue Passiflora. Am andern Ufer tritt statt des Kreidemergels, der uns bisher begleitete, ein gelblicher Lehm auf (Löss?) Die Wässer haben in denselben tiefe, von steilen Wänden begrenzte Schluchten gerissen, die immer weiter fressend bis hart an den Weg reichen. Aber wie die berühmte gelbe Erde des Reiches der Mitte, scheint es fruchtbares Ackerland zu sein. Dunkelgrüne Maisfelder und — hier zum ersten Male wieder — die lichtgrünen Zuckerrohrflächen erfreuen überall das Auge. Die Hügel — nah und fern — sind übrigens auch hier nackt und kahl, nur mit Akazien und den grotesken Candelabern der Säulencactus bestanden. Die Hacienda Casa-blanca, drüben am Fusse der Hügel gelegen, ist der erste Ort des Staates Oaxaca. Es wird dort durch Versieden des Wassers des Rio Salado ein Salz gewonnen, das bis nach Mexico versandt wird. Weiterhin kommt die Hacienda San Antonio, wo der Weg nach Teotitlan abzweigt, und dann die von Ayotla. Beide sind Zuckerhacienden, Besitzthümer des Generals Mejia, ehemaligen Kriegsministers des Präsidenten Juarez. Der Letztere, und ein seit 30 Jahren im Lande ansässiger Deutscher, Maschinenbauer von Profession, waren unsere Reisegefährten in der Diligence. Der General war eine recht sympathische Erscheinung. Lang, hager, sehnig, und trotz seiner 74 Jahre sich militärisch stramm haltend, stellte er sich uns als einen würdigen Vertreter der Rasse dar, welche einst die weiten Gebiete der neuen Welt mit Blut und Eisen zur Unterwerfung zwang. Er wusste manches zu erzählen von den Feldzügen und Gefechten, an denen er Theil genommen, und kannte auch Europa. Denn als Kriegsgefangener nach Frankreich gebracht, hatte er nachher Italien, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht. Er erzählte allerhand Schnurren und sang uns italienische Lieder. Trotz seiner Jahre ist der alte Herr noch fortwährend unterwegs,

von einem seiner vielen im Lande zerstreuten Besitzthümer zu dem andern.

In San Antonio und Ayotla hat man schon vollkommen den Eindruck der Tierra caliente — Palmen (allerdings nur die fiederwedeltragende Palma real, nicht die schöne Fächerpalme der Huaxteca), Bananen, Rohrhütten und brennende Sonne, brennender fast, als wir sie jemals dort unten in der Huaxteca gehabt, denn die kahlen weissen Berge rings herum strahlen die Gluth mit verstärkter Intensität zurück, während in der Huaxteca die Wälder und die über das flache Land wehende Seebrise kühlend und mildernd wirkten. Während das ganze Land hier ungleich civilisirter erscheint, als wir es jemals in der Huaxteca antrafen, nehmen sich die Ortschaften fast lüderlicher und jedenfalls weniger malerisch aus. Denn statt des schönen festen Bambusrohrs dienen hier die gebrechlichen Schilfrohrstäbe zur Herstellung der Wände, und das Dach ist nicht, wie dort, schön und regelmässig aus den zerschlitzten Blattfächern der Palme geflochten, sondern lüderlich und wirsch mit Maisstroh gedeckt. Weiter geht es, immer zwischen kahlen, mit Cactus und Mimosen bestandenen Hügeln, und immer im Staub und brennender Sonne vorwärts. Wir passiren eine tiefe Barranca, wo im Grunde, zwischen Feigenbäumen und schön blühenden Cacaloxochitl — ein Baum mit dickem, wolfsmilchartigem Stamm und schönen grossen rothen oder rosafarbenen, wohlriechenden Blüthen — die ärmlichen Häuser eines Dorfes und eine zerstörte Kirche stehen. Das ist eine der Barrancas, — und auf dem ganzen Wege giebt es eine ganze Menge solcher — deren wasserleere Bäche in der Regenzeit plötzlich anschwellen und den Verkehr tage- und wochenlang ganz unterbrechen. Dann geht es wieder über kahle Hügel herab zum Bett des Flusses, durch dasselbe und in demselben eine Strecke entlang — die Fahrt über das Geröll und die Flusskiesel gehörte gerade nicht zu den angenehmsten Wegstrecken — und dann mit scharfer Biegung an dem andern Ufer in die Höhe. Räthselhaft ist mir, wie hier in der Regenzeit jemals eine Passage möglich ist. Schon jetzt hatten die ersten kleinen Schauer das Bett ein wenig gefüllt und trüb und lehmig flossen die Wasser dahin.

Doch fliesst es hier im Allgemeinen ebenso schnell, wie es gekommen, wieder ab; und vor dem Beginn der eigentlichen Regenzeit hoffen wir aus dem Lande zu sein. Jenseit hatten wir wieder noch eine weite Strecke kahler Hügel und ebenerer Flächen, in ermüdender Einförmigkeit mit Akazien und Cactus bestanden, zu passiren. Dann kam Tecomavaca, ein ärmliches Oertchen mit Lehm- und Rohrhäusern, aber Telegraphenstation und Meson (Gasthaus)! An dieser ganzen Route sind nämlich in bestimmten Etappen Gasthäuser vorhanden, die eine Subvention von der Regierung beziehen, und wo man für mässiges Geld ein Zimmer mit Bett (Lona und Kopfkissen) und leidliches Essen bekommt.

Nach Tecomavaca hatten wir uns telegraphisch, schon von Mexico aus, eine Litera (Sänfte) und ein Packthier bestellt — eine wahre »providencia de Dios«, da ich mir auf dem Wege in Tehuacan das Knie ein wenig verletzte und augenblicklich nicht gut reiten kann — und in diesem Gefährt, das an langen Stangen von zwei Maulthieren getragen wird, zogen wir dann desselben Abends 9 Uhr ab. Ist ein solches Ding gut gebaut und liegt man allein in demselben, so mag es ja ein leidlich bequemes Vehikel sein; aber diese Literas sind viel zu kurz und viel zu eng, und wir waren zu zweien darin, wie es hier allgemein üblich. Immerhin ist es in der Nacht ein ganz angenehmes Reisen. Trotz alles Schaukelns und Stossens, und trotzdem ich die Füsse hoch an die gegenseitige Wand stemmen musste, schlief ich leidlich. C. jammert allerdings, dass ihr Beine und Rücken wie zerschlagen sind. Von der Landschaft haben wir natürlich nicht viel gemerkt und gesehen. Früh um 4 Uhr langten wir, noch bei Sternenlicht, in einem Rancho an, wo die Maulthiere gewechselt werden sollten. Unsere Arrieros lechzten nach Kaffee, und da noch alles schlief, blieben wir dort, sahen allmählich das Tageslicht dämmern, auf dem Säulencactus neben der ärmlichen Rohrhütte fingen die Hähne an zu krähen. Allmählich rappelten sich die Männer auf, mit dem Joch über der Schulter zogen sie aus, die Ochsenpaare zu holen. Dann wickelte sich auch die Señora aus ihren Decken. Am offenen Feuer im Freien wurde ein Kaffee gekocht, in der heissen Asche Tomaten gebacken, dann im Molcajete grüne Chileschoten mit der Tomate zerrieben

und in der Asche warm gemachte Tortillas mit Fett und dieser Sauce bestrichen. Kaffee und Enchiladas, das war das Morgenbrod, wie bei Huejutla in der Huaxteca. Aber die Enchiladas waren beträchtlich schlechter, und daneben gab es Brod, das überall hier im Lande als Handelsartikel geht, aber auch nicht viel taugt. Um halb sechs Uhr setzte sich die Karavane wieder in Bewegung. Wir sahen, dass in der Tiefe zwischen grünen Feldern ein buschbewachsener Fluss seine reissenden lehmigen Wässer uns entgegenwälzte. Wir passirten ihn, zogen wieder über Hügel, dann durch die schattige Schlucht des Flusses selbst, dann wieder über sonnige, staubige, verbrannte Hügel und langten endlich um 9 Uhr Morgens hier an.

Oaxaca, 24. Mai 1888.

Dominguillo liegt tief in schmalem Gebirgsthal, das von einem reissenden Bach durchströmt wird. An der staubigen Heerstrasse stehen die Häuser. Bananengärten ziehen sich bis zum Fluss. Und hüben und drüben steigen kahle verbrannte Hügel in die Höhe, Schutt, Staub und Kaktus. Nur weiter oben zeigt sich frisches Grün und die schirmförmigen Laubkronen der Akazien. Furchtbar heiss ist es in diesem Thalkessel. Wir konnten daher auch nichts weiter thun als auf der Bärenhaut liegen.

Abends 9 Uhr ging es bei schönem Mondschein weiter. Von Dominguillo führen zwei Strassen nach Oaxaca. Die eine — der alte Weg — geht im Thal, den Bach (Rio de las Vueltas) unzählige Male überschreitend. Der neue Weg, eine seit zwei Jahren gangbare schöne breite Kunststrasse, führt am Abhang rechts in die Höhe; der letzteren folgten wir. Der Weg muss schön sein, obgleich er sonnig und schattenlos ist. Denn der Wald, der diese Gehänge bedeckt, ist locker und niedrig. Nichts als Akazien und die grotesken Kandelaber des Säulenkaktus — darunter allerdings prächtige Exemplare — und dazwischen blüht mit schöner weisser Blüthe eine hohe, gefingerte Blätter tragende strauchartige Staude — Mala muger »böses Weib« genannt, denn sie brennt schlimmer als die ärgsten Nesseln. In Windungen, um Vorsprünge herum, Thalfurchen und Wasserrisse umziehend,

steigt der Weg immer in die Höhe, und von oben blickt man in die tiefe Thalspalte hinab, aus der wir anfgestiegen. Wir merkten nicht viel von der Schönheit des Weges, denn es war Nacht und obgleich wir in der Litera (Sänfte) schlecht genug untergebracht waren, schliefen wir doch streckenweise etwas. Die Beförderung der Reisenden in Sänften, auf diesen Bergwegen, ist übrigens eine arge Thierschinderei. Die Maulthiere, die uns dienten, und die, welche als Relais mitgenommen wurden, zeigten grosse Wunden und aufgedrückte Stellen an beiden Seiten des Rückens. Als der Mond sich dem Untergange näherte, waren wir schon leidlich hoch. Der Wind blies kühl über die Hänge. Im Dunkel zeichneten sich die Formen riesiger Nopale (Feigenkaktus) am Wegrande ab. Als es tagte, waren wir in einem kleinen Dörfchen, dessen Häuser — die üblichen Rohrhütten — über einem breiten Sattel zerstreut waren. Das Erdreich ist lehmig. Rechts vor uns steigt ein Hügel in die Höhe, dünn mit Steineichen bestanden. Ziegenheerden klettern am Fusse desselben herum. Vor uns ein Wiesenthal und waldige Abhänge, zur Linken blickt man in Schluchtengewirr herab. Die Hänge in der Nähe auch hier mit Eichen bestanden. Ich frühstückte etwas süss gemachten Kaffee und süsses Brot, das wie erwähnt, überall hier im Lande als Handelsartikel geht. Dann ging es weiter. Wir stiegen den Hang rechts in die Höhe und sahen von dort auf ein anderes Gewirr von Schluchten, jenseit dessen waldige Ketten noch höher aufstiegen. So ging es eine Weile bergauf, bergab, immer zwischen Eichen, denen sich aber gelegentlich auch Kiefern beimischten. Endlich sehen wir links vor uns eine von Bergen eingeschlossene, sich weit hinziehende, ebene oder nur leicht gewellte Fläche. Das ist der Anfang des Hochthals, das bis nach Oaxaca zieht, jenseit davon in eine noch weitere, offenere Fläche sich ausbreitend. Zu ihm mussten wir hinuntersteigen, und der Abstieg war, wenn auch nicht steil, so doch hässlich wegen des weichen zerreiblichen Gesteins, und für die die Sänfte tragenden Thiere verdoppelte Schinderei.

Um 10 Uhr Morgens langten wir in Huitzo an, der erste Ort des Thals. Hier machen die Sänften Halt und gehn erst in der

folgenden Nacht weiter. Wir hatten uns aber einen Wagen hinbestellt, und fuhren mit ihm um 12 Uhr Mittags weiter. Die Sonne war heiss, aber hier ist wieder Hochlandsluft, und die Fahrt war trotz der vollen Tagesstunden durchaus nicht unangenehm. Die Landschaft freilich ist ziemlich ärmlich und öde. Kahle Geröllhänge zur Seite, Geröll, Sand und angeschwemmtes Erdreich im Thalboden. Der Bach, der das Thal durchfliesst, in der Regenszeit stark anschwellend, ist bald nach der einen Seite, bald nach der andern Seite ausgebrochen, und hat mit seinen Schutt-, Sand- und Geröllmassen, bald hier, bald da das Ackerland überschwemmt. Die ganze Thalfläche ist übrigens bestellt, Bäume und Strauchwerk sieht man kaum am Bach, nur an den Seiten der Wege, und auf diesen Wegen zwischen den Bäumen und dem Gesträuch dahinfahrend, mit dem Blick auf die bestellten Flächen zu beiden Seiten des Wegs, hat man fast den Eindruck irgend einer mittel- oder süddeutschen Gegend. Nur die vereinzelt hier und da am Wege stehenden Kaktus, die seltsam geformten Kirchen — flache Gewölbe, wie die Bauernhäuschen in der Umgegend von Neapel, und kleinliche, minimale Doppelthürme — die Menschen und die sonderbaren Ochsenkarren, die uns begegnen, bringen uns das fremde Land, in dem wir reisen, eindringlich zum Bewusstsein. Die Ochsenkarren sind in der That eine Spezialität des Landes. Man denke sich zwei riesige Holzräder, an dicker hölzerner Achse mit starkem Holzpflock befestigt, darauf ein Gestell dicker Stangen, und dieses wieder überwölbt von einem laubenartigen Dach, aus gebogenen Stangen hergestellt und mit Matten gedeckt. An dem Gestell eine dicke Deichsel, und an dieser wird das hölzerne Doppeljoch befestigt, welches mit Lederriemen um die Hörner der Ochsen gebunden wird, — mächtige Thiere, die, mit der Schnauze fast den Boden berührend, das Gefährt ziehen. Wir hatten auf dem Wege das Pech, dass das eine unserer Pferde Harnzwang und Kolik bekam, und wir erst nach dreistündigem Aufenthalt und vielem Kuriren weiter konnten. Man kurirt übrigens solche Fälle dadurch, dass man den Thieren Wasser zu saufen giebt, in welchem man eine oder ein paar Grillen gekocht hat. Schon in der Huaxteca hatte man uns dieses Mittel genannt, und wir sahen

hier seine Wirkung. Wir kamen so erst spät Abends in den Gasthof und fanden in Folge dessen die besten Zimmer besetzt. Doch bekamen wir gut zu essen, schliefen uns aus und wachten mit strahlendem Morgen auf.

Oaxaca ist eine hübsche Stadt. Der Kern derselben ist die Kathedrale mit dem Zocalo auf der einen und der Alameda auf der andern Seite. Hier und unter den angrenzenden Arkaden, ebenso wie auf der nicht sehr entfernten Plaza (dem eigentlichen Markt) konzentrirt sich das ganze bunte Leben. Feineres Publikum sieht man nicht oder wenig am Tage: die Damen sitzen Tags über zu Haus und gehen des Abends irgend wo spazieren, wo gerade Musik ist, also abwechselnd auf der grossen Promenade ausserhalb der Stadt oder auf dem Zocalo; die Herren haben zu thun. Aber was sich in diesem Mittelpunkt der Stadt drängt, sieht um so bunter aus. — Die Umgegend ist kahl und öde und erscheint unsern, durch die feuchten üppigen Wälder der Huaxteca verwöhnten Augen fast hässlich. Alterthümer giebt es im ganzen Staate massenhaft: grosse und kleine; von letzteren aber wird es aus verschiedenen Gründen hier schwer sein viel zu erwerben. Die Huaxteca ist ein neues Land, Oaxaca seit langem bereist und bekannt, kultivirt und von leidlichen Wegen durchzogen.

Gestern waren wir mit Dr. Sologuren, einem hiesigen Arzt, welcher sich mit Eifer mit den Alterthümern seiner engeren Heimath beschäftigt, in Xoxo, um ein aufgegrabenes Subterraneum zu besichtigen. Die Anlage ist sonderbar genug, um zu allen nur möglichen Hypothesen anzuregen. Das Gebäude selbst ist mächtig gefügt und mit Geschmack gebaut.

Wie merkwürdig aber, ein Gebäude, das eine künstlerisch verzierte Façade aufweist, — eine Façade, die sich jedenfalls als eine giebt, die gesehen werden sollte, unter einem Erdhügel vergraben zu finden. Und mehr noch die fein gearbeiteten und schön mit rother Farbe bemalten Skulpturen, welche die Façade schmücken, waren über der rothen Farbe, dick mit weissem Mörtel überstrichen. Man kann sich kaum der Vorstellung erwehren, dass dieses Gebäude erst, zu bestimmten Zwecken, den Lebenden diente, und darnach erst dem Tode geweiht, unkenntlich gemacht und mit Erde überschüttet ward. Im Innern der Kammer hat

man auf Matten eine Menge menschlicher Gebeine gefunden, aber merkwürdigerweise nicht einen einzigen Schädel. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass das Gebäude vielleicht ähnlichen Zwecken diente, wie die Krypta des sogenannten vierten Palastes zu Mitla, d. h. dass es dazu bestimmt war, die Leichen der Opfer aufzunehmen, deren Köpfe dann, vielleicht in einem besondern »tzompantli«, einem Schädelgerüst, aufbewahrt wurden. Auf dem Thorbalken fand man, soweit derselbe aufgegraben ist, eine Anzahl thönerner Figurengefässe — die Figuren mit dem



Grab von Xoco.
Aus „Die archäologischen Ergebnisse meiner Reise in México". Comptes rendus de la VIIème session du Congrès international des Américanistes. Berlin 1888.

merkwürdigen verschnörkelten Gesicht, wie sie schon seit langem aus diesem Gebiet bekannt sind, ohne Zweifel Darstellungen einer der Hauptgottheiten des Zapotekenvolkes, und einer Gottheit, die mit der Erde und zum Tode in naher Beziehung stehend gedacht ward.

Logirt sind wir hier in Oaxaca nicht sehr gut. Das Gasthaus, ein schöner Palast, hübsch an der Alameda und gegenüber der Kathedrale gelegen, aber schmutzig, und in der Nacht eine Spielhölle. In der deutschen Kolonie wurden wir recht freundlich aufgenommen. Herrn Konsul Gustav Stein und Frau hatten wir schon in México kennen gelernt. Von besonderem Nutzen war uns noch die Bekanntschaft des Herrn Enrique Hinrichs, der

hier am Hauptplatz ein paar grosse Mercerien sein eigen nennt. Er zeigte uns ein Paar hübsche Zapotekische Figurengefässe, die er gelegentlich erstanden hat, und hilft uns bei unsern Einkaufsgeschäften von ausgegrabenen Trastos. Zu thun finde ich hier leider Gottes viel zu viel für die paar Tage, die wir dem Orte



Zapotekisches Figurengefäss (Gegend von Zaachilla).

widmen können. Die erlesene und mit Verständniss zusammengebrachte Sammlung des Herrn Dr. Sologuren enthält Prachtstücke, und aus den verschiedensten Theilen des Landes, ebenso die Sammlung des Instituto publico. Für die Eigenartigkeit und den Reichthum der zapotekischen Kultur beginnt mir hier erst allmählich das Verständniss zu dämmern.

Mitla, den 6. Juni 1888.

Immer wieder und wieder einen Tag weiter wurde der Aufbruch von Oaxaca hinausgeschoben, weil es hier noch einen merkwürdigen Ausflug zu machen gab, dort noch eine Fratze in E.'s Zeichenbuch zu bannen galt. So fuhren wir einen Tag nach Zaachila, der alten Zapoteken Hauptstadt, jetzt einem ansehnlichen Dorfe, hinaus. Der Weg führt über Xoxo, wo das neulich erwähnte unterirdische Gewölbe aufgedeckt worden ist, immer im wohlangebauten Thale entlang. Ueberall fallen die künstlichen Hügel — hier Mogotes genannt — auf, welche sicher manch archäologischen Schatz bergen. Aber sonst bietet die Landschaft nichts besonderes, und auch im Dorf wäre ausser dem künstlichen Hügel, der ehemals die Tempel und Paläste trug, nichts Merkwürdiges zu sehen. Nach Alterthümern suchten wir anfangs ebenfalls erfolglos, bis wir endlich in ein Haus gelangten, dessen Besitzer, ein indianischer Bauer, gerade am Tage vorher beim Beackern seines Feldes einen Fund von mehreren vorzüglich erhaltenen Figuren, Vasen und Schalen gemacht hatte, welche wir nach einigen schwierigen Verhandlungen mit den Weibern, welche sich nicht recht getrauten, die Sachen in Abwesenheit des gestrengen Herrn Ehegemahls loszuschlagen, erstanden. — Von dort fuhren wir nach Cuilapa, wo in dem alten Kloster eine angeblich antike Grabplatte zu sehen sein sollte. Dieselbe erwies sich aber als aus der Zeit des Cortes stammend, und eine Tochter des Conquistador liegt unter derselben begraben. Interessant ist das Stück, weil es eine Mischung europäischer Schrift mit indianischen Zeichen zeigt. Während auf der unteren Hälfte des wie ein Wappenschild gestalteten Steins ein grosses lateinisches A zu sehen ist, zeigt das obere das aus den Codices genügend bekannte Zeichen für Wasser, auf mexikanisch »atl«, welches jedenfalls auch hier für ein A steht.

Am 1. ritten wir nach dem Monte Alban hinauf, dem befestigten Bergrücken, der im Westen der Stadt Oaxaca aufragt. Man weiss noch nicht, welcher alten Nation man die Anlage dieser Befestigung zuschreiben soll. Vermuthlich waren es Mixteken. Denn die an seinem West- und Südfuss liegenden Dörfer Cuilapa und Xoxo gehören schon zum mixtekischen Sprachgebiet.



Aussenansicht des Hauptgebäudes des grossen Palastes von Mitla.



Die Lage dieses Berges ist zur Anlage einer Befestigung wie geschaffen, und die Aussicht von diesem dominirenden Punkte herrlich. Mitten in dem weiten Hochthal erhebt sich der Gebirgsstock, seine Ausläufer in eben dieses Thal vorschiebend, welches ihn rings wie ein breites fruchtbares Band umzieht, jenseits dessen sich überall hohe, kahle, aber sanft geformte Berge erheben. Der Berg zeigt Befestigungen in der Art wie die von Xochicalco: eine von Bastionen umgebene Plaza, und die umgebenden niedrigeren Hügel und Ausläufer ebenfalls von kunstgerecht aufgeschütteten Wällen umzogen. In der Mitte des Platzes, welcher die Form eines sehr langen Rechtsecks zeigt, sind zwei künstliche Hügel, deren einer in seiner Mitte eine Cisterne geborgen zu haben scheint, ausserdem an einer Seite eine gemauerte Grabkammer enthält. Der andere zeigt die Form einer vierseitigen Pyramide und trug vielleicht ein Heiligthum. Noch verschiedene Höhlen, ein bedeckter, gemauerter Gang und einige leider schon ziemlich verwischte skulpirte Steine waren zu besichtigen, dann konnten wir wieder heimkehren.

Am Montag endlich brachen wir auf, um über Tlacolula nach Mitla zu gehn. Der Weg nach Tlacolula geht stets im breiten wohlangebauten Thal entlang, eine ziemlich gut gehaltene, von Reitern, Ochsenwagen, Frauen zu Esel und vielen Fussgängern belebte Strasse. Die acht Leguas erschienen uns daher ziemlich kurz. Vor Tlacolula hört es mit der Fruchtbarkeit des Thales auf, hier ist der Boden wieder stark salpeterhaltig und wie es scheint auch sumpfig. Erbärmliche Hütten liegen rechts und links am Wege von hohen Erdwällen umgeben, über deren Bedeutung wir vergeblich nachsannen.

In Tlacolula gab es einen guten Meson (Gasthof) — du siehst wie civilisirt es hier ist — mit freundlichen Wirten. Beim Juez, Don Fausto Moguel, an welchen einer unserer verschiedenen Empfehlungsbriefe gerichtet war, trafen wir eine heitere junge Frau und verbrachten einen angenehmen Abend. Don Fausto ist aus dem Staate Chiapas und hat vor einem Jahre, gewissermaassen als Hochzeitsreise, mit seiner jungen Frau die lange beschwerliche Reise über Tehuantepec bis in das Herz von Chiapas unternommen, wovon seine Frau noch schaudernd erzählte.

Am nächsten Morgen geleitete uns Don Fausto zu den Ruinen des alten zapotekischen Tlacolula. Die betreffenden Ruinen — das »pueblo viejo« — liegen etwas abseits der Strasse, die von Tlacolula nach Mitla führt. Auf einer Terrasse, die über einem Wildbach aufragt, und sich an eine hintere, höher gelegene, noch heutigen Tags ganz mit Mauern umzogene Felsplatte anlehnt, sieht man durch Steinsetzungen gebildete Höfe, und an der einen Seite derselben Baulichkeiten, die aus Adobe und Geröllpackungen, abwechselnd mit Mörtelschichten, aufgeführt sind. Oben ist eine zusammenhängende Stuckschicht vorhanden. Ueber dieselbe ragen Mauerreste in die Höhe, und unterhalb derselben sind vollständing geschlossene, rings mit Stuck ausgekleidete Gemächer aufgedeckt worden, die demgemäss nur von oben betretbar gewesen sein konnten. Es waren Subterraneen, oder — Wohnungen in der Art der Pueblos von Neu-Mexico, wie ich sie dir in früheren Briefen beschrieben habe. Der Stuck ist fast überall schön bemalt, auch erhabene Steinmosaiken, nach Art der berühmten Muster von Mitla hat man gefunden. Die Position ist stark und geschickt gewählt, und ein romantisches Fleckchen ist es ausserdem.

Nachdem uns unser Führer bis zu dem grossen Wege zurückgeleitet hatte, verabschiedete er sich mit freundlichem Händedruck, und wir legten, auf dem sandigen Wege lustig weiter trabend, in kurzer Zeit den Weg hierher zurück.

Mitla, d. 8. Juni.

Mitla ist seit langen Zeiten bekannt und das Ziel aller wissenschaftlichen und vieler Vergnügungsreisenden (wenn man von letzteren überhaupt »viel« sagen kann). Es liegt ziemlich am Ende eines grossen Hochthales, am Fusse eines grauen lang hingestreckten Felsenberges, zu beiden Seiten eines Flusses, welcher aber nur zur Regenzeit Wasser führt. Ein grosses, sauberes Dorf mit rein indianischer Bevölkerung. — Die Palastruinen von Mitla (der Todtenstadt), oder wie der alte Zapoteken-Name lautet Yoo-paa oder Lio-baa (d. h. Ort des Ausruhens), sind schon oft beschrieben, gemessen, gezeichnet, gemalt und photographirt

worden; und doch, wie viel giebt es auch noch hier zu thun. Wir waren schon von Dr. Peñafiel in Mexiko auf die Wandmalereien aufmerksam gemacht worden, die namentlich im Pferdestall des Curato, des Pfarrhauses — letzteres ist in und aus den Mauern des vornehmsten und grössten der alten Paläste erbaut worden — besonders schön sich erhalten haben sollten. In der That, wir waren überrascht, hier auf dem Stuckgrund einen ganzen Codex, fein in weisser Farbe auf rothem Grunde dargestellt zu finden. Freilich viel ist schon zerstört. Noch in jüngster Zeit haben, bei dem Einbau eines Schweinestalls in den Pferdestall, muthwillige Dorfbuben einen grossen Theil der Malerei absichtlich heruntergeschlagen. Von dem Zustand des noch vorhandenen ist es schwer sich einen Begriff zu machen: von Rauch geschwärzt, zerkratzt, abgebröckelt, würde der unbefangene Besucher vielleicht nur einige undefinirbare rothe Farbeflecke zu sehen vermeinen. Feuchtet man jedoch die betreffenden Stellen ein wenig an, so erscheint die feine, sorgsam ausgeführte Zeichnung, und mit Aufbietung grosser Aufmerksamkeit ist es möglich, noch manche Figur zu erkennen. Mit ungemeinem Fleiss und Eifer ist E. augenblicklich bemüht, das noch vorhandene und erkennbare abzuzeichnen und so wenigstens diesen schwachen Rest zu retten. Das ist eine grosse Arbeit, und so sind wir denn schon seit Dienstag hier und werden wohl bis Montag bleiben. Aber es ist wenigstens für sehr behagliches Unterkommen gesorgt. Da es hier keinen Meson giebt, und doch verhältnissmässig viel Fremde herkommen, so hat Herr Felix Quero, der Besitzer der einzigen Tienda am Ort, ein reicher Mann, den guten Gedanken gehabt, in seinem schönen grossen Hause ein Zimmer für Gäste einzurichten. Es herrscht überall im Hause peinliche Sauberkeit, das Essen ist vorzüglich, der Patio duftet von Rosen, Orangen und Geranien, der breite luftige Säulengang, welcher ihn umgibt, gewährt sowohl bei Regen als bei Sonnenschein den angenehmsten Aufenthalt. Da wir uns im Beginn der Regenzeit befinden, so ist besonders ersteres nicht zu unterschätzen. Es regnet zwar noch nicht mit der üblichen Regelmässigkeit einen Nachmittag wie den andern, aber doch schon genügend, um Flüsse und Bäche stundenlang so anschwellen zu

lassen, dass z. B. E. heut früh seinen Schimmel satteln lassen musste, um nur auf die andere Seite des Flusses und ins Pfarrhaus zu gelangen.

Gestern früh waren wir nach Xaagá, einer in der Nähe befindlichen Hacienda geritten, um ein herrlich erhaltenes Subterranum zu besichtigen, welches von mächtigen wohlbehauenen Quadern gefügt und mit ähnlichen mosaikartigen Reliefmustern wie die grossen Paläste geziert ist. Unter den Mustern sind einige neue Formen, die sich an den Palästen von Mitla nicht finden. Ausserdem ist der rothbemalte Grund, von dem sich diese Muster abheben, und die Art, wie die aus erhabenem Steinmosaik gebildeten Muster selbst bemalt waren, in Resten noch deutlich zu erkennen. Das ganze Subterranum hat die Form eines griechischen Kreuzes, dessen einer Arm den Eingang bildet, während die drei andern vermuthlich als Grabkammern von Vornehmen und Priestern dienten. Viele solcher Bauten mögen noch in den umliegenden Bergen verborgen sein, so wie es auch kaum zweifelhaft ist, dass manche der auf der Hochebene von Oaxaca verstreuten Mogotes noch Bauten enthalten. Es scheint, dass die Indier beim Nahen der Spanier alle diese Gräber verschüttet haben. Merkwürdig ist, dass die heutigen Indier jede Spur von Erinnerung an ihre Vergangenheit verloren haben, nur ihnen unbewusst lebt die alte Zeit in Tänzen und den lokalen Kirchenfesten fort. Ueberall im Lande wird das Alte mit dem Namen Motecuhzoma's oder der Malinche (der Geliebten des Cortéz) in Verbindung gebracht, Beweis genug, dass die Tradition nicht über die Zeiten der Conquista hinausreicht.

Heute Morgen habe ich mit dem Mozo einen Ausflug nach einer Höhle gemacht, in welcher allerhand Alterthümer zu finden sein sollten. Ich fand von Alterthümern natürlich nichts, ja ich konnte nicht einmal in die Höhle hinein, da der letzte Regen wenige Fuss hinter dem Eingang einen wahren See gebildet hatte. Dagegen war die Ausbeute an Pflanzen befriedigend, und der Platz sehr malerisch. Der beginnende Regen überzieht die grauen Berge mit schönem, frischem Grün und zaubert überall Blüthen hervor, wo noch vor wenigen Tagen eine graue Felswüste zu sein schien. Andre Vorzüge des Regens sind die wohlgesprengten, sonst sehr

staubigen Wege und der fast stets bedeckte Himmel, so dass wir über grosse Hitze kaum zu klagen haben.

Mitla, d. 10. Juni.

Ein herrlicher Sommertag! mir ist ganz europäisch sonntäglich zu Sinn. Kein Geräusch dringt in den luftigen Säulenhof, von den Bewohnern ist Niemand zu sehen: nur Vögel, Blumenduft und blauer Himmel! Leider liegt E. mit tüchtigen Kopfschmerzen im kühlen Zimmer auf dem Bett; er hat allen Warnungen zum Trotz zu viel in der Sonne gezeichnet.

Aus Deutschland und von zu Hause haben wir lange gar nichts gehört. In der grossen Stadt Oaxaca gibt es keine Zeitungen mit Kabelgrammen, also nur abgestandene Nachrichten, und der letzte Brief aus Deutschland war vom 1. Mai. Nun müssen wir wohl noch eine bis zwei Wochen warten, ehe wir wieder Briefe bekommen können.

Heute sprach unser Freund, der Richter von Tlacolula, hier ein. In dem benachbarten Xaagá gab es Terrainstreitigkeiten, zwischen den Besitzern der Hacienda und den Indianern benachbarter Ranchos. Da haben sie den einen der beiden Brüder todtgeschlagen. Wenn man dem Indianer sein Land nehmen will, dann ist nicht mit ihm zu spassen. »están terribiles estos Indios«.

Totolapam, Partido de Tlacolula,
Estado de Oaxaca. — 17. Juni 1888.

Gestern habe ich meine Arbeit in Mitla beendet. — Zehn angestrengte arbeitsvolle Tage — Vormittags und bis zum Beginn des Nachmittags eifriges Copiren im Palast, Nachmittags und Abends Nachziehen der Linien und Grundirung der Zwischenräume mit rother Farbe. C. war indessen auch nicht faul. Sie hat die weltberühmten Steinmuster der Paläste, eins nach dem andern, copirt, und sich nebenbei der Botanik in rühmlichster Weise angenommen. So arbeitsvoll die Tage waren, so angenehm verflossen sie mir. Vor allem die Freude — wenn unter dem befeuchtenden Schwamm alle Tage etwas Neues zum Vorschein kam, die alten bekannten Typen der Bilderschriften in

neuer Variation, und neue interessante Figuren. Sind es auch nur Bruchstücke des schönen Ganzen, die der Zerstörung entgangen sind — ausser der Nichtachtung der Herren hat noch in jüngster Zeit kindische Zerstörungslust die Vernichtung wesentlicher Theile zu Stande gebracht — so haben sie doch ihren

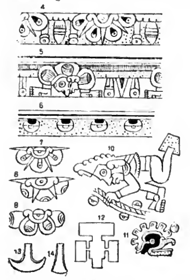


Fig. 4—11. **Details der Wandmalereien der Paläste von Mitla.** (Sternenhimmelborte, Sternenaugen, Lichtgötter). —
Fig. 12. **Grundriss eines Subterraniums auf dem Berge von Zoquitlan.**
Fig. 13, 14. **Zapotekische Kupfermesser.**
Entnommen aus: „Die archäologischen Ergebnisse meiner Reise in México". Comptes rendus de la VIIème session du Congrès international des Américanistes. Berlin 1888.

Werth, an sich und durch den Ort, an dem sie sich finden. Und meine Copien sind eine rettende That, denn immer mehr bröckelt ab von dem Stuck, und in wenig Jahren wird wenig mehr davon zu sehen sein, wie in den andern und gerade den besterhaltenen der alten Paläste, wo die gleichen Stellen ohne Zweifel mit ähnlicher Malerei bedeckt waren, wo aber heute, ausser dem Stuckgrund, absolut nichts mehr zu sehen ist.

Der Ort ist nicht hässlich gelegen. Am Ende eines Hochthals, auf ebener Strasse erreichbar, aber auf allen andern Seiten von hohen Bergen umschlossen, steinige Hügel in der Nähe, mit wunderlich gestalteten abgerundeten glänzenden Felsblöcken. Ein Fluss, der in doppelter Schlinge den Ort umzieht, das steinige Bett für gewöhnlich wasserlos, aber in der Zeit des Regens stark anschwellend, reisst er immer mehr von dem Alluvialland ab, dessen steile und vielfach von Schluchten zerrissene Abstürze ein wunderliches Gewirr, ein Gebirgsland im Kleinen bilden. Die Landschaft giebt durchaus kein Bild, das einen im ersten Moment packt, aber es ist eine Landschaft, die einem ans Herz wächst, — zumal jetzt, wo Berg und Thal im Schmucke frischer Vegetation prangt. Wir hatten prächtige Morgen, mit klarer Sonne, und schöne Nachmittage, wo das durch die Wolken brechende Licht auf den dunstumhüllten Berghängen die prächtigsten Farben und Schatten hervorrief. Aber es gab auch viel Regen, und den letzten Tag, den wir schon zur Abreise bestimmt hatten, regneten wir völlig ein. Uebrigens waren wir wohl aufgehoben. In der Säulenhalle, die den schönen, mit Cypressen, Orangen und allerhand blühendem Gesträuch angefüllten Patio der Casa des D. Felix Quero umgab, war auch bei schlechtestem Wetter ein angenehmer Aufenthalt und ein lustiges Arbeiten.

Die Paläste liegen auf dem rechten Ufer des Flusses, auf der steinigen Platte, die von demselben zum Fuss der Berge zieht. Es ist ausnahmlos ein grosser Hof zu sehen, auf drei Seiten stehen kleine Häuser, die ein — häufig durch eine Reihe schwerer Säulen in zwei Abtheilungen geschiedenes Zimmer aufweisen. Nur bei den beiden grossen Palästen führt aus dem Zimmer an der Hauptseite ein winkliger Gang in einen zweiten von Mauern umschlossenen und auf allen vier Seiten von schmalen Zimmern umgebenen Hof. Und in diesem und in den ihn umgebenden Zimmern ist das Hauptgewicht der Dekoration entwickelt — wie auch an der Aussenseite diese Complexe sich durch die Fülle der Dekoration auszeichnen. Die Art der Dekoration ist ziemlich einförmig, aber sehr eigenartig: abgetheilte Felder, gewöhnlich drei auf jeder Seite, oder ganze die

Wand überziehende Bänder mit geometrischen Mustern — in hohem Relief auf rothem Grunde sich abhebend — und über den Thüröffnungen Friese, die ebenfalls auf rothem Stuckgrunde weisse Malereien zeigten. Prächtig mag das ausgesehen haben, als noch alles ganz und wohl erhalten war. Doch auch jetzt noch ruht das Auge mit Wohlgefallen auf den zierlichen, scharf aus der Fläche sich emporhebenden Mustern, und an malerischem Effect haben sie vielleicht gerade durch den verfallenen Zustand, durch das Cactusgebüsch und das mannigfaltige Kraut, das auf den Wänden wuchert, gewonnen. Gegenüber den Palästen ist eine Tempelanlage zu sehen. Eine aus Adobes aufgemauerte Pyramide, zu der vorn eine Steintreppe in die Höhe führt, während hinten ein Hof sich anschliesst, der auf zwei Seiten zwei andere kleinere Pyramiden zeigt. Eine ähnliche Tempelanlage ist auf dem linken Ufer des Flusses zwischen den Häusern des Dorfes zu sehen.

Das Dorf selbst liegt seiner Hauptmasse nach in der grossen Schlinge, die der Fluss bildet. Es ist noch heute ein ausschliesslich von Indianern bewohntes Dorf, mit lustiger eigenartiger Bevölkerung, die Höfe, wie überall hier, von hohen Säulenkaktus eingehegt, die Häuser die üblichen Rohrhütten. Wir hatten viel Verkehr mit ihnen. Kaum ein einziges Mal konnten wir zu unserer Arbeit gehen, oder von derselben zurückkehren, ohne dass ein brauner Bub oder ein dgl. Mägdelein mit irgend welchen antiken Lumpereien ankam, die sie zu unglaublich hohen Preisen — hier kommen viel Fremde her, und es wird nicht gerade viel gefunden — an den Mann, resp. an die Frau zu bringen suchten. Wir haben aber ohne Schwierigkeit die Preise auf ein bescheidenes Maass bringen können, und nach und nach eine ganz hübsche kleine Collection zusammengebracht. Ausser Antiquitäten haben wir zur Erinnerung einen schönen festen Wollenstoff, der dort in primitiver Manier gewebt und von den Weibern als Rock getragen wird, gekauft. Wir haben die Weiber an der Arbeit selbst gesehen, es ist eine mühsame und zeitraubende Arbeit, aber das Fabrikat hat alle Vorzüge guter Handarbeit. Ausser diesem Stück Wollenzeug, das die Weiber in eigenthümlicher Manier um die Hüften schla-

gen, werden auch die Leibbinden der Männer im Orte selbst gewebt. Die Zarapes werden in einem andern Ort (Teotitlan del Valle) angefertigt und von dort bezogen, auch die Gürtel der Weiber sowie deren Kopfbänder kaufen sie auf benachbarten Märkten.

Macuixochil, Partido de Tlacolula, Estado de Oaxaca,
21. Juni 1888.

Ich komme erst heute dazu, den Reisebericht wieder aufzunehmen. Wir verliessen Mitla am 16. d. M., um ein in der Südwestecke des Districts von Tlacolula gelegenes Nest aufzusuchen, in welchem, Angaben zufolge, die mir in Mexico wurden, noch unexplorirte Ruinen alter Paläste zu sehen sein sollten. Der Ort, Zoquitlan genannt, liegt in dem Thal des Flusses von Tehuantepec, es war also ein Theil des Weges nach diesem Hafenort, den wir auf dieser Tour zurücklegten — leider nur ein Theil. Gern hätten wir die ganze Route bis zum Pacific gemacht, hätten wir mehr Zeit und Kraft zur Disposition gehabt.

Von Mitla mussten wir erst ein Stück auf der Strasse nach Tlacolula zurück, dann bogen wir links ab und zogen, auf von Gebüsch eingefasster Strasse, zunächst zwischen Feldern, dann über steiniges, mit spärlichem Gebüsch bestandenes Gefild, über einige Hügel, an verschiedenen Barrancas vorbei, dann in einen Thalwinkel einbiegend, wo wir ein anderes Indianerpueblo — Matatlan —, von demselben Aspect, wie es die Dörfer hier überhaupt zeigen, erreichten — dieselben von Organos eingefassten Hütten mit den reinlich gefegten Höfen und den Rohrhütten, den hübschen Arboles de Pirú und der ansehnlichen weissgetünchten Kirche. Von Matatlan ging es weiter über kahles Gefild. Die Hochebenen dieser Gegend sind das gelobte Land der Barrancas. Theils sind es steinige Hügel, an deren kahlen Hängen die sommerlichen Regengüsse tiefe, von Steinen und Geröll angefüllte Furchen gerissen haben, theils sind es grössere oder kleinere Mulden, die unzweifelhaft ehemals abflusslos, jetzt mit einer Art Löss, einer salpeterhaltigen, sandig-thonigen Erde ausgefüllt sind, in welcher das Wasser noch mit ungleich grösserer Kraft gear-

beitet hat, tiefe, von steilen Wänden eingefasste Schluchten bildend, die weithin den ganzen Thalboden durchziehen und, in der Ferne sich in der ebenen Fläche kaum markirend, plötzlich vor Einem auftauchen. Der wunderliche Verlauf der Wege ist vor allem durch diese Barrancas bedingt, die man, wo es angeht, zu umgehen sucht. Freilich fruchtet das gewöhnlich nicht lange, denn die Barrancas fressen in jedem Jahre weiter; in immer grösserem Bogen sucht der Weg sie zu umgehen, bis man sich endlich entschliessen muss, durch die Barranca selbst zu reiten. Man sucht dann im einfachsten Falle eine schiefe Ebene hinunter- und nach der andern Seite hinaufzuführen. Gegen das Tieferreissen der Barranca an dieser Stelle schützt man sich, indem man an der Seite des Weges, wohin das Wasser abfliesst, Steine und Gesträuch häuft. Dann trägt all der Sand und das Geröll, das die Regenwässer herabwälzen, dazu bei, die Stelle, wo der Weg passirt, zu erhöhen. Immerhin ist es für Wagen meist unmöglich und für Pferde bei schlechtem Wetter oder nach starken Regengüssen ein missliches Ding, diese Barrancas zu passiren, und in ihnen liegt die Hauptschwierigkeit, welche die Wege hier im Lande bieten. Wir hatten auf unserm Wege durch diesen obern Theil der Hochebene von Tlacolula deren genug und von verschiedener Qualität zu kosten. Im Uebrigen war der Ritt ein recht angenehmer. Nach den Regengüssen der letzten Tage war es angenehm frisch, der Himmel immer noch etwas bedeckt. Wir erreichten auf steinigem Wege zunächst das in einer Thalvertiefung an zwei Seiten einer Barranca aufgebaute und an der andern Seite ebenfalls von einer tiefen Barranca begrenzte Indianerdorf S. Dionisio, zogen dann weiter über ein zweites kleines, mit Ackererde gefülltes und von tiefen Barrancas zerrissenes Hochthal. An den Hügeln zur Seite buschige Steineichen und Sabinos. Aehnliche Vegetation, wie es schien, auch auf den höheren Bergen, die in der Ferne das Thal begrenzen. Dann gelangten wir an den Rand des Hochthals, und hier, eine ganz niedrige Terrainwelle erklimmend, hatten wir auf einmal eine ganze Gebirgswelt von grossartiger Schönheit vor uns: eine Schlucht, die vor uns tief und weit hinabriss, von mannigfaltig geformten, vielfach durchfurchten und von schönstem Grün be-

deckten Hängen eingefasst, weiter und weiter abwärts immer eine Kuppe sich vor die andere schiebend, bis hinten eine hohe Gebirgswand, an der die Wolken ziehen, das Bild abschliesst. Diese Gebirgswand ist die jenseitige Thalseite des Flusses von Tehuantepec, und in der Schlucht ging es abwärts in die heissen, vegetationsreichen, von hohen Felswänden begrenzten Thäler dieses Flusses und seiner Tributäre.

An dem Flusse, etwas oberhalb von Totolapa, befindet sich ein Bergwerk und ein Hüttenwerk, die Hacienda del Rosario, die einem Engländer gehört, und wesentlich zu dem Zwecke, um die zum Betrieb des Hüttenwerks nöthige Maschinerie hinabschaffen zu können, war eben in diesem Jahre ein neuer sogenannter Camino carretero, »Karrenweg« (d. h. also fahrbarer Weg!), angelegt worden, den wir also das Glück hatten, benutzen zu können. Es war ein ganz gut angelegter, aber immerhin etwas sonderbar befestigter Weg. Durch Sprengungen war an der Felswand der Weg geschaffen, aber häufig nur gestützt durch schräg in die Wand eingesetzte Pfähle mit Strauchwerk darüber, auf welches letztere die Schotterung des Weges gelegt war. Dabei so schmal, dass wir, um entgegenkommenden Maulthierkaravanen mit Ruhe ausweichen zu können, in einer Schlucht an der Seite des Weges Halt machten. Im Uebrigen war der Weg von grossartiger Schönheit. Sowie wir den Rand der Hochebene überschritten hatten und in die Schlucht eingetreten waren, war mit einem Schlage eine andere Vegetation da — das reiche Grün der Tierra caliente, deren Hauch merklich bis zu uns heraufstieg. Es ist jetzt Frühling im Land. Nach den ersten recht reichlichen Regengüssen steht alles im prächtigsten Grün, und Bäume und Sträucher knospen und blühen, und allerhand Blüthenwerk schiesst aus dem Boden am Wegrande auf. Reizend machen sich an den Berghängen namentlich die wie Staffeln übereinander gestellten feinen schirmförmigen Laubkronen der Akazien. Letztere bilden neben Cactaceen immer noch die überwiegende Vegetationsform. Denn immerhin sind wir hier noch nicht in der feuchten, heissen Küstenebene, sondern im Innern des Landes, vom Meer durch hohe Gebirge getrennt, welche den feuchten, von dort herüberwehenden

Winden einen grossen Theil der Feuchtigkeit entziehen. In vielen Windungen, in Schluchten sich hineinwindend und Felsvorsprünge umgehend, zieht sich der Weg abwärts. Zu seiner Seite und drüben an der entgegengesetzten Thalseite sieht man Ochsen den schweren Pflug über kleine Ackerstücke ziehen, die an den steilen Gehängen hier und da gerodet sind. Und hüben wie drüben lugen vereinzelt aus dem Grün die Strohdächer einiger Hütten. Das Erdreich vielfach von merkwürdiger Farbe, Zersetzungsprodukt eines grünlichen Augit oder Hornblendehaltigen Gesteins — unzweifelhaft desselben, aus welchem die Alten die kleinen Idolos fertigten, die sie an einer Kette um den Hals trugen. Prächtig ist der Blick auf die grünen Thalseiten, die immer höher aufragen, und die Bergwände vor uns, die bald dem Auge entschwinden, bald bei einer neuen Wendung in neuer Gestalt sich dem Auge präsentiren. Endlich, einen kleinen Rücken überschreitend, sehen wir hinab auf das trockene Stein- und Kiesbett eines Flusses, an dessen Ufern einige Hütten und Felder zerstreut sind, und zu dem der Weg jetzt steil in einigen Windungen herabgeht. Der Fluss ist der Rio seco, ein Tributär des Flusses von Tehuantepec, die ärmlichen Hütten bilden den Rancho Cascajal. Wir steigen hinab und setzen unsern Weg im Bett des Flusses oder hart am Ufer desselben fort. Der Weg ist leidlich eben, nur stellenweise unangenehm durch den Sand und das Geröll des Flussbettes. Die Vegetation ist prächtig — kein dicker Wald, kein Monte cerrado, wie unten in der Huaxteca, sondern lichte Bestände, in denen eine grün berindete Akazie und der armleuchterartig verzweigte Säulencactus die Hauptrolle spielen. Wunderliche Felskegel ragen mitten aus dem Flussbett auf, die Thalwände treten theils mit steilen Hängen hart an den Weg, theils lösen sie sich in Kuppen und Spitzen auf, Blicke öffnen sich in Seitenthäler mit Felsabstürzen im Hintergrund und den steinigen Betten jetzt ebenfalls trockener Nebenflüsse des Flusses, in dem wir reiten. Nur heiss ist es in dieser Cañada, und leider beginnen die Wolken vor der Sonne zu schwinden. Wir waren daher herzlich froh, als wir um $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags in Totolapam einrückten.

Totolapam »am Vogelfluss« ist ein ziemlich ärmliches und

liederlich aussehendes Oertchen, am Flusse von Tehuantepec gelegen, da wo der Rio seco in ihn mündet. Es ist ein alter Ort. Auf der Spitze des hohen Berges an der andern Flussseite sollen noch heute die Ruinen eines Tempels zu sehen sein, und Bruchstücke von skulpirtem Gestein fanden wir im Fussboden der Tienda, wo wir Quartier nahmen. Heute macht wie gesagt der Ort einen ziemlich verwahrlosten Eindruck, auch sollen — wie uns später in Tlacolula erzählt ward — hier, wie in allen nicht von reinen Indianern bewohnten Ortschaften, reichlich Nichtsnutze und Spitzbuben vorhanden sein. Bedeutung hat der Ort nur als eine der Stationen an der langen Strasse nach Tehuantepec. Die Maulthierzüge machen hier Station. In langen Reihen sieht man an der Strasse die Waarenballen und die Packsättel aufgebaut, die Maulthiere werden zur Tränke oder zum Futter getrieben, und die Arrieros liegen faul auf der Bank, oder sind beschäftigt, die wundgedrückten Rücken ihrer Thiere mit brennendem Spahn oder ätzenden scharfen antiseptischen Flüssigkeiten zu kuriren. — Da es in dem uns zugewiesenen Gastzimmer — das einzige seiner Art — zu heiss war, schliefen wir im Portal des Patio in Hangmatte und auf einer guten Lona recht leidlich, und früh des andern Tages brachen wir auf nach Zoquitlan.

Wir mussten die grosse Strasse verlassen, welche abwärts führt; unser Ziel lag stromaufwärts. Der Weg ist sehr merkwürdig und eigenthümlich. Es ist nämlich wiederum das Bett des Flusses selbst, des Flusses von Tehuantepec, — ein Fluss, der regelmässig Wasser führt und der stellenweise so anschwillt, dass man es kaum wagen darf, ihn zu passiren. Auf dem Wege nach Zoquitlan hatten wir den Fluss, da er bald an der einen, bald an der andern Seite hart an die Thalwand tritt, einige zwanzig Mal zu durchreiten, und für die Pferde sind die vier Leguas, beständig auf den Steinen des Flussbettes, ungemein beschwerlich. Landschaftlich ist der Weg von grosser Schönheit. Zu beiden Seiten ragen hohe, busch- und baumbewachsene Felswände auf. Ueberall, wo eine kleine Terrasse sich über das Niveau des Flussbettes erhebt, oder wo ein kleines Seitenthal in den Fluss mündet, sind im Grün von Bananenpflanzungen versteckt die Häuser von kleinen Ranchos

zu sehen, Maisfelder davor, und Zapotebäume breiten ihre prächtige dunkelgrüne Laubkrone fast bis zum Boden. Der Ort Zoquitlan liegt ziemlich versteckt in diesem Flussthal. Nachdem man in dieser Weise vier beschwerliche Leguas im Flussbett zurückgelegt, passirt man einen zweiten Fluss, der von Süden zwischen ähnlichen hohen Gebirgswänden und anscheinend ebenfalls weit her dem Hauptflusse zuströmt. Vor Einem ragt ein niedriger Hügel, über dessen Gipfel einige Hütten lugen. Und hoch steigt darüber ein hoher Kamm in die Höhe, steil abfallend, von Wasserrunsen durchfurcht, und mit wunderlichen Felsbildungen. Auf der luftigen Höhe zeichnet sich, aber nur dem scharfen Auge erkennbar, ein Kreuz ab. Der Hügel verdeckt eine kleine Terrasse, die in mässiger Höhe über dem Fluss liegt und auf der anderen Seite von einer sandigen Barranca begrenzt ist. Auf ihr liegen die Kirche und die Häuser des heutigen Orts. Und auf ihr lag ohne Zweifel auch der alte Ort, denn auf der Plaza selbst und in der nächsten Umgebung sind Subterraneen aufgedeckt und allerhand Sachen aufgefunden worden. Leider hat schon vor Jahren ein Beamter von Tlacolula das meiste weggeschleppt. Uns blieb nur eine karge Nachlese — einige skulpirte Steine, die in der Kirchenwand und in der Kirchhofsmauer eingelassen sind, und ein Säulenstück, das in der Hütte eines Schulmeisters als der eine Stützpunkt einer Bank dienen muss. Auf der Höhe des Cerro aber, unmittelbar hinter dem Kreuz, lag — nach den Angaben der Ortseinwohner — das eigentliche Pueblo viejo. Zu ihm kletterte ich am folgenden Morgen, drei Stunden sehr beschwerlich, in die Höhe, fand aber nichts, als die Grundmauern einiger befestigter Tempel oder Paläste und Spuren von Subterraneen. Schön freilich war die Aussicht von oben, denn dieser Gipfel liegt gerade im Winkel zweier tiefer Thalschluchten — des Hauptflusses und seines grossen südlichen Zuflusses — und ist auch nach der dritten Seite durch tiefe Thalspalten von dem andern Gebirg getrennt. Man übersieht ein weites Gebirgsland, ein wahres Meer von zerfurchten Kämmen, mit Grün bedeckt, auf denen aber nur sehr spärlich und in der Ferne einige Ackerflächen, durch geradlinige Begrenzung dem Auge erkennbar, sich abzeichneten.

Die Bevölkerung von Zoquitlan, dessen Ländereien sich weithin über die Gebirge erstrecken, beschäftigt sich ausschliesslich mit Viehzucht, d. h. — wie in der Huaxteca unten — haben sie ihre Rinder, die frei und ohne Aufsicht in dem Buschwald der Berghänge weiden. Ab und zu schauen sie nach, ob ein oder das andere Stück krank ist, und wenn Gelegenheit sich bietet, bringen sie das Vieh oder die Häute zum Verkauf. Ein anderer Erwerbszweig ist die Bereitung von Mescal. Sie suchen in den Bergen, wo die schmalblätterige Agave der Tierra caliente häufig wächst, die Pflanzen, die sich zur Blüthe anschicken. Diese werden ausgehauen; sie enthalten reichlich süssen Saft, der ausgekocht und der Gährung überlassen wird. Das Fermentationsproduct abdestillirt, giebt den Mescal, einen Branntwein, der weit ins Land geführt und in unglaublichen Massen consumirt wird. Das ganze Pueblo scheint eine alte spanische Encomienda zu sein, denn im ganzen Ort versteht kein Mensch indianisch und unter den Honoratioren ist echter spanischer Gesichtsschnitt und spanische Grandezza unverkennbar. Im Uebrigen ist es eine ziemlich unangenehme Bande. Kaum in einem andern Ort sind wir so durch unverschämte freche Neugierde belästigt worden, wie an diesem Platz. Auch giebt es hier, wie mir in Tlacolula von competenter Seite versichert ward, mehr Spitzbuben als an einem andern Ort. Unsere Mission hier war, obwohl sie in der Hauptsache fehlschlug, doch nicht ohne Erfolg, denn wir haben in den paar Tagen nach und nach eine ganze Menge hübscher kleiner Antiquitäten zusammengebracht, die von besonderem Interesse sind, weil sie im Ganzen einen anderen Typus repräsentiren, als wir aus der näheren Umgebung von Oaxaca und Mitla kennen.

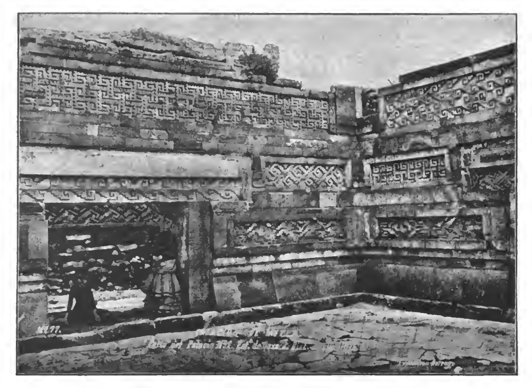
Oaxaca, 22. Juni 1888.

Von Zoquitlan ritten wir am dritten Tage wieder ab und gleich zurück den Weg, den wir hergekommen, bis nach S. Dionisio, wo wir Abends spät müde, aber heil anlangten. Als wir den Rand des Hochthales erreichten, ging gerade die Sonne unter, über den Bergen zur Rechten blitzte es heftig und langsam kam

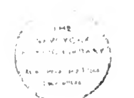
ein silberner Mond heraufgezogen. Der Ritt über die weite, von Barrancas arg zerrissenen Fläche war zwar nicht ganz ungefährlich bei dieser unsicheren Beleuchtung, aber von traumhafter Schönheit. — In San Dionisio fanden wir unser mit Gepäck vorausgeschicktes Eselchen schon vor. Da sein Treiber kein Geld hatte, so freute sich auch das Thierchen unserer Ankunft, denn nun gab es Mais zu knabbern. Auch wir erhielten leidliche Verpflegung und Unterkunft in einem Schuppen, in dem ein Schwein angebunden war, welches werfen wollte; trotzdem schliefen wir leidlich und ritten am nächsten Morgen nach Tlacolula.

Die Bevölkerung aller grösseren und kleineren Orte des Districts von Tlacolula ist fast ausschliesslich indianisch. Es sind gute, ehrliche Leute, und die von Indiern bewohnten Orte unterscheiden sich in der Beziehung auffallend und angenehm von den Orten mit gemischter Bevölkerung. Auch vor den Indianern der anderen Theile des Landes zeichnet sich die zapotekische Bevölkerung dieses Distrikts, wie des ganzen Thals von Oaxaca, in sehr vortheilhafter Weise aus. Sie sind entschieden aufgeweckter, heiterer, lebendiger, harmloser als die düstern Bewohner des Thals von México, die stumpfen Othomí und die scheuen, gedrückten, ernsthaften Huaxteca. Vielleicht liegt das in der Natur des Landes. In der Huaxteca haben wir im Allgemeinen, bei Indiern sowie bei Spaniern, die Beobachtung gemacht, dass die Leute selten lachen.

Es giebt in diesem District noch eine Menge eigenthümlicher Sitten und Gebräuche, eigene Weibertracht und sehr viel Aberglauben in Bezug auf alte Idolos und Ruinen. Vor manchem alten Götzen werden noch heute schwarze Wachskerzen verbrannt und es werden ihnen allerlei Esswaaren dargebracht. Wir selbst erhielten häufig mit schwarzem Wachs betropfte Thonköpfchen und eines wurde uns mit der Bemerkung übergeben: es habe in der Kirche auf dem Altar gestanden (vermuthlich aber hatte der Cura den heidnischen Gräuel von dort verbannt). Auch herrscht eine gewisse Scheu, diese Fremden zu zeigen; meistens wird Unwissenheit vorgeschützt. Ist diese Abneigung in solchen Fällen abergläubischer Natur, so hat sie in Bezug auf Höhlen und Ruinen einen anderen Grund. In allen diesen sollen nämlich Schätze vergraben sein und die



Innenansicht des Hofes des grossen Palastes von Mitla.
(Nach Photogr. von Batres)



Indier trauen den Fremden mehr Schlauheit zu, dieselben zu heben, wie sich selbst. Nennen sie sich doch in allzugrosser Bescheidenheit selbst: »gente sin razon«, wie sie sich in früherer Zeit stets von den übermüthigen Unterdrückern hatten nennen hören.

Die Tracht der Indierinnen des Distrikts von Tlacolula ist folgende: ein faltiges, kurzärmeliges, ausgeschnittenes Hemd, meist reich mit, allerdings europäischer, Weissstickerei verziert; der Rock eine sogenannte Manta enrollada, d. h. ein etwa drei Meter langes, selbstgesponnenes, selbstgefärbtes und selbstgewebtes Stück Wollenzeug, welches rockartig um die Hüften gewickelt wird. Vorn werden einige breite Falten gelegt, um den Beinen den nöthigen Spielraum beim Gehen zu lassen. Dieser Rock wird mit einer bunten schmalen »faja« (Binde) um die Hüften festgehalten und ist in verschiedenen Dörfern von verschiedener Farbe: dunkelblau, dunkelroth, schwarz oder hellroth; je nach Geschick und Geschmack der Weberin werden mitunter schmale, bunte, querlaufende Streifen, schwarz oder grün hineingewebt. Auch die Dicke und Schwere des Stoffes wechselt, am feinsten sind die Röcke von Mitla. Die durchgehends starken Haare werden, wie in vielen anderen Gegenden auch, von alten und jungen Weibern in zwei herabhängenden Zöpfen getragen, welche hier mit den »tlacoyales«, starken, dunkelgrünen Wollenschnüren, durchflochten werden. Bei der Arbeit dienen diese dazu, die Zöpfe aufzubinden. Um in die Sonne zu gehen, wissen sie ihren Rebozo sehr kunstvoll und geschickt um den Kopf zu wickeln. Die Sandalen werden, statt durch Riemen, durch Zeugklappen über dem Spann zusammengehalten; man nennt diese Fussbekleidung hier »cactli-zapato«, was eigentlich »Sandalen-Schuh« heisst, da das erste das Wort für die aztekische Sandale, das zweite das spanische Wort für Schuh ist. — Bis auf den Rebozo ist die Tracht vermuthlich alt. Nationale Männertrachten giebt es natürlich nicht, da dieselben vor der Conquista nur den »maxtlatl«, die Schambinde, und als Schutz gegen die Kälte den »tilmatli«, eine Art Mantel kannten, der aus einem geraden Stück Zeug bestand, welches auf der rechten Schulter verknüpft wurde.

Im Allgemeinen haben wir hier denselben Eindruck gehabt,

wie überall im Lande, und wie nicht zum mindesten stark im Thal von México selbst, — den Eindruck, dass in Bezug auf den Grundstock der Bevölkerung, das indianische Element, sich seit den Zeiten der Conquista so wenig geändert hat, dass wir das, was wir heute sehen und beobachten, ohne Wanken auf die alten Verhältnisse anwenden können. Wie äusserlich sich der Typus wenig geändert hat — wenigstens nach den Menschen zu urtheilen, die wir in alten Grundbüchern aus der ersten spanischen Zeit abgebildet sehen —, wie die Tracht dieselbe ist (bei den Frauen wenigstens, für die Männer haben die Mönche statt der Schambinde die Hose eingeführt), so finden wir auch dieselben Sitten und Lebensgewohnheiten, dieselbe Ordnung des Gemeindewesens, dieselbe Denk- und Anschauungsweise. Die Gegenstände, die wir in der Tributliste des Königs Motecuhzoma abgebildet sehen, werden noch heute in den Dörfern der Indianer gefertigt. Und in dem leiterartigen, mittels Strohband über der Stirn befestigten Traggestell (cacaxtli), unter welchem der Telpochtli des Codex Mendoza keucht, bringen noch heute die Indianer ihre bunte vielgestaltige Waare zu Markt. — Die grösste Veränderung anscheinend hat sich im Kultus vollzogen. Doch betrifft auch das nur das Aeusserliche, die Cerimonien und die Namen der Gottheiten, an die der Indianer seine Gebete richtet. Innerlich steht der Indianer den Heiligen der katholischen Kirche nicht anders gegenüber, wie sein Vorfahr seinen blut- und opferheischenden Idolen. »Santos de los antiguos«, antike Heiligenbilder, werden die letzteren auch heute noch allgemein im Lande gennannt.

Von Tlacolula aus expedirten wir die verschiedenen Sammlungen per Esel nach Oaxaca. Wir selbst aber ritten etwas vom Wege abseits, ein paar Indianerdörfer zu besuchen — Teotitlan del Valle und Macuixochil, — ansehnliche alte Niederlassungen, aus denen merkwürdige skulpirte Steine ins Museum von Oaxaca gelangt sind. Drei derselben — die schwersten — befinden sich noch am Ort, und sie zu zeichnen ging ich hin. Es war ein ganz hübscher kleiner Ausflug. Diese von reinen Indianern bewohnten Orte sind unvergleichlich sauberer und die Bevölkerung ordentlicher, freundlicher und zugänglicher — bis auf einen gewissen Punkt wenigstens, — als die mit mexicanischer Bevölkerung. Wir zeich-

neten was zu zeichnen war, assen recht gut im Hause des Alcalden von Teotitlan, tranken darnach beim Cura ein gut Glas Wein und ritten dann nach Macuixochil herüber. Hier wurden wir freundlich aufgenommen und im Gemeindehaus einquartirt. Wir wurden selbstverständlich sehr eingehend, aber sehr verständig, über uns und unser Land ausgefragt. Am nächsten Morgen, d. h. heute, kletterten wir noch auf den Cerro von Macuixochil, auf dem ohne Zweifel ein Theil der alten Poblacion lag. Man hatte uns von Figuren erzählt, die dort auf dem Felsen zu sehen wären — los bailantes de Moctezuma, »die Tänzer Montezuma's«. Diese erwiesen sich nun freilich als sehr rohe und nahezu verwischte Malereien, in kindlicher Manier, und vielleicht von müssigen Buben, allerdings wohl in alter zapotekischer Zeit, ausgeführt. Aber am frischen Morgen war die Tour nicht sehr anstrengend. Und der Blick von oben, von wo aus man die ganze bergumkränzte Ebene von Tlacolula übersieht, mit ihrem aus dem Grün hervorleuchtenden weissen Kirchlein, war prächtig. Wir kamen auch noch zur Zeit hinunter und noch vor dem Nachmittagsregen nach Oaxaca. — Möglich übrigens, dass dort auf dem Berge und auch in Teotitlan noch mehr von interessanten Dingen zu finden ist; aber die Indianer sind merkwürdig abergläubisch und zeigen die Sachen den Fremden nicht gern. Sie haben immer noch zum Theil die alte religiöse Scheu vor den alten Götzen und den Gegenständen des alten Kultus. Soll es doch noch heute in S. Miguel Albarradas (im Osten der Berge von Mitla) ein riesiges Götzenbild geben, vor dem ununterbrochen zwei schwarze Wachskerzen brennen und denen die Indianer Mais und Atole (Mehlbrei) und Früchte und Blumen bringen. Allerdings soll es nur selten einem Nichtindianer gelingen, diese Dinge zu Gesicht zu bekommen. Auch wir konnten natürlich, obwohl wir bestimmte Nachricht hatten, dass noch ein Steinbild und eine Figur auf dem Berge war, nichts weiter machen, als umzukehren, da unsere indianischen Begleiter auf Befragen erklärten: ja, die Dinge wären da, sie wüssten aber nicht, wo sie wären!

Auf dem Rückwege besichtigten wir im Dorfe Tule den berühmten Baum — ein Sabino, eine Art Conifere (Taxodium), deren mächtiger, in verschiedenen Leisten vorspringender Stamm

an 40 Ellen im Umfang messen soll, und dessen ragende, bis zum Scheitel frisch-grüne Laubkrone wohl hundert Mann zu Pferde Schatten geben könnte.

Hier in Oaxaca gedenken wir nur ein paar Tage zu bleiben, um unsere Sachen einzupacken. Dann geht es durch die Cañadas und Schluchten zurück nach México.

Etla, d. 28. Juni 1888.

Heute früh sind wir von Oaxaca fortgeritten — leider ohne unsern Evaristo, der uns auf unserer Tour nach Mitla und Zoquitlan ein so gewandter, verständiger Genosse gewesen war. Evaristo ist ein blutjunger Bursche, ohne Zweifel alter zapotekischer Rasse, obwohl er kein Wort indianisch spricht. Wir nahmen ihn vom Steinetragen weg, um uns als Pferdeknecht zu dienen. Und obwohl er dies Geschäft, eben so wenig wie irgend ein anderes, wie überhaupt gar nichts gelernt hat, so schickte er sich doch recht gut. Er griff jede Sache am rechten Ende an, war sorglich, ruhig und bescheiden, und gab uns manchmal Stoff zur Unterhaltung durch seine erstaunlich naiven, aber doch nicht ohne Verständniss gestellten Fragen. Warum er nicht bei uns blieb? Ja Evaristo ist verheirathet! Wie es nach Süden ging, da konnte er sich nur mit schwerem Herzen von seiner jungen Frau trennen, die bis zum letzten Augenblick, still und ernsthaft, auf der Schwelle unseres Zimmers sass. Und jetzt die drei, vier Tagerreisen nach Tehuacan hinauf, von wo es weiter nach México geht, und von wo aus vielleicht mancher dem Gesichtskreis seiner Angehörigen entschwunden ist, das konnte er, trotz seiner rührenden Anhänglichkeit an uns, nicht übers Herz bringen. — Wir mussten einen andern ältern Mozo an seiner Stelle nehmen, einen Mixteken aus der Gegend von Nochistlan, der zwar auch recht gutwillig, aber auch recht ungeschickt und gedankenlos ist. Evaristo aber wanderte selbigen Morgens noch, mit seiner Frau, seiner Heimath zu, um mit dem bei uns verdienten Gelde, wer weiss wie viele Monate, in Ruhe zu leben.

Gerade als wir unsere Pferde in Etla vor der Fonda an-

gebunden hatten, fielen die ersten Regentropfen und ein heftiger Aguacero folgte alsbald. Das wird uns auf dieser Rückreise wohl noch häufig so ergehen; man kann eben in dieser Jahreszeit nur Morgens reisen, weil Nachmittags mit ziemlicher Regelmässigkeit Regen kommt, welcher von Tag zu Tag reichlicher fällt. — Ausser dem Mangel an Zeit ist dies auch ein Grund, der uns hindert, unsern Rückweg durch die Mixteca — d. h. von hier über's Gebirg nach Puebla — zu nehmen, was uns freilich sehr am Herzen lag. — Obgleich wir nur wenige Tage in Oaxaca zu bleiben beabsichtigt hatten, wurde doch wieder fast eine Woche daraus und trotzdem fand ich keine Zeit zum Schreiben; es war kein Fertigwerden mit dem Waschen, Bekleben, Verpacken all' der Scherben und Köpfe, welche wir unterwegs und in Oaxaca selbst gesammelt hatten, dazu waren noch die Pflanzen umzulegen — kurz und gut, wir arbeiteten die letzten Tage bis in die Nacht hinein. Je länger wir hier sind, um so mehr sehen wir ein, dass wir eigentlich Jahre brauchten, um auch nur das Nothwendigste zu thun.

Dominguillo, d. 2. Juli 1888.

Wieder einmal auf der Heimreise, und zwar diesmal nicht in Litera und mit der Schnelligkeit des Postreiters, sondern zu Pferd und poco à poco, hier uud da Station machend, wo es noch etwas zu erhaschen gibt. Die erste Station machten wir in Villa de Etla, in einer Art Ausbuchtung des Thales von Oaxaca gelegen, die von den nahen Bergen reichlich Wasser erhält und daher vor andern Thälern dieses grossen Hochthals durch seine ewige Frische und seine grünen Milpas (Ackerflächen) sich auszeichnet. Die heutige Stadt liegt auf einem kahlen Felsrücken, der an dem Fuss des hohen, das Thal im Osten begrenzenden Bergkette sich hinzieht. Die Lage ist recht freundlich, doch ist der Ort berüchtigt durch die vielen Erdbeben, die hier vorkommen. Zeugniss davon gibt das jetzt ganz zerfallene Dominikanerkloster. An der Vorderseite befindet sich eine Loggia, die einst mit sehr schönen Wandmalereien, trockne Sepiafarbe auf weissem Grund geziert war — Scenen aus der heiligen Geschichte, bezw. aus dem Leben der

Jungfrau Maria, mit sehr schönen Borten im Renaissance-Geschmack. Gröber waren Wände und Decken des Kreuzgangs gemalt. Doch sieht man davon noch weniger. Denn die vielfach zerborstene Decke gibt dem Regenwasser reichlich Eintritt, und grüne Algen und Moose überziehen den gemalten Grund. Die alte Stadt lag auf einem Felshöcker, der mitten im Thal sich erhebt. Noch heute heisst die Gegend La caja del diablo »die Teufelskiste« — letzterer Name wohl wegen der viereckigen Gestalt des Felsrückens. Man hat natürlich, um den Ort zu entsündigen, eine Kirche hinaufgebaut. Aber neben derselben ragen noch die hohen Mogotes, unzweifelhaft die Gräber alter Zapotekenhäuptlinge, oder vielleicht sogar alter zapotekischer Teufelspriester bergend. Aus Etla sind in die Sammlungen Vasen und Idole von besonderem ausgeprägten Typus gelangt, von denen ich in Oaxaca einzelne zu zeichnen Gelegenheit hatte. Jetzt fand ich, als Eckstein eines Hofgebäudes, dort einen alten sculptirten und roth bemalten Stein eingemauert, den ich, nachdem wir mit grosser Mühe den modernen Mörtelbewurf entfernt hatten, meinem Zeichenbuch einverleibte.

Von Etla aus begaben wir uns noch in ein anderes, an derselben Thalseite gelegenes Seitenthal, in dessen Grunde, zu beiden Seiten des Arroyo und im Baumgrün versteckt, die Häuser des Oertchens S. Juan del Estado (ehemals S. Juan del Rey) zerstreut sind. Von hier aus führt, den Gebirgswall überschreitend und dann in der Schlucht des Rio de Vueltas abwärts, der alte Saumpfad nach Dominguillo. Der Weg ist kürzer und in guter Jahreszeit recht gut gangbar. Jetzt aber wurde uns davon abgerathen, da der Rio de Vueltas, den man einige vierzig Mal zu überschreiten hat, nach den letzten Regengüssen unangenehme, bezw. ungangbare Passagen haben könnte. Aus S. Juan del Estado ist ebenfalls in die Sammlungen mancherlei gelangt. Jetzt war im Ort wenig aufzutreiben. Die Bevölkerung zeichnete sich auch weder durch besonderes Entgegenkommen, noch durch besonderes Verständniss für unsere Zwecke aus. Es ist eine Niederlassung, in gewisser Weise ähnlich der von Zoquitlan. Ein reicher Ort, dessen Territorien sich sieben Leguas weit längs des alten Saumpfades erstrecken, eine rein spanisch redende Bevöl-

kerung, unzweifelhaft ebenfalls wohl von den Nachkommen eines ehemaligen spanischen Encomendero. Alte Niederlassungen befanden sich nicht nur in dem Thal, wo der heutige Ort liegt, sondern auch auf der Höhe des Gebirgswalls, unweit der Stelle, wo der Saumpfad denselben überschreitet. Da man mir von sculptirten Steinen erzählte, die dort zu finden seien, so ritt ich am frühen Morgen des andern Tags dorthin, und hatte so Gelegenheit, wenigstens einen Theil des alten Weges nach Dominguillo kennen zu lernen.

Der Weg führt aus dem Thal alsbald steil in die Höhe, zunächst an der einen Thalseite einer Schlucht, dann über drei verschiedene Hügelrücken immer aufwärts. Hänge und Wegseiten sind mit grünem Buschwerk bestanden. Es hatte am Nachmittag vorher stark geregnet, und jetzt am frühen Morgen hängen die Wolken noch überall. Durch den Nebel reitend, durch den die ersten Sonnenstrahlen sich nur mühsam Bahn brachen, Busch und Gras regenfeucht und thaufrisch, wurde ich lebhaft an Wanderungen in unserm heimischen Gebirg erinnert. Der Eindruck verstärkte sich, wie wir weiter aufwärts schöne Bergwiesen erreichten, mit Gras und Blumen bestanden, auf denen schöne glatte Rinder weideten. Der Gipfel selbst ist, wie die Gebirgswälle rings umher, mit Eichen bestanden. Aber es regnet an dieser Thalseite unstreitig mehr als an andern Stellen, und der Boden ist schöne schwarze fette Erde. So war denn hier unter den Eichen eine üppige Wiese. In dem Kräutich begegnen einem, wie es in dieser Höhe natürlich ist, wieder heimische Typen — ein Hahnenfuss, eine Anemone, verschiedene Umbelliferen — daneben aber Tradescantia, Dahlia und andere Spezialitäten des amerikanischen Continents. Die alte Poblacion lag eine halbe Legua jenseit des Passrückens, auf einem Bergausläufer, von dem man einen prächtigen Blick in die Cañada des Rio de las Vueltas bis nahe an den Ausgang derselben hat. »Cerro de buena vista« wird der Ort genannt. Früher werden hier wohl fruchtbare Milpas die Hänge bedeckt haben. Jetzt dehnt sich ein schöner Eichwald über Berg und Thal. Der Ort, zu dem man mich führte, erwies sich als eine, innerhalb eines Burgwalls gelegene Grabkrypte. Früher in den Zeiten der Un-

sicherheit, war dieser Wald — ähnlich wie der Wald auf dem Gebirg zwischen Cuernavaca und Mexico — ein Lieblingsaufenthalt der Banditen, und viel Räubergold ist, nach allgemeinem Glauben, an dieser Stelle vergraben. Bei dem Nachsuchen nach diesen Schätzen ist die erwähnte Krypta aufgedeckt worden, und die beiden sculptirten Steine, von denen man mir erzählt hatte, erwiesen sich als die zerbrochenen Stücke der Steinplatte, welche das Grab bedeckt hatte. Es war kein Object, zu dem man jeden Tag aufgelegt wäre, einen Weg von 3 Leguas hin und 3 Leguas zurück zu machen. Immerhin war es ein interessantes Stück und wanderte natürlich in mein Zeichenbuch. Auf dem Rückwege war die Sonne schon reichlich durchgebrochen, und ich hatte von der Passhöhe einen prächtigen Blick auf das ganze Thal von Oaxaca und seine südlichen Fortsetzungen bis nach Ejutla. Stolz erhebt sich in seiner Mitte der vielgegliederte Rücken des Monte Albano, dessen Mogotes und Bastionen und umwallte Gipfelplaza wir vor Wochen in Augenschein genommen hatten. Wie ganz anders dieser Blick, als die unermesslichen Waldflächen, die wir in der Huaxteca von den Höhen aus vor uns sich dehnen sahen. Nüchterne Ackerflächen im Grund, aus denen überall die weissen Mauern und bunten Kuppeln von Kirchen und im Baumgrün versteckte Häusergruppen sich hervorheben. Kahle Hänge am Fuss der Berge, und spärlich bewaldet die Kuppen. Aber es ist Stimmung in der Landschaft. Die Farben und der Duft der Berge, zumal an frischen Morgen, das Blau des Himmels, gemahnt mich an die stimmungsvollen Bilder, die ich am Gestade der Adria, und zumal an den Tagen, wo sich ein Scirocco vorbereitete, so oft bewundert hatte.

Am hellen Tage ritten wir noch, durch schöne grüne Maisäcker, und um von Mogotes gekrönte Höhen herum, nach Huitzo, dem an dem neuen Camino carretero gelegenen Ort, den wir bei der Herreise schon einmal passirt hatten. Von hier aus nahmen wir dann an dem andern Tage den Weg, den wir vor Wochen in der Nacht und in Litera gemacht hatten, von dem wir also damals wenig oder nichts gesehen hatten.

Der Gebirgswall ist an dieser Seite viel zerrissener, schluchtenreicher, das Erdreich dürrer, unfruchtbarer, und die Vegetation in

Folge dessen viel spärlicher und kümmerlicher als an dem alten Saumpfad. Immerhin begegnen uns schöne Eichen- und Kiefer-waldungen, zwischen denen baumartige Heidelbeeren, darunter eine mit merkwürdig burgunderrother Rinde, wachsen. Von der Höhe, auf der der Weg sich entlang windet, sieht man in Wasser-rinnen und Schluchten hinab, aus denen die grünen Baum-wipfel aufragen. Und während der ganzen Zeit des Aufstiegs hat man einen prächtigen Blick auf die jenseit des Flusses Atoyac aufragenden Ketten, jenseit deren die bevölkerten und reichlich produzirenden Districte der Mixteca liegen. Erst hinter dem Ort La Cieneguilla gelangt man auf die nach Norden, der Cañada von Dominguillo und Tecomavaca zugewendete Bergseite. Statt des sandigen felsigen Erdreichs, über welches wir bisher geritten waren, tritt hier auf einmal ein zäher fetter Lehm auf, und bei solchem Erdreich ist ein tief von Karren zerfahrener Camino car-retero nach Regengüssen fürchterlich. Glücklicherweise schien es wenigstens in den allerletzten Tagen nicht stark geregnet zu haben. So kamen wir ziemlich leidlich über die böse Stelle. Von den Annehmlichkeiten des Kärrnerlebens hier bekamen wir aber einen deutlichen Begriff. Einige mit Maschinerie beladene, von sechszehn Maulthieren gezogene Karren trafen wir, die, da auf dem Camino carretero unmöglich zu fahren war, über die Höhe weg einen Weg durch den Wald sich schlugen und auf diese Weise ebenso viel Tage zu einer Strecke gebrauchten, als sonst Stunden. Wir machten Halt in dem Dörfchen Salome, das an dem obern Ende einer in die grosse Cañada von Dominguillo mündenden Schlucht gelegen ist. Die Häuser, über die beiden Thalseiten zerstreut, mit ihrer Umgebung von Wald und Wiese, gemahnen an Alpendörfer. Wir fanden in einer Art Tanzsaal Dach und reichlich Platz für unsere Sachen, wenn auch keine Sitz-gelegenheit für uns. Denn einige, längs der Wände aufgestellte, auf Beinen wacklig ruhende schiefkantige Balken waren doch wohl kaum als solche zu rechnen. Doch gab es Lattengestelle mit Matratzen darauf!, auf denen wir in der Nacht herrlich ruh-ten. Das Zapotekenland unterscheidet sich nämlich dadurch in sehr unangenehmer Weise von der Huaxteca, dass das landes-übliche Bett nicht eine Lona ist, sondern durch ein paar über

ein paar Böcke gelegte Bretter repräsentirt wird, zu denen es in der Regel keine Matratzen giebt.

Am andern Morgen ging es die Schlucht abwärts. Der Weg führt an dem waldigen Hang derselben entlang, in verschiedene Seitenschluchten sich hinunter und wieder hinauf ziehend. Die Vegetation ist schön. Neben Eichen treten alsbald in grösserer Zahl Fächerpalmen auf — allerdings nicht die schöne grosse der Huaxteca, sondern eine Art Chamaerops, ähnlich der berühmten Palme von Nizza. Prächtig ist der Blick in die Schlucht hinab, in deren Grunde jetzt reichlich klares Wasser rieselt. Und prächtig ist der Blick vor uns, die grünen bewaldeten Hänge, die zu beiden Seiten die Schlucht einnehmen, und in ihrer Mitte, wie eine blaue Wand aufragend die jenseitige Thalseite der grossen Cañada von Dominguillo, und wieder über ihr, einsam und stolz, wie eine Kuppe der Wand aufgesetzt, der Pico de Orizaba, dessen Schneeflächen in der ersten Morgensonne leuchten. Lustig ritten wir hinab, denn noch ist es kühl und frisch, der Himmel etwas bewölkt, sogar etwas Nebelgeriesel, das angenehm erfrischt. Aber bald kam die Sonne heraus, und immer und immer noch dehnt sich die Schlucht vor uns. Doch geht es abwärts, und unsere Pferde gehen muntern Schritt. Endlich biegen wir um eine Felsecke, und da liegt sie vor uns, die tiefe Cañada von Dominguillo. Im Grunde der Fluss in breitem sandigen Bett. Kahle sandige Hügel an seinem Ufer. Ueber akazien- und cactusbestandene Höhen windet sich der Weg wie ein breites Band abwärts. Heiss ist es schon, die Luft glutherfüllt. Cicaden zirpen. Aber herrlich duften die Akazien, und eine leichte Bewegung der Luft lässt die Hitze vergessen. Die Strasse ist gut, und mein Schimmel geht vorwärts. Noch fünf Viertel Stunden Wegs, und wir sind am Ort angelangt. Ein trauriger Ort. Jämmerliche Rohrhütten auf sandigem kahlen Boden. Cactus nnd ein paar kümmerliche Akazien an den Hügeln. Nur um die Kirche ist Baumgrün und am Ufer entlang ziehen sich baumbestandene Huertas und Bananenhaine. Aber der Ort hat Bedeutung als eine der Hauptstationen auf dem Wege von Mexico nach Oaxaca. In dem Meson, der wie die andern Mesone an dieser Strasse Staatsunterstützung hat, be-

kommt man Lonas mit Kopfkissen, leidliches Essen, Dach und Futter für die Pferde. Also höchste Kultur.

Teotitlan del camino,
5. Juli 1888.

Von Dominguillo ritten wir am andern Morgen früh um vier Uhr weg. Wir hatten in der Nacht — oder ich wenigstens — wenig geschlafen. Denn um zwei Uhr, mit dem ersten Aufgehen des Mondes ging eine Sänfte nach Oaxaca ab, und schon zwei Stunden vorher begannen die Vorbereitungen zum Aufbruch, bezw. der Lärm. Es hatte den Abend vorher stark geregnet, die Wege waren aufgeweicht, und der spärliche Mond schien durch trübes Gewölk. So waren wir froh, als es gegen fünf anfing zu dämmern, und wir etwas sorgloser vorwärts reiten konnten. Der Weg geht in dem Thal abwärts. Zur Seite hat man, bald näher, bald ferner, den Fluss, dessen trübe lehmgelbe Wellen mehrere Rinnen in dem buschbewachsenen Kiesbett bilden. Gemeiniglich geht es zwischen oder über Kieshügel, Geröllbänke oder einzelne übrig gebliebene Felsklippen, die spärlich mit Akazien und Kaktus bewachsen sind. Etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden hinter Dominguillo müssen wir an den Fluss hinunter und ihn passiren. Hier oben ist er aber noch nicht schlimm. Es geht dann eine Strecke im Flussbett weiter, das hier ein hohes Felsriff quer durchschneidet. Früher führte an der Felswand oberhalb des Flusses ein Weg entlang, der ist aber gelegentlich hinabgestürzt und so muss der Fluss selbst als Weg dienen. Kühl und schattig ist es in dieser von steilen Wänden begrenzten Schlucht. Am Wasser wachsen Axochitl »flor del rio«, — hohe schöne Bäume mit schmalen, weidenartigen Blättern und schöner gelber Blüthe. Andere Schattenbäume hängen von der Wand herab. Wieder passiren wir den Fluss und reiten in erweitertem Thal weiter, an eingehegten Ackerstücken vorbei, die die Nähe eines Dorfes verkünden. Eine Höhe passirend, auf der ein von zerfallener Adobemauer umschlossener Kirchhof sich zeigt, haben wir das Dorf (Chilas) vor uns. Traurig und öde sehen diese Dörfer aus. Auf dem dürren Flusssand, der in un-

regelmässigen Hügeln ansteigt, stehen zwischen ein paar Kaktus- und jämmerlichen Akazienbüschen ein paar elende Rohrhütten. Durch Reisig ist ein Corral hergestellt. Ein paar Lumpen hängen über dem Gesträuch, Schweine und Hunde tummeln sich in dem Unrath vor der Thür. Und doch sind das keine ärmlichen Dörfer. Die Leute sehen stattlich und wohlhabend aus. Und an dem Flussrand, soweit die Bewässerung reicht, sind fruchtbare Huertas und Milpas von Mais und Zuckerrohr. Stattliche Palmen erheben sich am Rande der Felder, überwuchert von einer Fülle grünen Schlinggewächses, das uns an die besten Zeiten der Huaxteca erinnert. Als wir das Dorf verlassen, steigen wir eine Klippe hinan, und haben hier einen prachtvollen Blick auf die Thalerweiterung. Hüben und drüben ist der Thalboden eine lichtgrüne Fläche — Zuckerrohrfelder. Zwischen den Feldern, wo die Bewässerungsgraben laufen, sind Bananen gepflanzt. Am Rande der cultivirten Fläche hier das Dorf, und drüben am Fuss der Berge eine stattliche Hacienda. Die Berge selbst steil, zerrissen und hoch aufragend, ein röthlicher Fels, der steile Abstürze nnd wunderlich zernagte, oft an Gebilde von Menschenhand erinnernde Flächen bietet, ist mit prächtig grünem Buschwald bedeckt. Weisse Wölkchen hängen an den Wänden, und darüber der blaue Himmel — ein schönes Bild, das sich noch verschönt, als wir, rückwärts uns wendend, auf die blauen Berge sehen, die hinter uns liegen, von denen wir Tags zuvor hinabgestiegen. Weiter geht es Hügel hinab, Hügel hinauf. Zur Seite immer dieselbe Vegetation, und drüben immer dieselben schönen Berge, mit ihrem röthlichen Fels und ihrem dunkelgrünen Busch. Nur der Fluss unten im Thal ist durch einen Zufluss von drüben stark verstärkt, und mit ziemlicher Schnelligkeit fliessen seine lehmgelben Wellen dahin. Auch auf unserer Seite kommen jetzt dem Flusse nicht unansehnliche Verstärkungen zu. Als wir ins Land kamen, hatten Reiter und Sänfte ohne Anstand dieselben passirt. Jetzt sind diese Flüsse stark geschwollen und reissend genug. An dem Ufer sind aber Pasaderos stationirt — halb oder ganz nackte Kerle, die durch den Fluss zu uns herüber waten. Einer nimmt das Pferd an der Leine und zieht es durch das Wasser, ein zweiter stützt das Pferd, dass

es nicht vom Strome sich wegreissen lässt, ein dritter sorgt dafür, dass die Ladung nicht nass wird, oder dass nicht ein zu täppischer Reiter bei der Prozedur ins Wasser fällt. So geht es ohne Anstand und Gefahr hinüber. Nur dass der Spass zwei Real, pro Pferd kostet. Diese Geschichte wiederholt sich bei einem zweiten Zufluss, den wir alsbalb zu passiren haben. Schlimmer sind die Karren daran, die müssen warten, bis das Wasser abläuft. Wir trafen am andern Ufer ein paar solcher Wagenburgen, die abgespannt und vor der Hand am Ort sich häuslich eingerichtet hatten. Bald nachdem wir den zweiten Fluss passirt, erreichen wir die Hacienda Guendulain. Die Gebäude der Hacienda liegen etwas abseits vom Wege. Am Wege selbst nur eine elende Hütte mit Reisigcorral, wo wir bei der Herreise um 4 Uhr Morgens unsern Kaffee genommen hatten. Weiter geht es an den Zuckerrohrfeldern und an den Maisstoppeln vorbei, und weiter über Sand- und Kieshügel ziemlich eintönig fort, bis wir den ebenfalls auf kahlen Sanddünen gelegenen Ort Obos erreichen. Hier steigen wir in das Flussbett hinab und reiten auf schattigem von Bäumen eingefassten Weg zwischen üppigen reichlich bewässerten Feldern weiter — eine angenehme Variation, die wir allerdings mit einigen sehr bösen Schlammstellen zu erkaufen haben. Aber noch sind wir und unsere Pferde frisch, wir freuen uns des Wegs. Zur Seite in dem Ruschwerk huschen Eidechsen, — schwarze dickleibige, dornige, lange, zierliche grünlichblaue und einige von prächtig smaragdgrüner Farbe. Als wir aus dem Flussbett allmählich wieder in die Höhe kommen erreichen wir eine andere Hacienda. Dem Fabrikgebäude gegenüber ein prächtiger Garten, in dem Cocospalmen, reich mit Früchten beladen, Mangos, Bananen und Kaffee gedeihen. Die Hütten der Arbeiter aber sind über kahles Steingeröll zerstreut — das Trümmergestein, das der Arroyo von den nahen Felswänden herabgewälzt.

Endlich erreichen wir Mechuda — der letzte Ort vor Tecomavaca. Zehn Leguas — nach officieller Rechnung — liegen hinter uns. Fünf weitere — ebenfalls nach officieller Rechnung — haben wir zu machen. Andere rechnen zwölf und sechs Leguas. Aber auch fünf sind ein Wort, denn die Mittags-

stunde naht. Aus Furcht vor dem Nachmittagsregen entschlossen wir uns aber weiter zu gehn, anstatt, wie vernünftiger gewesen wäre, einige Stunden Mittagsrast zu machen. Zuerst geht es über kahle sandige Fläche. Dann aber treten wir in die enge Schlucht, in der der Fluss hier durch die Berge bricht. An der steil abstürzenden Felswand führt der Weg in die Höhe, und prächtig ist der Blick zum Fluss hinab und auf die gegenüberliegende Thalseite. Eine Fülle des mannigfaltigsten Grüns — die dunkelen Zapotebäume, lichtgrüne Tamarinden und anderes Laubwerk und dazwischen mit blaugrüner Farbe und wie Stacheln aufschiessend, die Säulenkaktus. Eine buntbewegte Farbenmasse, zu der der gelbe rauschende Fluss den prächtigsten Kontrast giebt. In vielfach gewundenem Lauf setzt der Fluss seinen Weg durch die Enge fort, und so verändert sich das Bild für uns fast jeden Augenblick, indem wir bald an dem Riff in die Höhe, bald bis zum Niveau des Flusses herabsteigen, dann einen Arroyo passiren, wo unter den bis zum Boden hängenden Zweigen mächtiger Bäume ein viel von Arrieros benutzter Lagerplatz dem Auge und der Nase sich merklich macht, oder unter überhängenden Felsmassen hart am Wasser entlang reiten. Leider ist es beträchtlich heiss in dieser Cañada, und unsere Pferde gehn seit dem letzten Dorf entschieden unlustig und müde. Sie meinen, vielleicht nicht mit Unrecht, dass man dort hätte bleiben, ein wenig fressen und die grösste Hitze vorübergehn lassen können. Glücklicherweise erreicht uns bald darauf eine ganze Karavane — eine Menge Frauenzimmer, ein Herr und ein paar Mozos, die, wie es scheint, von einer Hochzeit in Oaxaca zurückkamen, — die Frauenzimmer in den hiesigen sogenannten Reiträcken, d. h. schlampsige Kattunröcke, und in den unmöglichsten Positionen mit dem Bein über den Sattelknopf der Silla vaquera (d. h. des spanischen Sattels) oder auch mit beiden Beinen darüber à la Mann. Sie reiten unansehnliche, aber gut vorwärts gehende Pferde, und der Schritt dieser Karavane beschleunigt auch die Gangart unserer. Und es ist wünschenswerth, dass wir vorwärts kommen. Denn von dem Fluss abbiegend und in dem trocknen Bett eines Arroyo hinaufkletternd, kommen wir jetzt in ein Gewirr von Fels- und Kieshügeln, wie es trostloser nicht zu denken ist. Es ist ja keine

Wüste, noch wachsen die Akazien und die Kaktus auf diesen Hügeln, aber dürr und unfruchtbar ist alles, rechts und links stehen die kahlen Schichtflächen heraus, wie Burgen stehn auf den Höhen einzelne Felsmassen aus härterem Gestein, die der Verwitterung länger widerstanden haben. Herauf und herunter geht es, endlos, und die Sonne brennt. Endlich liegt ein lang Stück in die Ebene führender Weg vor uns. Wir haben, den Rücken, der die beiden Flussthäler trennt, überschritten und jetzt das Thal des von Norden herabrinnenden Flusses, des Rio Salado, erreicht. Hatte der von Süden kommende Fluss, an dem wir vorher entlang ritten, schon ein sehr bedenkliches Ansehen, so ist der Rio Salado geradezu berüchtigt wegen seiner starken Anschwellungen und seines reissenden Laufes. Denn was in den Bergen der nördlichen Mixteca an Gewitterregen fällt, das stürzt alles ihm zu, und in wenigen Stunden schwillt er so, dass an eine Passage nicht zu denken ist, und der Verkehr tagelang, wenn nicht länger unterbrochen wird. Wir hatten daher auch ein wenig Sorge, als wir uns seinem Ufer näherten.

Wir trafen an der Uebergangsstelle, im Schatten hoher Bäume, eine ganze Compagnie nackter Kerle, unter dem Commando eines alten graubärtigen, ebenfalls nackten Subjekts — das sind die Pasaderos. Am Morgen, erzählten sie, wäre der Fluss muy bravo »sehr wild« gewesen. Jetzt wäre er schon etwas abgelaufen. Denn noch ist das Erdreich nicht mit Feuchtigkeit übersättigt. Der anschwellende Fluss läuft, wenn nicht zufällig Tag für Tag starke Regen kommen, immer noch leidlich ab. Immerhin mussten die Pasaderos erst eine Viertelstunde suchen, ehe sie eine Uebergangsstelle fanden. Denn der reissende Fluss wälzt eine Menge Sand und Kies herab, hier eine neue Bank bildend, dort eine alte fortreissend, sein Bett fortwährend verändernd. Dann ging es hinein, jedes Pferd escortirt von drei Mann. Der Strom war in der That leidlich tief, das Wasser reichte den Pferden bis an den Bauch, und war immer noch beträchtlich reissend. Der zur Seite gehende Mann musste sich mit aller Kraft gegen das Pferd stemmen, damit es nicht vom Strome weggerissen werde. Doch kamen wir ohne Unfall herüber. Noch eine Strecke in dem Flussthal aufwärts, dann die Kieshügel in

die Höhe, und wir hatten das in seinen dürren Kieshügeln vergrabene Tecomavaca erreicht, die dritte Hauptstation auf dem Wege von Oaxaca nach Tehuacan. Es ist ohne Zweifel ein alter Ort, denn recht versteckt liegt er hinter seinen Hügeln, während unten am Fluss eine breite Alluvialfläche genügenden und leicht zu bewässernden Raum für Milpas bietet. In der Umgegend sind auch mancherlei Ruinen vorhanden, von denen wir schon verschiedentlich gehört hatten. Leider war es schwer, genaue Kunde zu erhalten, und leider war der einzige Mann, an den wir Briefe hatten, nicht mehr in Tecomavaca, sondern lebt jetzt in Teotitlan del camino. Als wir bei dem Wirth unsers Meson anfragten, erzählte er uns von ansehnlichen Ruinen, die jenseit des Flusses lagen. Da nun am Morgen der Fluss wieder stark gewachsen und unpassirbar war, so entschlossen wir uns, wenn auch mit schwerem Herzen, diesen Besuch zu lassen, und vorwärts zu gehen, oder vielmehr unsere Rückreise weiter fortzusetzen.

Wir blieben zunächst auf dem geraden Wege, der von Tecomavaca nach Tehuacan führt — dieselben dürren Hügel, die uns schon auf der Herreise in der Diligence (oder goayin, wie man hier sagt) so gelangweilt hatten. Doch hat die Regenzeit schon jetzt eine wohlthuende Veränderung hervorgebracht. Die Sträucher sind grün, und prächtige blühende Büsche sind überall im Dickicht zu sehen. Auf der Herreise war die Diligence durch den Fluss und im Flussbett eine Strecke lang gefahren. Jetzt bogen wir, als wir die Stelle erreichten, ab, und in weitem Bogen, bis zum Fuss der Berge vordringend, umgingen wir die Schlinge, die hier der Fluss macht. Dann ging es wieder zwischen den Hügeln weiter. Eine angenehme Unterbrechung in der Monotonie des Weges bildet ein aus den Bergen hervorbrechender Arroyo, in dessen Thalgrund Milpas und unter einer Fülle von Fruchtbäumen, Mangos und Bananen versteckt die Häuser des Dorfs S. Juan liegen. Weiter geht es über die Kiesflächen. Endlich weichen die Berge links und rechts auseinander und vor uns liegt eine weite Fläche, am Horizont nicht mehr durch Berge begrenzt, aber angenehm bewegt durch in der Mitte aufragende Ketten und Kuppen. Das ist die breite Stufe, die

von Tehuacan herabreicht. Tief im Grunde leuchten überall lichtgrüne Fleckchen hervor — Zuckerrohr — von dunkelem Grün umrahmt, und dunkeles Grün, in der Ferne wie eine zusammenhängende Fläche erscheinend, überzieht die Höhen und die Tiefen, zwischen denen hier und da steile Abstürze mit dunkelröthlichem oder weisslichem Ton sich abzeichnen.

Gleich darauf haben wir die Hacienda Ayotla erreicht. Hier zweigt sich der Weg nach Teotitlan del camino ab — ein alter Ort, der von dem andern Teotitlan, das wir im Distrikt von Tlacolula besucht hatten, durch den Zusatz del camino »am Wege«, d. h. am Wege nach México gelegen, unterschieden wird. Auch dieser Ort liegt versteckt zwischen Hügeln abseits vom grossen Flussthal, und unmittelbar am Fuss der hohen Berge, hinter denen und in deren Schluchten die noch heute ziemlich unberührt von der Kultur lebenden Indier der Nation Mazateca wohnen. Der Ort liegt reizend. Ueber verschiedene kleine Hügelrücken, zwischen denen eine Menge Wasser herabrinnt, ziehen sich Gärten, tiefe schattige Fruchthaine, unter denen wieder Mango und Bananen die Hauptrolle spielen, und die bescheidenen Häuser, die im Centrum um die Kirche herum sich zu ganzen Häuserzeilen zusammenschliessen. Auf einem Hügel jenseit der Barranca ragt altes Gemäuer. Das ist die Iglesia vieja, die alte Tempelstätte, wo noch heute beim Nachgraben eine Menge alter Kram, bemalte und unbemalte Götzenbilder von Thon, Gefässscherben und niedliche kleine Götterfratzen aus polirtem grünen Stein zum Vorschein kommen. Wir erhielten von dem deutschen Arzt, der hier lebt, Dr. Carlos Jocéfé, ein paar Sachen geschenkt und konnten am Tage darauf eine ganze Menge hübscher Sachen zusammenkaufen, die wir in drei Kisten verpackt, mit Eseln nach Tehuacan schickten.

Tehuacan, d. 9. Juli 1888.

Von Teotitlan brachen wir gestern in der Morgenfrühe auf. Das Terrain, das von dem Ort nach dem breiten Flussthal sich zieht, bietet an sich auch wenig landschaftliche Reize. Aber jetzt in der Frühe, Busch und Strauch grün und blühend, die

Felsklippen bestrahlt von den Strahlen der ersten Sonne, war es ein prächtiges Bild. Noch zeitig erreichten wir Tilapa, Dorf und Hacienda, mit prächtigen Zuckerrohrfeldern, die im Grunde bewässerter Kesselthäler am Fusse einer Kette steil abstürzender weisslicher Felsen liegen, deren Form und Bewachsung uns an die sächsische Schweiz erinnert. Jenseits geht es noch eine Weile bald zwischen Sandhügeln, über Bewässerungsgräben und an Zuckerrohrfeldern vorbei. Dann erreichen wir wieder die grosse Strasse, die wir auf der Herreise mit dem Goayin passirt hatten. Auf dieser ging es weiter bis Venta salada, wo wir den hier oben kleinen und zahmen Rio salado passiren. Dann liegt die weite Fläche vor uns, die in drei Stufen bis Tehuacan aufsteigt. Oedes, wüstes Terrain, zum Sterben langweilig, und nur belebt durch die Blicke, die man zur Seite bald auf akazien- und kaktusbestandene Hügel, bald auf im Grün von Fruchtbäumen und Maisfeldern versteckte Kirchen und Haciendeu, bald auf die weissen leuchtenden Felsen hat, die über dem Ort des Pueblo viejo von Tehuacan aufragen. Auch die Dörfer am Wege sind jämmerlich, elende Rohrhütten sind über kahlen Grund zerstreut. Nur der Kirchen sind viele und ansehnliche. Und zur Seite des Weges in der Rinne, die von den Bergen zur Rechten und der nach rechts sich senkenden Felsplatte, über welche der Weg führt, gebildet wird, zieht sich ununterbrochenes Grün hin, und reiht sich eine Hacienda an die andere. Wir blieben in dem einen dieser Dörfer, Pantzingo, die Nacht und erreichten gestern noch früh am Tage den hiesigen Ort. Hier werden wir heute unsere Pferde verkaufen, und morgen auf zivilisirte Weise mit Tram und Eisenbahn unsere Reise fortsetzen.

IX. Letzte Ausflüge.

Orizaba. — Puebla. — Cholula. — Heimreise.

Orizaba, 13. Juli 1888.

Wir sind vor drei Tagen, nachdem wir in Tehuacan unsere Pferde zu leidlichem Preise verkauft, mit der Tram nach Esperanza gefahren — ein Weg, den ich Dir schon bei der Hinreise nach Oaxaca beschrieb. Es geht in der Cañada aufwärts, zunächst zwischen Feldern, die von dem starken Nachtregen trieften, dann jenseit der Hacienda del Carmen in engerer Schlucht aufwärts, zur Seite ein schäumender Bach, Hänge und Thalseiten mit der Buschvegetation der Hügel bedeckt, alles natürlich jetzt viel frischer und grüner, als vor sieben Wochen. Die prächtigen Agaven hatten noch nicht ganz abgeblüht. Hier und da erfreute unser Auge ein solcher noch in voller Blüthe stehender Riesenstrauss. Auf dem Hochlande, das wir mit dem Orte Cañada Morelos erreichten, blies der Wind ziemlich kalt, von den Bergen zur Rechten wehten die Nebel herüber, und unser Tramwagen entgleiste in dem Schlamme und Sand, den die Nachtregen über das Geleise gewälzt. Durch vereinte Anstrengung von Kutschern und Passagieren war der Schaden indess bald wieder gut gemacht, das Geleise gesäubert und der Wagen wieder eingehoben. Zu guter Stunde erreichten wir Esperanza, wo wir den von México herabkommenden Zug bestiegen.

Die Vera Cruz-Bahn ist bekannt wegen der Solidität ihres Baues, und die Strecke zwischen Esperanza und Córdoba ist berühmt wegen der Schönheiten, die sie bietet. Gleich hinter Esperanza, bei Boca del monte, tritt die Bahn an den Hang einer tiefen Schlucht und steigt auf schiefer Ebene, an der einen Thalseite

in stundenlangem Lauf bis zum Thalboden herab. Kiefern, Eichen und die schöne grüne Vegetation der Sierra bedecken die Berghänge, und zwischen ihnen saust man abwärts, zur Rechten den Blick, durch grüne Thäler hinab, in schwindelnde Tiefe, wo, wie Häuschen aus der Spielzeugschachtel, die Häuser des Ortes Maltrata aufgebaut sind. Leider hatten wir bei dem Eintritt in diese Strecke Nebel und keinen schönen Blick. Erst weiter abwärts kamen wir aus dem Nebel heraus und konnten uns der wechselnden Scenerie freuen. Sowie man dem Thalboden sich nähert, umfängt einen schon wärmere Luft, Bananen wachsen an bewässerten Terrassen, wir haben wieder einmal den Rand der Tierra caliente erreicht.

Die Stadt Orizaba liegt schön eingebettet in dem dunklen Grün der Kaffeepflanzungen und zu beiden Seiten eines schäumenden Flusses. An zwei Seiten lehnt sie sich hart an die hoch aufragenden, in ewiges Grün gekleideten Berge. Nach den beiden andern weichen die Berge etwas auseinander. Oberhalb hat man eine kleine bergumschlossene Ebene, und unterhalb dehnt sich eine weite Terrasse, in die der von Maltrata herabkommende Fluss sich tief eingewühlt hat. Hier sind wir wieder in voller Tierra caliente. In den bewässerten Huertas gedeihen Bananen und Mangos, Kaffeepflanzungen ziehen sich rings um die Stadt, und auf den Terrassen oberhalb des Flusses dehnt sich stundenlang das lichte Grün der Zuckerrohrfelder. Ewiges Grün bedeckt die Gehänge und den Thalboden, und in dem feuchten Waldschatten des Barrancas wuchern üppig baumbewohnende Farren und prächtig blühende Orchideen. Zwei Stellen der grossen den Ort umziehenden Barranca sind besonders berühmt. An der einen, El Rincon grande »die grosse Ecke«, stürzt von der Seite, zwischen Felsen und hohem Schilfrohr und beschattet von hohen, ganz mit Parasiten bedeckten Platanen ein Seitenbach in fünf gesonderten Cascaden dem Hauptstrom zu. An der andern, Barrio nuevo, sieht man von oben in die tiefe Barranca hinab, in deren Grunde von mannigfachstem Baumgrün umrahmt, der Fluss eine prächtige Cascade bildet. Echte tropische Bilder sind das, und unheimlich üppig wuchernde tropische Vegetation umfängt einen hier überall. Denn diese dem atlantischen Ocean

zugewendeten Hänge sind beständig mit Feuchtigkeit überladen. Der Mensch fühlt sich klein inmitten dieses Ueberwucherns der Pflanzenwelt, und ich wenigstens kann nicht froh werden, kann mich eines niederdrückenden, beängstigenden Gefühls nicht erwehren. Aber tröstend winkt hier aus der Höhe der in einsamer Majestät aufragende Schneeberg, der Pico de Orizaba — Citlaltepec »Sternenberg« nannten ihn die Alten — ein jetzt erloschener Vulkan, der auf der Grenzscheide des Hochlandes aufragend, eine weithin sichtbare Landmarke bildet. Schon vom Schiff aus sieht der in Vera Cruz landende Reisende ihn über Nebel und Wolken aufragen.

Der Ort Orizaba hat viele Kirchen und ist bekannt wegen der Frömmigkeit seiner Bewohner. Die Franzosen und der Kaiser Maximilian hatten hier ihren festesten Stützpunkt. Wir besuchten die Normalschule, die ein biederer Pfälzer, Namens Laubscher, hier nach deutschem System eingerichtet. Es war mir ein eigener Genuss, Lautirmethode und Taktschreiben auf mexikanischem Boden mir vorführen zu lassen und die Melodien »Ich hatt' einen Kameraden« und »die Wacht am Rhein« mit spanischem Text von den frischen Kehlen brauner mexikanischer Jungen abgröhlen zu hören. — Für meine Zwecke fand ich weniger hier, als ich erwartet hatte. Seit alter Zeit berühmt ist ein Felsblock, der auf seiner oberen Fläche eine stehende menschliche Figur, — »el gigante« nennen ihn die Ortseingeborenen —, einen Fisch und ein Datum zeigt. Die Zeichnung ist indess schon beträchtlich zerstört. Und Sammlung von kleineren Gegenständen fand ich nur in einer Art Rumpelkammer, das sogenannte Museo del Colegio, — die meisten Stücke ohne Ortsangabe, also von geringem Werth. Heute früh verlassen wir den Ort und fahren mit der Bahn nach Puebla.

Im Pullman Car des Ferrocarril Internacional Mexicano, 3. August 1888.

Wir fuhren bei schönem Wetter von Orizaba ab und sahen also das Stück, das bei der Hinfahrt durch den Nebel uns verschleiert war, bei hellem Tage. Ich muss indess gestehen, dass

diese berühmte Gebirgsbahn nicht den Eindruck auf uns machte, den wir nach den Erzählungen erwartet hatten. Man fährt aus beträchtlicher Tiefe, an der einen Thalseite einer gewaltigen Schlucht bis auf die Höhe des Plateaus und geniesst dabei die nach der jedesmaligen Richtung der Strecke und der Höhe wechselnden Einblicke in die Schlucht, mit ihren Feldern und Häuschen im Grunde, und auf die Abhänge, die mehr oder minder steil zum Thalgrund abfallen. Aber das Bild leidet doch an einer gewissen Einförmigkeit und kann sich keinesfalls mit Gebirgsbahnen wie die Gotthardbahn messen. Zudem hatten wir auf unserm Ritt durch die Sierra von Huejutla bis Zacualtipan und weiter bis Pachuca unendlich grossartigere und mannigfaltigere Bilder gesehen. — Auf dem Plateau fuhren wir die Strecke von Esperanza zurück, die wir auf der Herreise im Monat Mai passirt hatten. Die vorgeschrittene Regenzeit hat auch hier einen angenehmen Wechsel hervorgebracht. Ueberall grünen die Maisfelder, und an dem Wegrand wimmelt es von Blumen. Nichtsdestoweniger und obwohl es sicher, wenigstens zwei Tage vorher, geregnet hatte, hatten wir streckenweise vom Staub arg zu leiden. In San Marcos verliessen wir die Vera Cruz - Bahn und fuhren auf einer Sekundärbahn, die hinter der breiten konischen Anschwellung der Matlalcueye, des Berges von Tlaxcala, sodann nach Puebla führt. Die Fahrt ist nicht ohne Reiz. Man passirt die breiten sandigen Betten von Arroyos, die von der Matlalcueye herunterziehen, und fährt dann zwischen mit Kiefern und dunkelgrünen Lebensbäumen bestandenen Hügeln — allerdings ein wenig mexikanisches Bild.

Puebla ist eine hübsche saubere Stadt, frei und luftig am Abhang einer flachen schildförmigen Erhebung gelegen, deren Kamm von ein paar alten Forts gekrönt ist. Auf der einen Seite sieht man in beträchtlicher Nähe die beiden grossen Vulkane, die auch über dem Thal von México aufragen, — zwischen ihnen und Puebla liegt das Thal des Flusses Atoyac*) und die

*) Atoyac heisst mexikanisch eigentlich nichts weiter als „Fluss". Daher tritt das Wort als Flussnamen in den verschiedensten Theilen der Republik auf.

Ebene von Cholula —, auf der anderen Seite sieht man die auch im Sommer nicht selten durch Schneelinien aufgehellte Kuppe der Matlalcueye. Die beiden Forts, die auf der Kuppe der flachen, felsigen, grasbedeckten Höhe liegen, gemahnen uns an dalmatinische Bilder. Die Strassen der Stadt haben ihre Rinne in der Mitte, durch welche nach Regengüssen das Wasser in beträchtlichen Massen abfliesst. Steinerne Stege, zu beiden Seiten der Hauptstrasse gelegen, überbrücken diese Rinnen und durch diese Einrichtung, welche dem Wasser schnellen Abfluss gestattet, hat sich Puebla den Ruf der reinlichsten Stadt erworben. Die Stadt hat schöne Häuser, in eigenthümlicher Manier mit einem Teppichmuster (aus rothen Backsteinen und Majolikaplatten bestehend) bekleidet. Ganze Bilder sieht man hier, in Majolika, in die Wände der Häuser und der Kirchen eingelegt. — Das ist übrigens keine einheimische Industrie. Die Majolikaplatten wurden mit grossen Kosten aus Spanien importirt. Auch sonst ist Puebla reich an Kunstschätzen. Denn wie in alter aztekischer Zeit das nahe Cholula der Hauptsitz reicher begüterter Pfaffen war — das heidnische Rom, Quetzalcoatl, der Windgott, dessen Heiligthum auf der Pyramide von Cholula stand, war insbesondere der Gott der Priester — so war Puebla in christlicher Zeit der Hauptsitz der wohlbepfründeten Geistlichkeit. Wir fanden in Puebla in Privatsammlungen nicht nur Prachtstücke altweltlicher Kunst und Kunstindustrie (Gemälde, Elfenbeinschnitzereien, chinesische Porzellane), sondern auch Prachtstücke alter mexikanischer Kunstindustrie, wundervoll bemalte Vasen und Teller aus Cholula und der Gegend von Tlaxcala, die meinem Stift und Pinsel reichlich zu thun gaben. Dazu fanden wir im Besitz eines Deutschen, Herrn Consul Dorenberg, der auch eine schöne Sammlung mexikanischer Alterthümer sein eigen nennt, einen Codex, schöne alte mexikanische Bildermalerei mit Inschriften, wie es scheint in mixtekischer Sprache. Diesen copirten wir, wozu uns Herr Dorenberg freundlichst die Erlaubniss gab — das heisst, ich zeichnete ihn durch, und C. colorirte ihn, und so wurden es, — statt der zwei Tage, die wir in Puebla zu bleiben gedachten, vierzehn Tage.

An einem der letzten Tage machten wir noch einen Ausflug

nach Cholula, am andern Ufer des Rio Atoyac, in schöner fruchtbarer Ebene nahe am Fusse des Popocatepetl gelegen. Die ganz aus Adobes, abwechselnd mit Schichten von Mörtel aufgebaute, und aussen ursprünglich (wie man an einer Seite noch deutlich sehen kann), ganz mit Stuck bekleidete riesige Stufenpyramide, auf der einst das Heiligthum Quetzalcoatl's stand, trägt jetzt eine Kirche der S. Maria de los Remedios — eine kleine, mit steifem spanischen Reifrock angethane Puppe in von Gold und Silber blitzendem Altarschrein. Aber die Aussicht ist immer noch schön auf die lachende grüne Ebene, aus der sich die geraden Strassenzeilen und die mächtigen Ruinen des ehemaligen Klosters von Cholula herausheben, auf den Hügelkranz ringsum und die beiden Bergriesen, mit ihren Schneekuppen, an denen weisse Wolken wie Baumwollballen haften. Für unsere Sammlungen erwies sich der Ausflug äusserst profitabel. Wir handelten von den Buben eine ganze Menge mehr oder minder wohl conservirter Thonköpfe, bunt bemalte Scherben, Lippenpflöcke aus Obsidian u. dgl. m. ein, und konnten schliesslich noch für nicht übermässigen Preis eine ganze Sammlung, darunter wohl conservirte bemalte Gefässe, geschnitzte Steinfigürchen u. dgl. m. erstehen.

Auf der Rückreise nach México machten wir noch einen Ausflug nach dem im Thal des Rio Atoyac und zwischen Bergen versteckten Tlaxcala, der ehemaligen Rivalin des kaiserlichen México. Heute eine ziemlich unbedeutende Stadt. Als Raritäten zeigt man das Banner von Cortez und einen Taufstein, in dem die ersten indianischen Fürsten getauft wurden.

In México blieben wir nur wenige Tage, unsere Sachen zu ordnen, und uns von unsern Freunden zu verabschieden — den Herren der Firma Rapp, Sommer, Co. und ihren Damen, denen wir in der ganzen Zeit unsers mexikanischen Aufenthalts so viel Gutes und Liebes zu verdanken hatten, dass wir uns fast als Angehörige der Firma zu fühlen uns gewohnt hatten, und dann von unsern mexikanischen Freunden. Vor allem von Dr. Peñafiel und seiner Familie, dem Mann, dessen Name so oft schon auf den vorhergehenden Blättern genannt ist, als des selbstverständlichen Berathers und Förderers all meiner Unternehmungen, ohne dass ich indes seiner andauernden, unermüdlichen, wirklich

rührenden Freundschaft für uns näher Erwähnung gethan hatte. In der That, seit jener späten Abendstunde, wo wir zum ersten Male zu ihm drangen, ihn in unserm damals noch ungelenken Spanisch zu bitten, uns auf seiner für den nächsten Morgen geplanten Xochicalco-Expedition mitzunehmen, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht in irgend einer Weise für uns gesorgt, in Gedanken, Wort oder Werk für uns thätig gewesen ist. Von glühender Liebe für sein Vaterland beseelt, in den langen Parteikämpfen gewöhnt, unweigerlich fest zur Landesfahne zu stehn, ist ihm aus eben diesem Gefühl ein Enthusiasmus erwachsen für alles, was die Grösse des Landes und seine Entwickelung in moderner Zeit befördern, und alles, was geeignet sein könnte, die alte Grösse des Landes aufzuhellen, in der glücklichen Zeit, wo noch das Land, sich selbst überlassen, im Hintergrund des unbekannten Oceans schlummerte. Dass er mich als ernsthaften Mitarbeiter auf diesem Felde erkannte, das hat mir seine Freundschaft verschafft, und — bis zum heutigen Tage erhalten. Mit Thränen in den Augen nahmen wir Abschied von einander. Wer weiss, wann wir uns wiedersehn?

Am Abend des 1. August fuhren wir, mit einem Throughticket nach New York versehen, von México ab. Zwei Nächte und einen Tag blieben wir auf der Route, auf der wir ins Land gekommen, dem Ferrocarril central, der von El Paso heraufkommt. Von Villa Lerdo aber zweigten wir ab und nahmen die neue Route, die durch den Staat Coahuila nach Texas und New Orleans führt. Man fährt hier im Süden des Bolson de Mapimi, eines abflusslosen, von Bergen umschlossenen Beckens, das im Centrum die grosse Lagune von Mapimi trägt. Die Eisenbahn selbst geht durch wüstes Land. Sand und Cactus in der Nähe, kahle, absolut kahle Felsberge hüben und drüben. Aber in den Einsenkungen, wo eine Wasserader von den Bergen herabrinnt, die zur Bewässerung benutzt werden kann, dehnen sich weite Baumwollfelder. Und dann ist dies das Land der Weinkultur. Die Trauben gedeihen hier, wo im Winter Feuchtigkeit genug vorhanden, und es zur Zeit der Traubenreife trocken bleibt, prächtig, während in den südlicheren Theilen die in den Monaten Juni bis September täglich fallenden Regen die Traube am Stock

faulen lassen. Aber heiss ist es in diesem Becken, erstickend heiss, und auch die Nacht bringt kaum Abkühlung.

New-Orleans, 4. Aug. 1888.

So haben wir denn México hinter uns und fliegen wieder durch die Vereinigten Staaten. Man passirt auf einer gut construirten Brücke den Rio-Grande, der uns hier nicht sonderlich grösser vorkam, als wir ihn weiter oben bei El Paso gesehen, — das Wasser auch hier und auch jetzt röthlich von den in demselben suspendirten Lehmtheilchen. Drüben liegt Eagle Pass, ein amerikanisches Oertchen, Häuser (Cosmopolitan Saloon), eine im Wiener Styl erbaute City-Hall und die Holzgebäude eines Forts, über welchem stattlich die Stripes and stars wehen. Hier ist Zollrevision, die aber coulant und liebenswürdig abgemacht wird. Dann geht es ins Land hinein. Weite sandige Prairie mit Büschen von Akazien und Arbol de Pirú (pepper tree) und niedrigen Feigencactus. An den Wegrändern und auf den Feldern wuchert üppig die kleinere Sonnenrose, Astern treten schon auf — die Signatur des nördlichen Amerika, und verwilderte Baumwollstauden. Häuser sieht man kaum, doch durchziehen Wege die Prairie, auf denen man beladene Karren und leichte Buggy's dahinrollen sieht. Es ist sehr warm, doch weht ein leichtes Lüftchen vom Golf herüber. — Auch jenseits Spofford junction, wo man die grosse Hauptlinie erreicht, die von New-Orleans durch Texas und die Territorien Neu-Mexico und Arizona nach Californien führt, hält die Wüste an. Und doch ist es dies Jahr grüner als in anderen Jahren, weil es im Winter viel geregnet hat. In der Flora, in den gelben Flachsseiden, die über den Sträuchern hängen, wird man immer noch an mexikanische Typen erinnert. Aber während auf dem Hochland von Mexiko zu dieser Jahreszeit auch die Morgen nicht ohne Wolken sind, ist hier der Himmel strahlend blau und klar, ein lichter, trockener Himmel. Ab und zu passiren wir die trockenen Betten von Flüssen, von Steineichen umstanden, über welche die gelbe Flachsseide hängt. Lebendiges sieht man nicht auf der Prairie; die Heerden von

Kühen und Pferden hallen sich in der Nähe der wenigen Wasserlöcher auf.

In San Antonio Texas kommt man wieder in den Bereich menschlicher Siedelungen, die von da ab sich immer enger aneinander reihen. Sonntäglich geputzte Leute drängen sich auf den Stationen; es ist ein fröhliches Treiben. Ohne Zweifel ist hier, wie in den Gesichtszügen, so auch in den Lebensformen noch der Einfluss des französischen Elements zu erkennen, welches diese Gegeuden zuerst besiedelte. — Ueber ausgedehnte Wiesen und durch mächtige, von Feuchtigkeit triefende Waldungen gelangen wir nach New-Orleans und damit wieder an den Strom, von dem aus wir neun Monate zuvor unsern Weg nach Westen und Süden genommen. Morgen wollen wir über Cincinnati nach New-York und am 11. August schiffen wir uns auf dem nach Hâvre abgehenden Dampfer ein.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berichtigungen.

Seite	Zeile		
Seite 35	Zeile 18	von unten,	lies Wegen statt Wagen.
„ 63	„ 8	„ oben,	fehlt den (tapfern Bewohnern von Chalco).
„ 70	„ 13	„ „	lies Erhebungen.
„ 73	„ 12	„ unten	„ Administrador.
„ 95	„ 16	„ oben	„ Alcalden statt Alcaden.
„ 105	„ 11	„ „	„ Valles statt Valle.
„ 111	„ 5	„ unten	(in der Anm.) lies sphaerocephala statt glomerulus.
„ 114	„ 11	„ „	lies wie von Drachenbäumen.
„ 125	„ 8	„ „	„ dem statt den.
„ 129	„ 4	„ „	„ San „ Santa.
„ 154	„ 19	„ oben	streiche ein.
„ 243	„ 6	„ unten	lies umkehren statt umzukehren.
„ 245	„ 14	„ „	„ hier und da.
„ 245	„ 7	„ „	„ der hohen.


Digitized by Google

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien ferner

Bastian, A., Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipel.
I. Lief.: Die Molukken mit 3 Tafeln. 1884. gr. 8. geh. 5 M.
II. Lief.: Timor und umliegende Inseln mit 2 Tafeln. 1885. gr. 8. geh. 6 M.
III. Lief.: Sumatra und Nachbarschaft mit 3 Tafeln. 1886. gr. 8. geh. 7 M.
IV. Lief.: Borneo und Celebes mit 3 Tafeln. 1889. gr. 8. geh. 7 M.

—— **Einiges aus Samoa und andern Inseln der Südsee.** Mit ethnographischen Anmerkungen zur Kolonialgeschichte. 1889. geh. 1,80 Mark.

Conring, Ad. v., Marroco, das Land und die Leute. Allgemeine geographische und ethnographische Verhältnisse etc. etc. Aus eigener Anschauung geschildert. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plan der Stadt Marrocco. Zweite Ausgabe. 5 M.

Littrow, Wunder des Himmels oder Gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Siebente Auflage. Nach den neuesten Fortschritten der Wissenschaft bearbeitet von **Edmund Weiß,** Director der Sternwarte und Professor der Astronomie in Wien. Mit 15 lithographirten Tafeln und 148 Holzschnitt-Illustrationen. 17 Mark, gebunden 20 Mark.

—— **Atlas des gestirnten Himmels.** Vierte Auflage, bearbeitet von Dr. **Edmund Weiß.** 4 Mark, gebunden 6 Mark.

Hempel's neue Classiker-Ausgaben:

(Schönes Oktav-Format. — Holzfreies Papier.)

Goethe's Werke. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von **W. Freiherrn von Biedermann, Heinrich Düntzer, G. v. Loeper** und **Fr. Strehlke.** 27 Theile. 30 Mark, in 16 Bände gebunden 40 Mark.

Goethe's Werke. (Gedichte, Dramen und Novellistisches.) Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von **Heinrich Düntzer, G. v. Loeper** und **Fr. Strehlke.** 12 Theile. 20 Mark, in 12 Bände gebunden 28 Mark.

Lessing's Werke. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von **Rob. Boxberger, Robert Pilger, Carl Chr. Redlich, Th. Vatke, Georg Zimmermann** u. A. 10 Theile. 8 Mark, in 4 Bände gebunden 11 Mark.

Schiller's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. Herausgegeben von **Robert Boxberger** und **Wendelin v. Maltzahn.** Nebst Biographie. 16 Theile. 10 Mark, in 8 Bände gebunden 14 Mark.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



